Princeton University Library
32101 066118256
Digitized by Google

VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI SUB NUMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Germania.

Enthaltend:
ſprachwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutſcher Sprache und Poeſie, Nachrichten von Altdeutſchen Handſchriften, Mittheilungen aus lebenden Deutſchen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutſchen Litterargeſchichte, und Ueberſichten der Deutſchen Sprachlitteratur ſeit 1834.

Von der Berliniſchen Geſellſchaft
für
Deutſche Sprache
und
Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Dritter Band.

Mit Beiträgen von Burmeiſter, Dronke, v. Gruber, Höfer, Lütcke, Riedel, San-Marte, Uhden, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Nebſt Abbildungen von zwei Nibelungenhandſchriften.

Berlin, 1839.
Verlag von Hermann Schultze.

Digitized by Google

# Neues Jahrbuch
## der Berliniſchen Geſellſchaft
## für
# Deutſche Sprache
## und
# Alterthumskunde.

Enthaltend:
ſprachwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutſcher Sprache und Poeſie, Nachrichten von Altdeutſchen Handſchriften, Mittheilungen aus lebenden Deutſchen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutſchen Litterargeſchichte, und Ueberſichten der Deutſchen Sprachlitteratur ſeit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Dritter Band.

Mit Beiträgen von Burmeiſter, Dronke, v. Gruber, Höfer, Lütcke, Riedel, San-Marte, Uhden, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Nebſt Abbildungen von zwei Nibelungenhandſchriften.

Berlin, 1839.
Verlag von Hermann Schultze.

Printed in Germany

Digitized by Google

(RECAP)

3400
386
v. 3-4

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY DUPL>
32101 038071104

# I.

# Nibelungen.

## Neunzehnte Handſchrift.

Bl. 1, S. a, Sp. 1.

*des libes* vn̄ der eren  ia dŭnchet ez mich gůt.
als ich mich versinne  si sint zornich gemůt.

Vn̄ sint oůch zenbrusten  sumeliche also wít.
swer sin selbes hůtte  der tů daz enzit.
ich wen si under siden  die liehten brúnne tragen.
wen si da míte meinen  daz chan ich níemen gesagen.

Do sprach in zornes můte  hagen der kůne man.
ich weiz wol daz ez allez  vf mich ist getan.
daz si díu líehten waffen  tragent in der hant.
vôr in mohte ich geriten  noch in burgunden lant.

Nv saget mir fríunt volker  welt ir mir gestan.
ob mit mir wellent striten  die chriemhilde man.
daz lat ir mich horen  als liep ich iv si.
ich wôn iv immer mer  mit díenste getriwelichen bi.

Ich hilf iv sicherlichen  sprach der spileman.
ob ich iv saehe selbe  den chunic gan.
mit allen sinen reken  die wil ich leben můz.
so entwichet iv durch vórhte  nímmer min vůz.



506582

Digitized by Google

Nv lon iv got von himel edel volker.
ob si mit mir stritent wés bedarf ich mer.
sit ir mir welt helfen als ich han uernomen.
so suln dise reken uil gewerlichen chomen.

Nv sten wir von dem sedele sprach der spilman.
ez ist ein chuneginne vn̄ lan si vúr gan.
bíetet ir die ere si ist dôch ein edel wip.
da mit ist doch getívret vnser ietweders lip.

Nein durch mine liebe sprach do hagene.
so wolten sich uersinnen dise degene.
daz ichz durch vorhte tâete solt ich hine gen.
ich wil durch ir deheinen nímmer von dem gesidele stên.

Ja zímt vns beiden zware wir lazen daz.
zwíu solt ich den eren der mir ist gehaz.
daz getûn ich nímmer die wil ich han den lip.
ouch enrûch ich wie daz nidet des chunic ezelen wip.

Der vbermûte hagene leíte vber sínív bein.
eín uil liehtez waffen vz des chnopfe schein.
eín uil líehter iaspis gruner danne ein gras.
wol erchandez chriemhilt daz ez sifrides was.

Do si daz swert erchande do gie si trûrens not.
daz gehelze daz was guldin[1]) (div scheid eiu port rot.
Ez ermant si ir leide. weinen si began.
Ich wæn ez het) darvmbe der chûne hagen getan.

Sp. 2.

Volker der snelle zôch naher vf der bank.
einen videlbogen starken michel vn̄ lank.
gelich eíme swerte uil scharph vn̄ breit.
do sazen unervorhte die degen chûne vn̄ gemeit.

Nv duhten sich so here die zwene kûne man.
daz si niht wolten von dem gesidele stan.
durch niemans vorhte des gie in an den vv̂z.
díu edel chunegínne si bot in vintlichen grûz.

---

[1]) Es sind zwei Zeilen weggeschnitten.

Si sprach nv saget her hagene  wer hat nach iv gesant.
daz ir getorstet riten  her in ditze lant.
vñ ir doch wol wizet  waz ir mir habt getan.
hetet ir gute sinne  ihr hetez billichen lan.

Nach mir sande niemen  sprach do hagene.
man ladet her zelande  drie degene.
die heizent mine herren  wan ich bin ir man.
deheiner houe reise  bin ich in selten ab gegan.

Si sprach nv saget mir mere  zwiu tatet ir daz.
daz ir daz uerdiente  daz ich iv bin gehaz.
ir slůget sifriden  den minen lieben man.
des ich vnz an min ende  genůk zeweinen han.

Er sprach waz sol des mere  der rede ist nv genůk.
ich binz et auer hagene  der sifriden slůk.
den helt vz niderlande  wie ser er des engalt.
daz diu frowe chriemhilt  die schônen *brunhilden* schalt.

Ez ist et ane *lôugen  chuneginne rich.*
ich han es alles schůlde  den schaden schadelich.
nv rechez swer der welle  wip oder man.
ich welle danne liegen  ich han iv leides uil getan.

Si sprach daz hôrt ir herren  daz er mir lougent niht.
aller miner leide  swaz im da von geschiht.
daz ist mir uil vnmaere  ir ezelen man.
die vbermůten reken  einander sahen an.

Swer den strit nv hube  so wer da geschehn.
daz man den zwein reken  der eren muse iehn.
wande siz instůrme heten  dieche wol getan.
des sich iene vermazen  daz musen si durch vorhte lan.

Do sprach einer der reken  wes sehet ir mich an.
daz ich iv ê da lobte  des[1]) (wil ich ab gan.
Jch wil durch kein gabe. verliesen den lip.
Ja wil vns ver)leiten[2]) de(z kvng Etzeln wip.)

---

[1]) Es fehlen wieder zwei Zeilen.
[2]) Sp. 3. Anfang der abgeschnittenen Zeilen.

Do sprach (da bi ein ander. dez selbē hā)
ich můt (. Der mir gæb tv́rn. von ro)
tem gol(de gůt. Disen fidellær. den)
wolt i(ch niht bistan. Durch sin swinde)
blike d(ie ich an im ersehn hā.)

Ouch erc(kenne ich Hagē. von sinen)
iůngen (tagen. Dc mā von dē helde.)
mach (wol mær sagen. In)
zweînt (vn zweinzig stv́rmē. hā ich in gesehn.)
da von (vil mang$^{s}$ frawē. ist h$^{s}$zen)
leide ge(schehen.)

Er vn̄ d(ie von spane. slůgen wunden wit.)
da si h (bi Etzil vahten. mangē herten strit.)
ze eren (dem kvng. dez ist vil geschehen.)
dar un (von mv̊z man Hagen. der eren)
billiche (iehen.)

Danno(ch waz der recke. siner iar ein)
chin(t. daz do die ivngen ware. wi)
gris d(i nv sint. Nu ist er comē ze)
witzen (. vn̄ ist ein grulih man. Och)
treit e(r Palmvngē. den er vil vbil gewan.)

Da mit (waz ez gescheidē. daz da nimen)
streît (. Do waz der kvnginne. vnmaz)
lichen (leit. Die helde kerten dannā.)
sie vor(hten den tot. Vor dem Fidellære. dez)
gie si (wærlichen not.)

Do sprac(h der Fidellær. wir han dc)
wol e(rsehn. Daz wir hie vinde fvndē.)
als w(ir .e. hortē iehn. Nv sul wir zů den kvngē. hinz hof
gen. So getar vnser herren.)
mit s(trit nieme bistan.)
den cl[1])
Wie dik (ein man durh forht. mangi)
dinch (v$^{s}$lat. Swa so frivnt bi frivnde.)

---

[1]) Hier ſcheint die Handſchrift von allen übrigen Hdſ. abgewichen zu ſein.

friun(tlichen stat. Vn̄ hat er gůt sinne.)
daz e(r sin niht tv̊t. Schad vil manges)
mann(es. wirt mit sinnē wol bihůt.)

Nv wil (ich iv uolgen. sprach do Hagene.)
si gien(gen da si fvnden. zier degene.)
in groz(zem antfange. an dem hof stan.)
volker (der cv̇ne. vil lut er sprechen)
began.

Er sp(rach zesinen herrē. wie lang)
we(lt ir stan. Daz ir ivch lat dringen.)
ir sult (zehof gan. Vn̄ hȯrt an dem kv)
nige v(vi er si gemůt. Do sah man sich)
gesellen (. di helde cv̇n vn̄ gůt.)

Der vu(rste von Bern[1]). der nam an sin hant.)
gunth(er den richen. von Burgvnde)
lant. (Iremfrit nam Gernot. den vil cvnen man.
Do sah man Rv̊dger. *ze hof nah Giselh’en* gan.

Bl. 1, S. b, Sp. 1.

Swie sich gesellet iemen. oder ze) houe gie. uolker[2])
vn̄ Hagen. geschieden sich) nie. niwan in
(dem stvrme. an ir endes zit.) daz mûsen
(edel frawē. beweinen groz)lichen sit.

(Do sah man mit den kvngen) hinze hȯue
(gan. Ir edeln ingesindes. tusen)t chûner
(man. Dar uber sehzig reckē. die) sach man[3])
(mit in comen. Die het in si)me lande
(der cv̇n Hagen genomen.

Hawart vn̄ Irinc. die zw)ene chûne
(man. Sah man gesell)ekliche bi dem
(kvngen gan. Dancwart vn̄) wolfhart die
(tivrlichen degen. die sah m)an wol ir
(tugēde. vor den and’n p)hlegen.

---

[1]) Die Berliner Hdſ. ſetzt: Von Bern der furste.
[2]) Schluß der weggeſchnittenen Zeilen.
[3]) Die Berliner Hdſ. lieſt: die waren mit.

(Do der Vogt vom Rine. in den P)alas gie. ezel
(der riche. nit lang$^{s}$ daz en)lie. er sprank
(von dem sedel. als er in co)men sach. ein
(grůz so reht schon. ich wæn vō)in chunigen
(iemer geshach.

Sit willecom h$^{s}$ Gvnth$^{s}$) vñ oûch her
(Gernot. vñ ivr brůd$^{s}$) giselher
(. min dienst ich iv enbot. Mit t)riwen wille
(clichen. ze Worms vber Rin.) ir vñ allez
(ivr gesinde. sult mir groz w(illechomē sin.

(Nv sit vns auch vil willecom)en ir zwên
(degene. Volker der cvne. vñ) ouch her
(Hagene. Mir vñ och der kvngin)ne her in
(ditze lant. Si hat iv mangen) boten[1]) hinze
(Rine gesant.

Do sprach von Troni Hagē. d)es han ich
(vil vernomē. wær ich durch) mine herrē
(zen Hvnē her nit comen. So w)er ich iv
(ze eren. geriten in daz lan)t. do nam
(d$^{s}$ wirt vil edel. die lieben) geste bi der
(hant.

Er braht si zem sedel. da) er ie selbe
(saz. Do schanct man den) gesten mit
(vliz tet mā daz. In witen) golt schalen
(met moras vñ win. Vñ bat di) ellenden
(got willecomen sin.

Do sprach der kvnc Etzil. dez) wil ich iv
(v$^{s}$iehen. Mir cvnd in dirre we)lde nimmer
(lieber nit geschehen. Dannoch a)n iv helden
(. daz ir mir sit comen. Dez i)st der chûne
(ginne. michel trvren benomen.

Mich nimt michel wnd$^{s}$.) waz ich iv
(hab getan. So mangen gast edel)en den ich ge
(wnnen han. Daz ir nie ger)ůchet chomen

---

1) Die Berliner Hdſ. ſetzt richtiger boten mangen.

(in min lant. Daz ich ivch hie) gesehn han
(dc ist zefrâdē mir gewa)nt.[1])

Sp. 2.

(Dez antwrt Rudger. ein ritter hohgemût.
Ir mugt si sehn gern. ivr) triwe diu ist gût.
vñ miner frowen mage chunnen wol triwen phlegen
si bringent iv zehûse manigen herlichen degen.

An dem sunewende abent die herren waren chomen.
in ezelen hôf des richen uil selten ist uernomen.
von also grozzem grûze als er die helde enphie.
nv was ouch ezens zite der chunic mit in zetische gie.

Ein wirt mit sinen gesten schoner nie gesaz.
man gab in volleklichen trinken vñ az.
alles dessi gerten des was in bereit.
man hete von den helden michel wunder geseit.[2])

Der tak der het ende vñ nahent diu naht.
die wege muden geste ir sorge si ane vaht.
wan si solten rûwen vñ an ir bette gan.
daz bereite hagene ez wart in schiere chûnt getan.

Gunther sprach zem wirte got laze ivch wol geleben.
wir wellen varen slaffen ir sult vns vrlôup geben.
ob ir gebietet so chom wir morgen vrû.
er schiet von sinen gesten uil harte urolichen dv̂.

Dringen allenthalben man do die geste sach.
volker der chûne zv̂ den hûnen sprach.
wie geturret ir den reken vûr die vuze gan.
welt ir iuch sin niht miden so wirt iv leide getan.

So slahe ich etelichem einen gygen slac.
hat er getriwen iemen daz erz beweinen mac.
wan wichet ir uns reken ia dunket ez mich gût.
ez heizent allez degene vñ sint geliche niht gemût.

---

[1]) Es fehlen wiederum zwei weggeſchnittene Zeilen.
[2]) Die aus der Hohenems-Laßbergiſchen Hdſ. eingerückten Zeilen 7293 — 7304 fehlen hier, ſammt der Ueberſchrift, welche letzte die Berliner Hdſ. vor 7289 ſetzt.

Do der uidelaere so zornklichen sprach.
hagen der chûne hinder sich do sach.
er sprach iv redet rehte der chune spilman.
ir degen chriemhilte ir sult zenherbergen gan.

Des ir da habet willen ich wen ez iemen tv̊.
welt ir ihtes beginnen so choment morgen vrů.
vn̄ lat uns ellenden hint haben gemach.
ia wen ez von helden mit solhem willen ie geschach.

Do brahte man die geste in einen witen sal.
den vunden si berihtet schône uber al.
mit richen betten lank vn̄ breit.
in rìet díu frowe chriemhilt díu uil grozlichen[1])
(leit.

Sp. 3.

Vil mangē golts spæhē. vn̄ matreiz) man do sach.
von uil liehtem phelle vn̄ manik schône bette dach.
die arabŷschen siden die beste mohten sin.
dar uffe lagen listen die gaben herlichen schin.

Div deklachen hermin uil manigiv man do sach.
vn̄ von swarzem zobele dar under si ir gemach.
des nahtes schaffen wolden vnz an den liehten tak.
ein chunic mit sinem gesinde nie herlicher gelak.

O we der naht selde sprach giselher daz chint.
vn̄ ouch míner friunde die mit uns chomen sint.
swie ez doch mín swester mir harte wol erbot.
ich vurhte daz wir mvzen von ir schůlden ligen tot.

Nv lat iwer sorgen sprach hagen der degen.
ich wil hint selbe der schilt wache phlegen.
ich trowe ivch wol behůtten vnz vns chv̊met der tak.
des sit gar an angest so genese danne der der mak.

Nv nigen si im alle vn̄ seiten im des dank.
si giengen zv den betten díu wile was niht lank.

---

[1]) Es fehlen wieder zwei weggeſchnittene Zeilen.

daz sich geleit heten  die waetlichen man.
hagen der chûne  sich waffen began.

Do sprach der uidelaere  volker der kûne degen.
versmahet ez iv niht her hagen  ich wil mit iv phlegen.
der schiltwâche hínt  vnz morgen vrů.
der helt uil minneklichen  dankte volkern dv̊.

Nv lon iv got von himel  uil edel uolker.
zallen mínen sorgen  bedarf ich nihtes mer.
níwan íuch aleíne  swa ich hete not.
ich sol ez wol uerdienen  mich enwende sin der tot.

Do waffenten si sich beide  in liehtez ir gewant.
do nam ir ietweder  den schilt an die hant.
vn̄ giengen v̊z dem hûse  vur die tûr stan.
do huten si der geste  daz was mit triwen getan.[1])

Vnder die tûr des hûses  saz er vf den steín.
chuner uidelaere  wart nie deheín.
do im der seiten done  so suze do erchlanc.
die stolzen ellenden  die seiten volkeren dank.

Do klungen sine seíten  daz al daz hv̊s erdoz.
sin ellen zvder vûge  díu warn beidiu groz.
sûze vn̄ senfte  uideln er began.
do entswebet er an dem bette  manigen sorgenden man.

Do si entslaffen waren  vn̄ er daz ervant.[2])

* * * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * * * * * * * *

Bl. 2, S. a (ſtellenweiſe verwiſcht), Sp. 1.

(vn̄ heizt mir) gewinnen min lieht wik gewant. 9383
ich wil selbe uragen  die helde vz burgunden lant.

Do sprach meister hiltebrant  wer sol zv iv gan.
swaz ir habet der lebenden  die seht ir bi iv stan.
daz bin ich alters eine  die andern di sint tot.
do erschrak er dirre maere  des gie in waerlichen not.

---

[1]) Hier fehlt eine Stanze, Z. 7365—68, wie in der Berliner Hdſ.
[2]) Schluß der 3. Sp. und des 1. Blattes.

Wan er leit so grozez zer werde nie (ge)wan.
er sprach vil sint erstorben alle mine man.
so hat min got uergezen ich armer dietrich.
ich was ein chunic here gewaltik vñ rich.

Wie chundez sich gevůgen sprach aber dietrich.
dasse alle sint erstorben die reken lobelich.
von den strit muden die doch heten not.
wan durch min vngeluke in waere fromde der tot.

Sit min vngeluke sin (ni)ht wolte (enbern.)
so saget mir ist der geste (deheiner noch) genern.
do sprach meister hil(prant) weiz got nieman (mer.)
(ni) wan ha(gen allei)ne vñ gunther der chunic her.

O we uil lieber wolfhart sol ich dich han uerlorn.
so mak mich balde riwen daz ich ie wart geborn.
sigestap vñ wulfwin vñ ouch wolfprant.
wer sol min danne huten in der amelunge lant.

Helfrich der chune vñ ist mir der erslagen.
gerbart vñ witschart wie solt ich die uerklagen.
daz ist an meinen frouden mir der leste tak.
ôwe daz vor leide niemen sterben mak.

Do suhte der herre Dietrich selbe sin gewant.
im half daz er sich waffent meister hiltebrant.
do klaget also se(r.) der kreftige man.
daz daz hûs erd(ie)zen von siner stimme began.

Do gewan er widere rehten mannes můt.
in grimme wart gewaffent do der helt gůt.
einen schilt uil uesten nam er an die hant.
si giengen beide dannen er vñ meister hiltebrant.

Do sprach von tronye hagene ich sihe dort her gan.
den herren dietrichen der wil uns bestan.
nach sinem herzenleide daz im ist geschehn.
man sol hiute kiesen wem man des besten sule sehn.[1]

[1]) Es fehlen zwei weggeſchnittene Zeilen.

Sp. 2.

(Ja dunct sich von Bern. der herre Dietrich.
nie so starc des libes noch so) gr(i)mmeklich.
vn̄ wil erz an uns rechen daz im ist getan.
also redete hagene ich getar in eine wol bestan.

Dise rede hôrte dietrich vn̄ hiltebrant.
er kom da er die reken beide stende vant.
vzer halp dem hûse gelcinet an den sal.
sinen schilt den gûten den sazte dietrich zetal.

In leitlichen sorgen sprach do dietrich.
wie habet ir so geworben gunther chunic rich.
wider mich ellenden waz het ich iv getan.
alles mines trostes bin ich eine gestan.

Iuch duhte niht der volle an der grozen not.
daz ir uns Rudegeren den helt slûget tot.
nv habet ir mich entanet aller miner man.
iane heten iv.... helde solher leide niht getan.

Gedenket an iuch selben vn̄ an iwer leit.
tot der iwer friunde vn̄ ouch div arbeit.
ob ez iv gûten reken besware iht den mût.
tot der Rudegeres owe wie we mir der tût.

Ez geschach ze dirre werlde nie leider manne mer.
ir gedaht ubel an min vn̄ an iwer ser.
swaz ich frouden hete diu lit von iv erslagen.
(Jan) mak ich nimmer mere mine mage verklagen.

Jane sin wir niht so schûldic sprach hagene.
ez giengen iwer helde zv disem gademe.
gewaffent wol zenvûzen mit einer schare breit.
mich dûnket daz diu mere iv niht rehte sin geseit.

Waz sol ich geloûben mere mir seite hilte(prant).
do mine reken gerten von (Amel)unge lant.
daz ir in Rudegeren (gæbt) vz dem sal.
do bûtet ir niwan spoten minen helden her zetal.

Do sprach der chunic von rine si iahn si w(o)lten tragen.
Rudegern von hinnen den hiez ich in versagen.

Digitized by Google

czeln zeleide vn̄ niht den dinen man.
vnze daz do wolfhart dar umbe schelten began.

Do sprach der helt von berne ez (mv̊z) et also sin.
gunther chunic edel durh die zuht din.
ergetze mich der leide div mir von dir sint geschehn.
vn̄ sunez ri(tter cv)ne daz ich des chunne dir (geichen.

Sp. 3. Anfang der weggeſchnittenen Zeilen.

Ir gebt iuch mir ze gisel. dv vn̄ och din man.
so wil ich behûten. so ich alles beste can. daz dir hie zen)
hunen (. niemen nit entût. Du solt an)
mir (nit findē. nivn triv vn̄ allez gût.)

Daz en(welle got von himel. sprach do)
hagen(e. Daz sich dir ergeben. alsuz zwen
degen(e. Die noch so werlichen.)
gewaf(ent gen dir stant. Vn̄ noch so ledeclichen. vor)
ir vian(den gant.)

Ir sult (ez nit versprechē. so sprach)
dietri(ch. Gvnther vn̄ Hagen. ir habt)
bede (mich. So ser besweret daz herz)
vn̄ ouc(h den mût. Welt ir mich erget)
zen d(az ir daz billichen tv̊t.)

Ich gib (iv min triwe. vn̄ sicherlich)
hant. d(az ich mit iv rit. heim in ivr)
lant. ic(h beleit ivch wol mit eren.)
oder ic(h gelig tot. vn̄ wil durch ivch)
uergez(zē. mins grozlichē not.)

Nv mûte(t sin nit mse. sprach aber)
hagene(. Von vns enzimt daz mær. niht)
ze sagen(e. Daz sich iv ergeben. Zwen also)
chûne (man. Nu siht man bi iv niemē.)
niwan (Hilprādē stā.)

Do sprac(h meists Hillprant. Got weiz)
her ha(gen. Der iv den frid da bivtet.)
mit iv (zetragen. Ez cumt noch an die)
stunde d(c ir in mohtē nemē. Der)

Digitized by Google

sůne m(ines h'ren. moht ir ivch)
lazen g(ezemen.)

Ja naem (iche. dīe sv̊n. sprach aber)
hagen(e. E. ich so lasterlich. vz einem)
gademe(. Fluhe meister Hilprant. als ir)
da habe(t getan. Ich wand das ir evn)
det baz (bi fianden stan.)

Dez antw(rt Hilprant. zwi v'wizt)
ir mir d(as. Wer waz der uf dē schilt.)
vor dem (wasigē stein saz. Do im von spane)
walther(. so vil d' frivnde slůc. Och)
habet ir (noch ze zeigē. an iv selb' genv̊c.)

Do sprach (d' h're Diet'ch. dc zimt)
niht held (lip. Daz si suln schelte. samt)
díu alten (wip. Ich verbivt iv Hilt)
brant da(z ir iht sprecht mer. Mich)
ellenden (recken. twingēt *grozlichiv)*
ser.
Lat horen (sprach do Dietrich. recke Hagene.)
waz ir bed (sprachent. snelle degene. Do)
ir mich g(wappent. zů iv sahent gan.)
iahet daz (ir eine. mit strit woltēt mich)
bestan.[1])

(Ja laugent iv des niemen. sprach Hagen d' degē.
Ich welles hie v'sůchen. mit dē starken slegen.
Es en si das mir zebrest. das nibelung) swert. mir[2])
(ist zorn dc vns' zweir. hie ze g)isel gegert.

Bl. 2, S. b, Sp. 1.
(Als Dietrich erhorte. den grim)men hagen
(mv̊t. Den schilt zuct er drate.) der snelle
(degen gůt. Wie balde gen im) hagene
(von der stieg spranc. Nibel)ůnge swert
(dc gůt. vil lvt uf Diet'ch er)chlank.

---

1) Hier ſind wieder zwei Zeilen weggeſchnitten.
2) Schluß der weggeſchnittenen Zeilen.

(Nv west wol her Diet$^{s}$ch. d)az der chûne
(man. Vil grimmes mv̊tes) waere scher
(mē in bigan. Der h$^{s}$re vo)n berne
(vor angstlichen slegen. Wol) bechander
(Hagen. den zierlichen) degen.

(Och forht er Palmvngē. ei)n waffen gůt
(genv̊c. Vnder wilen Dietrich.) mit listen
(wider slv̊c. Hinz daz) dietrich mit
(strite[1]) Hagen twanc. Er slů)k im eine
(wndē. div was tief vn̄ l)ank.
(Do gidaht im her Diet$^{s}$ch.) du bist innot
(erwigē. Ich han dez lvtzil) ere soltu
(vo mir tot geligen. Ich wi)l sus uer
(sv̊chen. ob ich twing)en chan. mir
(zeinem gisel. das wart mit) sorgen getan.

(Den schilt liez er vallen. sin s)terke diu
(wc groz. Hagen von tron)ẏe mit ar-
(men er bisloz. Dez wart v)on im be
(twngē. do der cv̇n m)an. gunther
(der edel. darvmb trvr)en began.

(Hagen bant do Diet$^{s}$ch.) vn̄ vurt in
(da er vant. Die edeln k)uneginne er
(gab iren bi der hant. Den) aller chuinsten
(recken. der ie swert getrv̊)k. nach ir
(grozzē leide. wart si fr)olich genůk.

(Vor lieb neig dem deg)ene daz ezeln
(wip. Immer si dir sæli)k din herze
(vn̄ och din lip. Du hast mich) wol ergezet
(aller miner not. daz so)l ich immer
(dienē. mich erwendez) der tot.

(Do sprach der herre Diet)rich ir sult in
(lan genesen. Edeliv kvn(eginne vn̄ mak
(das noch gewesen. Vil wol) er iuch er
(gezt. swaz er iv hat get)an. er sol des

---

[1]) Die Berliner Hdſ. lieſt Hinz das mit listen. Dietrich Hagen twanc.

(nit engelten. daz ir, in) gebunden sehet
(stan.

Do hiez si Hagen fv̊ren.) an sinen vnge
(mach. Da er lag bislozzen.) vn da in nie
(men sach. Gvnther der edel) eke[1]) roůfen do
(bigan. War com der h)elt von berne
(. der hat mir leid geta)n.

Do gieng im engegen.) der herre die[2])
(trich. Daz Gvnth$^{s}$es ellen. daz waz lobelich.
Do beit och er niht mer. er gie fur den sal.
Von ir bæder swerten.) hůp sich ein grozlicher schal.

Sp. 2.

Swie uil der herre dietrich lange was gelobet.
gunther was so sere erzurnet vn̄ ertobet.
wan er von herzen leide sin starker vint was.
man saget ez noch zewunder daz her dietrich genas.

Ir ellen vn̄ ir sterke *waren beidiu groz.*
palas vn̄ turne von den *slegen doz.*
do si *mit* swerten hiwen vf die helm gůt.
ez hete der chunic gunther einen grimmigen mv̊t.

Sit twank in der von berne als hagen ê geschach.
daz blůt man durch die ringe vaste vliezen sach.
von eime scharpfen swerte daz truk dietrich.
do het gewert nach mude der helt lobelichen sich.

Der herre wart gebunden von dietriches hant.
swie chunige niht gezaeme ze haben solhiu bant.
er daht ob er in lieze der chunic vn̄ sin man.
alle die si vunden musen tot von in bestan.

Dietrich von berne der nam ĩn bi der hant.
do vůrt er in gebunden do er chriemhilten vant.
si sprach willekom gunther von burgunden lant.
ich han iuch hie zen hůnen uil gerne bechant.

---

1) Scheint rekke für edele.
2) Wieder 2 Zeilen weggeſchnitten.

Er sprach ich solt iv nigen edeliu swester min.
ob iwer gruzen mohte genadeklicher sin.
ich weiz iuch chuneginne so zornich gemůt.
daz ir mir vnde hagenen swachen gruzen gelůt.

Do sprach der helt von berne uil edeles chuniges wip.
ez wart nie gisel mere so gůter ritter lip.
als ich iv frawe here an in gegeben han.
ir sult die ellenden min uil wol geniezen lan.

Si iach si taetez gerne do gie her dietrich.
mit weinenden ougen von den reken lobelich.
sit rach sich grimmeklichen daz ezelen wip.
den v̊zerwelten reken nam si beden den lip.

Sie lie si ligen sunder durch ir vngemach.
daz ir sit entweder den andern nie gesach.
vnz si ir bruder hoûbet hin vůr hagen trůk.
der chriemhilte rache wart an in beiden genůk.

Do gie diu chuneginne do si hagenen[1]) (sach.
Wie reht vintlichen. si zů dem helde sprach.
Welt ir mir geben widᷣ. das ir mir habt genomen.
So mugt) ir noch wol wider heim ze burgůnden chomen.

Sp. 3.

Do sprach der grimme hagene diu rede ist uerlorn.
uil edeliu chuneginne ich han des gesworn.
daz ich den hort niht zeige die wile vn̄ ich leben.
deheinem minem herren sol ich in nimmer gegeben.[2]).

Ich bringez an daz ende sprach daz edel wip.
do hiez si ir bruder nemen sa den lip.
man sluk im abe daz hoûbet bi dem hare si ez trůk.
vur den helt von tronÿe do was im leide genůk.

Also der vngemůte sines herren hǒpt er sach.
wider chriemhilte do der reke sprach.

---

[1]) Zwei Zeilen weggeſchnitten.

[2]) Die allein in der Hohenems-Laßbergiſchen Hdſ. folgende Stanze (Z. 9589—92) fehlt auch hier.

du hast ez nach diuem willen an ein ende braht.
vñ ist ouch rehte ergangen als ich mirs hete gedaht.

Nv ist von burgunden der edel chunic tot.
giselher der íunge vñ ouch her gernot.
den schatz weiz nv nieman wan got vñ min.
er sol dich valandin immer wol uerborgen sin.

Si sprach so habet ir ubel geltes mich gewert.
so wil ich doch behalten daz sifrides swert.
daz truk min lieber man da ich in iůngist sach.
an dem mir herzeleide von iuwern schůlden geschach.

Si zoch ez vz der scheide des chunder niht erwern.
do dahte si den reken des lebens behern.
si hůb ez mit ir handen daz hoûbet si im abe slůk.
daz sach der chunic ezele do was im leide genůk.

Waffen sprach der vurste wie ist nv tot gelegen.
von eines wibes handen der aller túriste degen.
der ie chom zesturme oder ie schilt getrůk.
swie vint ich im waere doch ist ez mir leit genůk.

Do sprach der alte hiltebrant ia genivzet si sin niht.
daz si in slahen getorste swaz halt mir geschiht.
swie angestlich er brahte mich selben ouch in not.
doch so wil ich rechen des chůnen tronÿeres tot.

Hiltebrant mit zorne zv der chuneginne sprank.
do slůk er chriemhilte einen swinden swertes swank.
ia tet ir dîu sorge von hiltebranden wê.
waz mohte si gehelfen daz si so grozlichen schrê.

Die Mittheilung dieſer Nibelungen-Bruchſtücke verdanke ich meinem werthen Freunde Dr. Dronke zu Koblenz, der ſie kürzlich entdeckt hat, und mir dabei noch Folgendes ſchreibt:

„Es ſind zwei zuſammenhangende Blätter von ſtarkem Pergament; das Format muß ziemlich groß geweſen ſein, denn unten ſind $1\frac{1}{2}$ Zoll, und an der Seite gewiß 3 Zoll weggeſchnitten. Jede Seite nämlich enthält drei Spalten, (jede Spalte noch jetzt 49—50 Zeilen,) oder durchſchnittlich 30 Strophen; früher müſſen auf jeder Spalte 52 Zeilen geſtanden haben. Unten ſind jedoch

2—3 Zeilen weggeſchnitten; da aber auch ein bedeutendes Stück des Randes, zum Theil ſchief weggeſchnitten iſt, ſo ſind auf den Vorderſeiten beider Blätter nur die Anfangsworte der dritten Spalte, und auf den Rückſeiten die Endworte der erſten Spalte übrig. Da nun jedes Blatt ungefähr 60 Strophen enthalten hat und das erſte Blatt mit Z. 7378 ſchließt und das zweite mit Z. 9383 anfängt, ſo fehlen dazwiſchen 2000 und einige Verſe. Die Blätter jedoch, welche dazwiſchen gelegen haben, können nur acht betragen haben, d. h. 8mal 60 Strophen oder 1920 Zeilen. Und dieß ſtimmt auch ganz gut mit Ihrer Ausgabe; denn es finden ſich unter jenen 2000 Verſen zwanzig mit Sternchen bezeichnete Strophen; zieht man dieſe Zahl, d. h. achtzig Verſe, von jener ab, ſo haben wir den Inhalt, der auf den dazwiſchen befindlichen Lagen geſtanden hat. Zugleich ergiebt ſich, daß die vorliegenden zwei Blätter etwa das erſte und zehnte, oder zweite und elfte einer ganzen Lage geweſen ſein müſſen, je nachdem die Lage aus zehn oder zwölf Blätter oder fünf bis ſechs Bogen beſtand.

Die Strophen ſind abgeſetzt; jede beginnt mit einer neuen Zeile und einem großen, roth oder blau ausgemalten Buchſtaben; die Reimzeilen ſind nicht abgeſetzt, am Schluſſe einer jeden ſteht ein Punkt. Abkürzungen in der Schrift finden ſich nicht, mit Ausnahme des Wörtchens vn̄, welches immer ſo erſcheint. Ueber dem i iſt kein Punkt, ſondern zuweilen ein einfacher Strich ′ oder ein gedoppelter ″ welcher auch über anderen Vokalen und Doppellauten ſteht; nur das y in dem Worte tronẏe hat einen ſtarken Punkt. Die übrigen orthographiſchen Eigenthümlichkeiten ergeben ſich aus der Abſchrift, welche ganz genau mit dem Original übereinſtimmt. Der Schrift nach gehört das Fragment in das 13., oder höchſtens in den Anfang des 14. Jahrhundertes, ſoweit ich nach meinem paläographiſchen Kenntniſſen zu urtheilen im Stande bin.“

Schon aus der obigen Berechnung ergiebt ſich, wie auch im Briefe weiter angedeutet wird, daß dieſe Handſchrift der älteren, oder vielmehr mittleren Darſtellung folgt, indem die mit Sternchen bezeichneten Stanzen meiner Ausgabe allein der jüngſten Ueberarbeitung in der Hohenems-Laßbergiſchen Handſchrift angehören, wie die eben auch in vorliegenden Bruchſtücken fehlenden 4 Stanzen (Zeile 7293—304. 9589—92). So wird denn ohne Zweifel auch die Schlußſtanze „der Nibelungen Noth“ nicht zu „der Nibe-

lungen Lied" erweitert haben. Auch zeigt die Schreibweiſe und die Schrift ſelbſt, in der beigefügten Durchzeichung, nächſte Aehnlichkeit mit der St. Galler Handſchrift, und daſſelbe Alter, um 1300. Der Text ſelber nähert ſich aber faſt noch mehr der Berliner Handſchrift, und hat allein mit dieſer auch die Auslaſſung einer Stanze (Z. 7365—68) gemein. In einer überall mannigfaltig abweichenden Stanze (Z. 9561—64), wo die Berliner Handſchrift eigenthümliche Reimveränderung hat, ſtimmt das Bruchſtück dagegen mehr mit den übrigen Handſchriften, obwohl auch eigenthümlich. Und ſo machen nicht nur Uebereinſtimmungen und Beſtätigungen, ſondern auch Eigenheiten mancherlei Art dieſe Bruchſtücke ſehr ſchätzbar, die abermals die Urkundenzahl[1]) unſers größten Heldengedichts bereichern. Sie ſind das einzige Beiſpiel einer alten Nibelungenhandſchrift in drei Spalten, und die folgenden Blätter haben vermuthlich nicht allein die drei Schlußſtanzen, und die Klage, ſondern auch wohl noch andere Heldenlieder dieſes Kreiſes enthalten, wie das Heldenbuch an der Etſch, aus welchem das Ambras-Wiener Heldenbuch, ebenfalls dreiſpaltig, abgeſchrieben iſt. Daß mit dem Texte deſſelben die Berliner, aus Süddeutſchland ſtammende Handſchrift nahe verwandt iſt, habe ich in der umſtändlichen Nachricht von dieſer gewieſen[2]). Aus derſelben habe ich hier auch die weggeſchnittenen Stellen der Koblenzer Bruchſtücke ergänzt.

v. d. Hagen.

1) Sie ſtehen in Germania I, 173 verzeichnet.
2) Germania I, 256 ff.

## II.

# Das Wappen Wolframs von Eſchenbach.

„Ueber Wolframs von Eſchenbach, des altdeutſchen Dichters, Heimath, Grab und Wappen“ hat am 3. Februar 1837 in der philologiſch-philoſophiſchen Klaſſe der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften Herr Dr. Schmeller eine in den Schriften der Akademie (Jahrgang 1837, S. 191—208) abgedruckte Abhandlung geleſen, welche erhebliche Bedenken gegen die bisherige Annahme: das im Maneſſiſchen Codex vor Wolframs Gedichten gemalte (auch im Altd. Muſ. von v. d. Hagen und Büſching abgebildete) Wappen habe Wolfram wirklich geführt, — anregt. Jener Abhandlung iſt eine Abbildung beigegeben, welche genau der Beſchreibung, ſoweit ſie nämlich unzweifelhaft verſtändlich, entſpricht, welche Püttrich von Reichertshauſen in der bekannten Stelle ſeines Ehrenbriefes giebt: nämlich im goldnen Felde ein rother Topf mit rundem Henkel oben, und einer cylinderartigen Tille (zum Ausgießen) oben im Bauch. Als Schmuck über dem Helm derſelbe Topf, in deſſen Höhlung fünf tulpenartige blaue (nach dem Text) oder ſilberne (nach der Zeichnung) Blumen ſtehn, wie Püttrich Str. 129 ſagt:

**verwapent mit einem hafen**
**im schild auf helm begarb. — —**
**ain pusch auf helm der hafen hat umbraifet.**

Die Ueberſchrift über dieſem Bilde lautet:

**Wolfram freiher**
**von Eschenbach, leien**
**mund nit baz gesprach.**

Die Schrift ſoll zwar auch noch den Zuſatz „**ein Frank,**“ ent-

Digitized by Google

halten, die Abbildung hat ihn jedoch nicht. — Die Helmdecke iſt roth und golden.

In der Abhandlung von Büſching im Altd. Muſeum Bd. I, iſt S. 4—16 alles bisherige Material über dieſen Wappenſtreit ſo ausführlich enthalten, und unſers Wiſſens nichts erheblich neues darüber hinzugekommen, daß wir zur Vermeidung von Widerholungen uns um ſo mehr darauf beziehn, als jenes Werk den intereſſirenden Litteraten vollkommen zugänglich iſt, auch iſt dort die Stelle aus Püttrich vollſtändig abgedruckt.

Die entſcheidende Frage, um die es ſich handelt, iſt nun aber: ob dem Zeugniß des Püttrich und den von Schmeller angezogenen Wappenbüchern, oder dem Maneſſiſchen Codex die größere Glaubwürdigkeit beizulegen iſt?

Ausgemacht iſt, wie wir uns ſchon früher durch die achtſamſte Ueberſicht der gediegenſten Wappenwerke überzeugt haben, daß weder das Maneſſiſche, noch das Püttrich-Schmellerſche Wappen Eſchenbachs die geringſte Aehnlichkeit hat weder mit dem der Schweizeriſchen Freiherren von Eſchenbach, noch mit dem der Märkiſchen, oder Heſſiſchen Eſchenbach noch mit dem altadeligen rathsfähigen Geſchlecht der Ebner von Eſchenbach zu Nürnberg und Ulm; und ebenſo iſt darüber nicht mehr zu ſtreiten, und Schmeller bringt neue Beläge dafür bei, daß die Heimat Wolframs jenes Oberpfälziſche, im ehemaligen Nordgau, einige Meilen von Pleienfelden, fünf Meilen don Nürnberg belegene Eſchenbach ſei.

Die jetzt von Schmeller mitgetheilte Zeichnung des Wappens ſcheint derjenigen ganz ähnlich, welche ſich im Beſitz v. d. Hagens (Briefe in die Heimat, Bd. I, S. 57) befindet, und wir möchten letztere für eine Kopie von jener halten. Schmeller hat jene Abbildung aus der Pergamenthandſchrift Cgm. 145 (Wappenbuch in den Jahren 1480—1493 von Konrad von Grünenberg zu Konſtanz „aus den alten Blättern, Büchern und Gemälden der Gotteshäuſer aufgezeichnet“) Bl. 189 entnommen, die ſich auch in der etwas jüngern Papierhandſchrift Cgm. 931, Bl. 69 findet; beide Codices ſind in der Münchener Bibliothek. — Ihr hohes Alter verſtärkt ihre Glaubwürdigkeit; dennoch iſt ſie verdächtig.

Den erſten Verdachtsgrund giebt der bedenkliche Beiſatz: Freiherr von Eſchenbach ab. Keine Urkunde, ſelbſt Püttrichs Ge-

Digitized by Google

dicht nicht, legt unſerm Dichter oder den Oberpfälzer Eſchenbachen den Freiherrenſtand bei, der vom ſchlichten Adelſtande am Ende des 15. Jahrhunderts dennoch ſo ſcharf unterſchieden war, daß der Edle und der Freiherr nicht mehr verwechslungsfähig waren, oder für identiſch gelten konnten. Beide ſtanden in verſchiedenen Heerſchilden. Der Sachſenſpiegel (1215—1235) ſetzt zwar die **vrien hern** in den vierten, und die **scepenbare lude unt der vrierhern man** in den fünften Heerſchild; das jüngere Schwäbiſche Landrecht unterſcheidet aber ſchon ſchärfer Art. 8 im vierten Heerſchild die freien Herrn, im fünften die Mittelfreien, und im ſechſten die Dienſtmannen; auch definirt es Art. 49: **es heizent eins semperfreyen, das seyndt die freyen herrn als fürsten und die andere freyen zuo man habent. Das ander seyndt mittelfreyen; das seyndt die, die der hohen freyen man sint.** Zu letzterer Klaſſe gehörte nach ſeinem eigenen Zeugniß aber Wolfram nur. Aus mehreren Stellen ſeiner Schriften geht ferner hervor, daß er Kinder gehabt, und es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß jener Burkard, Minward und Heinrich v. Eſchenbach, die in Urkunden v. 1268, 1269, und 1299 vorkommen, (Schmeller a. O. S. 205) welche in eben jenem Oberpfälzer Eſchenbach ausgeſtellt worden ſind, zu Wolframs Geſchlecht gehört haben. Dennoch hat keiner von ihnen den Freiherrenkarakter. Anſcheinend willkürlich, gewiß aber unrichtig, iſt bei jenem Wappen der Zuſatz Freiherr jedenfalls, und ein um ſo größerer Beweis für die Oberflächlichkeit des Sammlers Konrad v. Grünenberg, als dieſer zu Konſtanz, an Thurgaus Grenzen, das freiherrlich Eſchenbachiſche Wappen kennen und vergleichen mußte, was ihn von ſeinem Irrthum überzeugt haben würde.

Dieſer erſte Irrthum verſtärkt den zweiten Verdachtsgrund, nämlich: daß jene Wappenſammlung jünger als Püttrich iſt. Wenn der Sammler in der Bezeichnung des Standes ſo wenig aufmerkſam war, ſo iſt auch nicht zu verbürgen, daß er nicht, um überhaupt nur ein Wappen des berühmten Dichters aufzeigen zu können, in ſeiner Sammlerluſt aus Püttrichs Beſchreibung, der erſt 1462 ſeinen Brief geſchrieben, das Wappen ſelbſt habe nachmalen laſſen; da Püttrich als Augenzeuge berichtet, durfte er ihm offenbar Glauben ſchenken.

Daſſelbe würde auch uns noch jetzt zu entgegnen ſein, und

wenn wir in anderen Beziehungen Püttrich als Zeugen für uns anführen, muß billig ſein Zeugniß auch gegen uns gelten. Allein der gelehrte Ritter geſteht ſelbſt: auf dem Epitaphium des Dichters in der Kirche U. L. F. zu Eſchenbach ſei weder Wolframs Todeszeit mehr zu leſen, noch die Farbe auf dem Wappen erkennbar geweſen. Er muß alſo doch Spuren von Farben bemerkt haben; und allerdings pflegten in jener ältern Zeit Grabſteine ebenſowohl wie ganze Steinfiguren bunt bemalt zu werden. Er ſah alſo den Grabſtein ſchon in einem ſehr verſchliſſenen devaſtirten Zuſtande, und konnte ſich daher in der Figur des Wappens auch wohl irren.

Gerade dieſer rothe Topf im goldnen Felde, der, wenn auch in etwas andrer Form und im ſilbernen Felde, und auf dem Helm als Schmuck ſich wiederholend, aus deſſen Mitte ſich hier gleichfalls ein Blumenſtraus erhebt, nur dem Schwäbiſchen Geſchlecht der Hafner von Suntheim eigen iſt, giebt einen dritten Verdachtsgrund ab, gegen die Richtigkeit des Schmellerſchen Wappens. Die Farben pflegten ebenſo bleibend und ſtändig, wie die Schildfiguren ſelbſt im Wappen zu ſein, und nur bei Theilung der Linien pflegte man dieſelben Figuren in andersfarbige Felder zu nehmen; ſo z. B. die Schulenburgs ſchwarzer und weißer Linie u. ſ. w.

Erwägt man nun die höchſt rohe Zeichnung des Maneſſiſchen Codex, wovon uns ein treues Facſimile vorliegt, und worin die Figuren als kleine ausgeſpannte Fahnen oder Aexte, ſilbern (durch das Alter im Codex grünlich occidirt) im rothen Felde erſcheinen, und vergleicht man ſie mit den abgeſtumpften Meſſerklingen im Wappen der Oberpfälzer Eſchenbache (Rudolphi, Heraldica curioſa, Frankfurt und Leipzig 1718, Th. I, 112. Siebmacher, Wappenbuch, Nürnberg 1779, Th. I, 92. Spener, Opus heraldic. Frankfurt. a. M. 1717, S. 279), ſo begreift man wohl, wie bei fortſchreitender Kunſt der Wappenmalerei jene unförmlichen axtähnlichen Figuren ſich zu abgeſtumpften Meſſern verfeinern konnten.

Hiezu tritt die Gleichheit der Farben (ſilberne Figuren im rothen Felde) im Maneſſiſchen Codex, wie in jenen Wappenbüchern, die denn doch mit großem Fleiße und auf Grund urkundlicher Beweiſe angefertigt worden ſind.

Endlich läßt ſich, bei dem ungemeinen Fleiße, der Verachtung der Koſten, und der Liebe und Sachkenntniß der Maneſſen zu den alten Dichtern die Schmellerſche Behauptung: daß jene Bilder

Digitized by Google

im Maneſſiſchen Codex wohl meiſt nur nach freier Phantaſie und Willkür gemalt ſeien, nicht ohne Weiteres als gerechtfertigt annehmen, ſie muß vielmehr bewieſen werden.

Wir können daher die fides der Man. S. noch nicht aufgeben, und wünſchen nur:

1) es möchten Siegel und Wappen der Oberpfälzer Eſchenbache in glaubhaften Urkunden bis auf den Anfang des 13. Jahrhunderts noch aufgeſucht und beigebracht werden;

2) wer im Beſitz der Bilder des Man. Kodex iſt, möchte unter Vergleich der beſten Wappenwerke prüfen, ob die ohne Zweifel auch wohl bei andern adligen Dichtern vorkommenden Wappen gleich, oder wenigſtens nahe verwandt ſind mit denen ihrer gleichnamigen fortgeblühten Geſchlechter: wodurch am kürzeſten die Schmellerſche Annahme der Phantaſiezeichnungen in der M. S. beſeitigt würde;

denn dieſe Prüfung ſelbſt vorzunehmen, fehlt uns in hieſiger Gegend nicht mehr als aller Apparat.

Der Affe mit dem rothen Spiegel zwiſchen den Hörnern auf dem Helme, den als Helmſchmuck die Oberpfälzer Eſchenbache führen, leitete ſchon Büſchingen auf die auf den erſten Anblick freilich höchſt abenteuerliche, dennoch aber in Rückſicht auf Püttrichs Kauderwelſch immer noch höchſt plauſible Conjectur, daß bei Püttrich eigentlich ſtatt hafen, affe zu leſen ſei. In Beziehung auf die Würdigung des dichteriſchen Werthes unſers Meiſters, kann es uns zwar gleichgültig ſein, welches Wappen und welchen Helmſchmuck er geführt hat; iſt es indeß richtig, daß der Helmſchmuck nur ein unweſentlicher Theil des Wappens und nicht nothwendig ſtändig in demſelben iſt, daß er häufig vielmehr nach dem jeweiligen Geſchmack oder in Beziehung auf beſondre Ereigniſſe gewählt wurde, ſo widerſtreitet es doch allem äſthetiſchen Sinn, und ebenſo Wolframs kräftigem Selbſtgefühle von ſeinem Dichterwerthe, das er ſo wiederholt und unverhüllt ausſpricht, und ſeinem geſunden Geſchmacke zu ſehr, als daß man glauben könnte, er, der große, in ſeinem Selbſtbewußtſein ſo ſtolze Dichter werde ſich einen hohlen Topf als Symbol erwählt haben. Wäre es dagegen erweislich, daß auch er ſchon den Affen mit dem Spiegel als Helmſchmuck geführt habe, ſo würde hierin — nicht wie in jenem Topfe eine wahre Verhöhnung ſeiner ſelbſt — ſondern eine tiefe Ironie des Dichters über

ſeine Mitwelt liegen, der er in ſeinem Parcival einen Spiegel des Vortrefflichſten im Handeln und Denken vorgehalten, aus dem aber, nach ſeinen eignen Worten, die Einfalt der Leute oft nicht mehr herauszuleſen vermochte, als ein Bock oder ulmener Stock; und ſo mochte er mit Recht der Welt, die als ein Affe in ſeinen Spiegel blickt, den Affen auf ſeinem Helme als Wahrzeichen vorhalten.

Bromberg. Am 3. März. 1839.

**San-Marte.**

Nachſchrift. Mit Vorſtehendem meiſt übereinſtimmend, verweiſe ich über die Wappen der Schweizer Freiherren von Eſchenbach und der übrigen edlen Geſchlechter dieſes Namens auf Wolframs Leben und Werke in meiner Sammlung der Minneſinger oder Altdeutſchen Liederdichter Th. IV, S. 193 ff. Das ebendaſelbſt näher gedachte Hafen-Wappen hat auch die Beiſchriſt Frank, auf das Fränkiſch-Nordgauiſche Eſchenbach bei Pleienfeld hindeutend, zum Unterſchiede von dem Oberpfälziſchen Eſchenbach an der Schnabelweide. Das auch in dem Maneſſiſchen Gemälde als Meſſer erkennbare Wappen wird durch das gleiche Wappen dieſer Eſchenbache in den Wappenbüchern beſtätigt. Ueberhaupt werden die meiſten Wappen der Maneſſiſchen Sammlung, deren Zeichnungen und Beſchreibungen ich bei dem Leben eher 140 Dichter benutzt habe, auf ähnliche Weiſe, oder durch noch lebende Wappen bewährt; und wo ſich Abweichungen finden, iſt ihre Unzulänglichkeit unſrer Kunde, als willkürliche Einbildung des Sammlers anzunehmen. Er ſchöpfte erweislich, auch hinſichts der ganz übereinſtimmenden Bilder, wie der Lieder, mit der Weingarter und v. Naglerſchen Handſchrift aus gemeinſamen Quellen, und ſtand zugleich der lebendigen Ueberlieferung noch ſo nahe.

v. d. Hagen.

Digitized by Google

# III.

# Die Kunſt der Geſchichtſchreibung unter den Deutſchen.

## I. Drei Arten der Geſchichtbehandlung.

Gervinus in ſeiner kleinen aber gehaltvollen Schrift: Grundzüge der Hiſtorik, Leipzig 1837, klagt mit Recht, daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung oder Hiſtorik noch nicht ſehr betrachtet worden ſei. Nur Einen Mann nimmt er aus, der, ſo wie er auf das Fach der vergleichenden Sprachkunde ein helles Licht geworfen, ſo auch über die Kunſt der Geſchichtſchreibung geiſtreich geſchrieben hat, nämlich Wilhelm von Humboldt. Wir wollen die Anſichten beider Männer etwas genauer betrachten.

Gervinus wendet die Arten der Dichtung auf die Arten der Geſchichtſchreibung an und begründet ſie, auf ſcharfſinnige Weiſe, durch die 3 Begriffe: der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit. Die Wirklichkeit giebt ihm in der Dichtkunſt das Epos, in der Geſchichte die Chronik; die Möglichkeit erzeugt in der Dichtkunſt das Drama, in der Geſchichte das Memoir; der Begriff der Nothwendigkeit müßte alſo in der Dichtung die Lyrik[1]), ſo wie in der Geſchichte die Philoſophie der Geſchichte geben. Aber dieſe dritte Vergleichungsſtufe hat der geiſtreiche Verfaſſer fallen laſſen. Wir wollen ihn ſelbſt hören. Er ſagt Seite 14. (§. 4.)

---

[1]) Nach Schiller im Wallenſtein:

Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht die Meeres leicht bewegte Wellen;
Die innre Welt, der Mikrokosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen,
Sie ſind nothwendig wie des Baumes Frucht.

Nach Gervinus mehr die Didaktik, als „Werk des Verſtandes."

Digitized by Google

„Unſere geſammte Umgebung bietet ſich uns zu einer dreifachen „Auffaſſungsweiſe dar. Die Dinge erſcheinen uns entweder nach „ihrer Wirklichkeit, oder nach ihrer Möglichkeit, oder nach „ihrer Nothwendigkeit; ſie ſtellen ſich dar wie ſie ſind, oder „wie ſie ſein könnten, oder wie ſie ſein ſollten und müßten; ſie zei„gen ſich nach ihrer Wahrheit, oder nach ihrer Wahrſcheinlichkeit, „oder nach ihrer Vernunftmäßigkeit; und ſchon Ariſtoteles unter„ſchied das Daß, das Wie oder das Warum der Dinge. In „dem menſchlichen Geiſte finden ſich natürlich verſchiedene Zuſtände „und Kräfte, welche dieſen verſchiedenen Formen, unter welchen ſich „die Erſcheinungen darſtellen, entſprechen. Wir betrachten entwe„der die Dinge erfahrungsmäßig nach ihrer bloßen Erſcheinung in „der wirklichen, ſcheinbar regelloſen Welt, wir ſuchen ihr wahres „Verhältniß zu einander, und gehen dabei gern auf einen befriedi„genden Nutzen aus; oder wir ſchweifen ſchöpferiſch aus dieſer ge„gebenen Wirklichkeit nach den Geſetzen des Denkbaren und Mög„lichen aus, als ob dieſe Wirklichkeit, die ſo ſcharf begränzt iſt, für „uns unbegränzt wäre, als ob ſie unbeſchränkt von uns geſtaltet „werden könnte, wir ſuchen dann bloß einen möglichen Zuſam„menhang in den Dingen und gehen auf einen befriedigenden Ge„nuß aus; oder wir wollen innerhalb des Kreiſes der Wirklichkeit „und der Erfahrung allgemeine Geſetzmäßigkeit aufſtellen und allen „Zufall ausſcheiden, wir ſuchen einen nothwendigen Zuſammen„hang und gehen auf eine befriedigende Erkenntniß aus. In dem „letztern Falle iſt die Vernunft in uns thätig, in dem mittlern die „Einbildungskraft, in dem erſten der beobachtende Verſtand. „Das Geſchäft in dem letzteren Falle iſt das ſpekulative des Phi„loſophen, im mittleren das ſchöpferiſche des Dichters, im er„ſten das ordnende des Hiſtorikers.“ Wärend der Verfaſſer hier eine philoſophiſche Dreitheilung zum Grunde legt, nimmt er S. 55. (§. 24.) eine geſchichtliche Zweitheilung zur Grundlage: „Wie in „der Poeſie zwei Hauptperioden, eine mehr auf der Vergangenheit „ruhenden, objective, volkthümliche, und eine mehr auf der Gegen„wart ruhende, ſubjective, künſtleriſche, unterſchieden werden, ſo „auch in der Geſchichtſchreibung. Das Hauptprodukt der erſten „dieſer Perioden in der Dichtkunſt iſt das Epos in ſeinen Anfän„gen und ſeinen weiter gediehenen Geſtaltungen, in der Geſchichte „aber die einfachere oder vollkommnere Chronik; die andere Pe-

Digitized by Google

„riode wird in der Dichtkunſt durch das Drama, in der Ge-„ſchichte durch das Memoir in ihren verſchiedenen Stufen darge-„ſtellt. Wer ſich in der Poeſie nicht von dem gleichgültigen Quark „irre führen läßt, kehrt zu Ariſtoteles von aller Geſchichte höchſt „erfreulich beſtätigten Anſicht zurück, der keine anderen Gattungen „als jene beiden weſentlich zu beachten fand. Doch giebt es in der „Poeſie noch zwei Nebengattungen, über die man ſich erklären muß. „Dies iſt die lyriſche und didaktiſche Poeſie. In der lyriſchen „Poeſie nun muß jeder, der die Geſchichte der Dichtung kennt, „Rhapſodie und Romanze als die hiſtoriſchen Anfänge und „Wurzeln von Epos und Drama ausſcheiden. Dann bleibt nichts „Weſentliches übrig als die muſikaliſche Lyrik, die in allen einfachen „ungekünſtelten Zeiten mehr der Muſik zugetheilt wird als der „Poeſie, weil jene die Hauptſache darin iſt. Hier alſo ſpielt die „Poeſie auf einer Seite in eine andere Kunſt über, auf der an-„dern aber in die Wiſſenſchaft. In der didaktiſchen Poeſie iſt nur „noch die poetiſche Form, aber keine poetiſche Kraft: ſie iſt ein „Werk des Verſtandes.“

Wir gehen zu Wilhelm von Humboldt über, welcher im April 1821 in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, einen ſehr gediegenen Vortrag, über „die Aufgabe des Geſchichtſchreibers,“ hielt. Er beginnt Seite 305 ſo: „Die Aufgabe des Geſchichtſchrei-„bers iſt die Darſtellung des Geſchehenen. Je reiner und vollſtän-„diger ihm dieſe gelingt, deſto vollkommener hat er jene gelöſt. Die „einfache Darſtellung iſt zugleich die erſte, unerlaßliche Forderung „ſeines Geſchäfts, und das Höchſte, was er zu leiſten vermag. Von „dieſer Seite betrachtet, ſcheint er nur auffaſſend und wiedergebend, „nicht ſelbſtthätig und ſchöpferiſch. Das Geſchehene iſt nur zum „Theil in der Sinnenwelt ſichtbar, das Uebrige muß hierzu em-„pfunden, geſchloſſen, errathen werden. Was davon erſcheint, iſt „zerſtreut, abgeriſſen, vereinzelt, was dies Stückwerk verbindet, das „Einzelne in ſein wahres Licht ſtellt, dem Ganzen Geſtalt giebt, „bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die „einander begleitenden, und auf einander folgenden Umſtände wahr-„nehmen, nicht den innern urſachlichen Zuſammenhang ſelbſt, auf „dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht.“ Ferner Seite 306. „Es mag bedenklich ſcheinen, die Gebiete des Geſchichtſchrei-„bers und Dichters ſich auch nur in einem Punkte berühren zu

Digitized by Google

„laſſen. Allein die Wirkſamkeit beider iſt unläugbar eine verwandte. „Denn wenn der erſtere, die Wahrheit des Geſchehenen, durch die „Darſtellung nicht anders erreicht, als indem er das unvollſtändige „und zerſtückelte der unmittelbaren Beobachtungen ergänzt und ver„knüpft, ſo kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Fantaſie. „Da er aber dieſe der Erfahrung und der Ergründung der Wirk„lichkeit unterordnet, ſo liegt darin der, jede Gefahr aufhebende „Unterſchied. Sie wirkt in dieſer Unterordnung nicht als reine „Fantaſie, und heißt darum richtiger Ahndungsvermögen und „Verknüpfungsgabe.“ Der Verfaſſer geht nun zu den wirkenden und ſchaffenden Kräften über, welche der Geſchichtſchreiber zum Verſtändniß der Thatſachen kennen muß. Es ſind deren drei: die mechaniſchen Kräfte der Natur, die phyſiologiſchen und die pſychologiſchen. Nun fährt er S. 317 fort: „Wie man es im„mer anfangen möge, ſo kann das Gebiet der Erſcheinungen nur „von einem Punkte, außer demſelben, begriffen werden, und das „beſonnene Heraustreten iſt ebenſo gefahrlos, als der Irrthum „gewiß bei blindem Verſchließen in demſelben. Die Weltge„ſchichte iſt nicht ohne eine Weltregierung verſtändlich. „Mit dem Feſthalten dieſes Geſichtspunktes iſt gleich der bedeutende „Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für „abgeſchloſſen zu erachten durch jene, aus dem Kreiſe der Natur „genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Ge„ſchichtſchreiber dadurch der letzte, ſchwierigſte und wichtigſte Theil „ſeines Weges wenig erleichtert. Denn es iſt ihm kein Organ ver„liehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforſchen, und „jeder Verſuch dazu dürfte ihn, wie das Aufſuchen von Endurſa„chen, nur auf Abwege führen. Allein die außerhalb der Natur„entwickelung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart ſich den„noch an ihnen ſelbſt, durch Mittel, die, wenn gleich nicht ſelbſt „Gegenſtände der Erſcheinung, doch an ſolchen hangen, und an ih„nen, wie unkörperliche Weſen, erkannt werden, die man aber nie „wahrnimmt, wenn man nicht hinaustretend aus dem Gebiet der „Erſcheinungen, im Geiſte in dasjenige übergeht, aus dem ſie ihre „Abkunft haben. An ihrer Erforſchung iſt alſo die letzte Bedin„gung der Löſung der Aufgabe des Geſchichtſchreibers geknüpft.“

Faſſen wir die Andeutungen und Winke beider geiſtreicher Forſcher zuſammen, ſo wird man eine dreifache Art der Geſchichtbe-

Digitized by Google

handlung ihrer Form, nicht ihrem Inhalte nach, aufſtellen können: 1) Die ſchlichte Erzählung, welche wie Gervinus ſehr richtig bemerkt, von der Genealogie zu der Chronik oder den Annalen übergeht und ſich vorzüglich im Morgenlande unter dieſen beiden Formen darſtellt. 2) Die verknüpfende Erzählung, welche man gewöhnlich die pragmatiſche, Hegel aber in ſeiner Philoſophie der Geſchichte die reflectirte nennt und dem Polybios zuſchreibt, obgleich nach Gervinus die großen Italier Paolo Sarpi, Guicciardini und Davila Vorbilder in dieſer Gattung waren. 3) Die ahnende Darſtellung, welche man auch die teleologiſche, philoſophiſche, Philoſophie der Geſchichte, ja vielleicht nicht mit Unrecht die religiöſe nennen kann. Denn in der erſten angeführten Stelle von Humboldt mögte ich das Ahnungvermögen der Verknüpfgabe nachſetzen, als die höhere Seelenthätigkeit, welche über die Kräfte der Natur hinaus auf eine unſichtbare Weltregierung hinführt. Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ſo wie Leſſings Erziehung des Menſchen-Geſchlechts ſind hier leuchtende Vorbilder, welche durch Hegels Philoſophie der Geſchichte und durch Karl Krauſes hoffentlich bald erſcheinendes gleiches Werk, eine weitere Fortbildung gewinnen werden.

## 2. Drei Weltalter.

Allgemein angenommen iſt die Eintheilung der Geſchichte der Menſchheit oder ſogenannten Weltgeſchichte in drei Zeitalter: das Alterthum, das Mittelalter und die Neuzeit. Nur in Hinſicht der Gränzen dieſer drei Zeit- oder Weltalter haben ſich verſchiedene Anſichten erhoben. Als Gränze zwiſchen Mittelalter und Neuzeit wird faſt allgemein die Entdeckung der weſtlichen Halbkugel angenommen, nur Johannes von Müller, in ſeinen Vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geſchichten, nimmt als Beginn der neuen Ordnung der Dinge, in dem 18. Buche, die Regierung Ludwig des XI. von Frankreich an, wahrſcheinlich als desjenigen Fürſten, unter welchem die unumſchränkte Monarchie ihre Begründung fand. Als Gränze zwiſchen alter und mittler Zeit nahm man früher die Geburt Jeſu an. Da aber das Chriſtenthum mehre Jahrhunderte im Stillen fortglimmte, ehe es zur vollen Flamme ausbrach, ſo hat man die große Völkerwanderung als Gränzmark bezeichnet, da vorzüglich bei dieſer Völkerwanderung in den zwar ro-

Digitized by Google

hen aber einfachen Gemüthern dieſer Naturvölker oder ſogenannten Barbaren das Chriſtenthum eine feſte Begründung und neue Geſtalt gewann. Ganz kürzlich hat Gervinus Alexander den Großen als Uebergang vom alten zum mittlern Zeitalter betrachtet. Er ſagt Seite 71 (§. 29.) ſeiner erwähnten Schrift: „Wenn wir die „Scheide der alten und neuen Welt bei Chriſtus Geburt oder bei „dem Untergange Roms machen, ſo iſt dieſes vielleicht fromm oder „bequem, aber nicht ſtreng richtig in ſich. Was die rein griechiſche „und rein römiſche Zeit, ſo lange ſie nicht von fremden inficirt iſt, „von der neuern Zeit unterſcheidet, iſt die Aufklärung der inneren „Welt des Gemüthes und Geiſtes, und die Aufdeckung der äußern „Welträume, oder was das nämliche iſt: größere, innere und äu„ßere Bedürfniſſe, mit Einem Worte: ein weiterer Geſichtskreis, „den wir Neueren voraus haben. Dieſe Wendung, dies Aufgeben „der allgemeinen Ideen der alten Welt, gegen die der neueren „ward zum erſten Male ſichtbarer im Sokrates, der die Philoſo„phie zuerſt auf den innern Menſchen bezog, in Alexander, der „die Welt öffnete und die Rangbegriffe zwiſchen Menſch und Menſch „zu brechen anfing, in Ariſtoteles, der alle Wiſſenſchaft begrün„dete. Von da an bis zur völligen Aufdeckung der Erde und der „freigebenen Aufklärung des Geiſtes in der Reformationszeit iſt „nur Eine Uebergangsperiode; dieſe Uebergangsperiode iſt das zwi„ſchen alter und neuer Zeit liegende Mittelalter, eine Zeit, über de„ren Benennung ſich ihre neueſten Geſchichtſchreiber noch nicht ein„mal Rechenſchaft geben konnten.“

So ſcharfſinnig dieſe Abgränzung von Gervinus auch durchgeführt iſt, ſo möchte ich doch diejenigen Geſchichtſchreiber, welche die Völkerwanderung als Gränzſtein zwiſchen alter und mittler Geſchichte feſtſetzen von dem Vorwurfe freiſprechen, daß ſie ſich nicht Rechenſchaft von ihrer Eintheilung gegeben haben. Wenigſtens ſtellt Rotteck in der Einleitung zu ſeiner allgemeinen Geſchichte §. 118 das Mittelalter als die Zeit der Barbarei auf, indem er die 3 Unterabtheilungen oder Perioden deſſelben als das Hereinbrechen, die Herrſchaft und die Verdrängung der mittleren Barbarei bezeichnet. Selbſt diejenigen, welche Chriſtus zum Wendepunkt alter und mittler Zeit machten, hatten wohl nicht bloß eine religiöſe Eintheilung im Auge, ſondern vielmehr den Uebergang des römiſchen Weltreichs aus einem Freiſtaate in eine Alleinherrſchaft, welche ſich ſchon

den Formen der neueren Staaten nähert. Die jetzt allgemein gebraüchliche Zeitrechnung nach Jahren vor und nach Christus hat dieſe Eintheilung lange begünſtigt, und dieſe Zeitbeſtimmung hat allerdings große Vorzüge vor der nach Jahren der Welt, welche unbegreiflicher Weiſe ſelbſt noch Rotteck beibehalten hat. Es ſei mir erlaubt hierüber Einiges zu ſagen.

Der Ausdruck Jahre der Welt iſt ein gar zu wunderlicher Ausdruck. Wann iſt denn die Welt entſtanden? Wie lange hat denn ſelbſt die Entſtehung unſerer Erde von der älteſten Flözbildung bis zu der neueſten Schuttbildung vor der Erſchaffung des Menſchengeſchlechts gedauert? Vernünftiger wäre noch der Ausdruck Jahre der Menſchheit, obgleich auch dieſe Zeit im Nebel und Dunkel liegt. Ich mögte hier an ein Geſpräch mit einem anerkannten iſraelitiſchen Gelehrten, Herrn Dr. Heinemann, erinnern, welcher die moſaiſchen 6 Schöpfungstage vertheidigte. Ich bemerkte: da Moſes im 90. Pſalm ſelbſt ſagt, daß 1000 Jahre vor Gott wie ein Tag wären, ſo könnten jene 6 Tage eben ſo gut 6000 Jahre der Erdbildung bedeuten, — eine Annahme, welche auch ſchon Andere äußerten. Freilich kann man eben ſo gut platoniſche Weltjahre zu 25600 Erdjahren annehmen. Eine runde Zahl iſt bei unbekannten Größen immer die richtigere, weil man ihr gleich anſieht, daß ſie bei ihrer Rundheit nichts Feſtes bezeichnet. Ebenſo könnte man nun von dem Entſtehen des Menſchengeſchlechtes bis auf Chriſtus wieder eine runde Zahl ermitteln. Da mit dem Jahre 2000 v. Chr. die Geſchichte erſt einigermaßen aus der Dunkelheit auftaucht, ſo könnte man die Zeit vorher als einleitendes Weltalter, als Ur- oder Sagenzeit bezeichnen. Wir wollen einen Verſuch machen! Unter den vielen Zeitrechnungen über die Geburtzeit Jeſu ſind die abweichendſten: 1) die jüdiſche, wonach Chriſtus im Jahre 3760 geboren iſt, 2) die griechiſche[1]), wonach ſeine Geburt ins Jahr 5510 fällt, alſo ein Unterſchied größer als die ganze neuere Geſchichte. Man ſieht jenen beiden Zahlen ſchon einige Rundung

[1]) Pachtuſſof, welcher in den Jahren 1832 und 33 ſo glückliche Entdeckungen auf Nowaja-Semlja machte und außer dem Matuſchkin Sunde noch mehre andre weiter gen Norden, quer durch die Inſel entdeckte, fand auf der Oſtküſte ein umgeworfenes ſteinernes Kreuz mit den Buchſtaben S. F. 7250 welche Jahrzahl 1740 n. Chr. iſt, — wo ein gewiſſer Sawa Fofanof nach jener Küſte geſegelt und wahrſcheinlich daſelbſt geſcheitert iſt. S. Magazin für die Literatur des Auslandes 1838, Nr. 25.

in den Zehnern an; aber wir wollen ſie noch runder in Hunderten machen. Nehmen wir das Jahr 4000 als Geburtsjahr an, ſo haben die Weltkinder, d. h. die Verehrer der Jahre der Welt, die ſchöne runde Zahl 10,000, die ſie nun mit der größten Leichtigkeit als 5te Dezimalſtelle von vorne den Jahren nach Chriſtus vorſetzen können, um ſie ſogleich in ihre beliebten Jahre der Welt zu verwandeln.

## 3. Vier Doppelſtrömungen der Völker.

Dieſer Abſchnitt iſt hervorgegangen aus einem freien Vortrage in der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin im Juli 1837, der nachher als Handſchrift für Freunde gedruckt wurde und dadurch ſowohl manche Beſtätigung als auch manche Abänderung erhielt, indem dieſe Freunde ihre Gedanken dem Verfaſſer mittheilten.

Die Geſchichte iſt allerdings Erzählung des Geſchehenen; aber nicht alles Geſchehene iſt der Erzählung werth. Man hat daher den Begriff beſchränkt durch Erzählung des wichtigſten Geſchehenen. Was nun aber dieſes Wichtigſte iſt, das bleibt die Frage. Ferner haben wir im *erſten Abſchnitte* geſehen, daß die Geſchichte in ihrer *höchſten* Bedeutung *nicht* ſowohl eine ſchlichte Erzählung, als vielmehr eine verknüpfende (alſo Urſach und Wirkung erſpähende), ja ſelbſt eine erahnende (alſo auf eine Weltregierung und ihre erziehenden Zwecke hinweiſende), ſei. Der Geſchichtſchreiber muß, um einen ariadniſchen Faden durch das Labirinth der Erlebniſſe und Begebniſſe geſchickt ziehen zu können, von einem erhabenen Punkte aus, dieſen Irrgarten zu überſchauen im Stande ſein. Einen Verſuch, die Geſchichte aus einem beſtimmten Standpunkte zu betrachten, hat in neueſter Zeit Michelet, in ſeiner Einleitung in die allgemeine Geſchichte, gemacht, welche als Vorlaüfer dient zu ſeiner großen Geſchichte von Frankreich. Er baut auf den Grundſätzen Vico's fort, (des Vorlaüfers von Herder), den er den Dante des proſaiſchen Zeitalters Italiens nennt. Ihm iſt der Begriff der Freiheit der rothe ſeidne Faden, der durch alle Windungen des Tauwerks leitet; aber ſchon der Ueberſetzer jener geiſtvollen Einleitung, Herr Gehring, macht auf manches Unbeſtimmte in jenem Begriffe merkſam und zeigt, daß Manches was Herr Michelet als ein Freiheithemmendes beklagt, zum Theil gerade ein Freiheitförderndes ſei. Schon höher gefaßt, ſtellt Jean Paul den



Digitized by Google

Satz ſo auf: „Gibt's irgendwo in der Weltgeſchichte Fußtapfen ei„ines Fortſchrittes der Menſchheit, ſo ſind ſie auf dem Wege der „Freiheit, ſo wie zum Lichte." Hegel endlich ſagt hierüber S. 12 u. 13: „Der einzige Gedanke, den die Philoſophie mit„bringt, iſt der einfache Gedanke der Vernunft, daß die Ver„nunft die Welt beherrſche, daß es alſo auch in der Weltgeſchichte „vernünftig zugegangen ſei, — — daß ſie der vernünftige, noth„wendige Gang des Weltgeiſtes geweſen, des Geiſtes, deſſen Natur „zwar immer ein und dieſelbe iſt, aber in dem Weltdaſein dieſe „ſeine eine Natur explicirt."

Wenn alſo die Geſchichte die Erzählung des wichtigſten Geſchehenen iſt, ſo müſſen ſich, gleichſam als die Brennpunkte, welche das Ganze erleuchten und erwärmen, diejenigen Begebenheiten herausheben, welche ein Weltalter vom andern, einen Zeitraum von dem andern ſcheiden, kurz das, was man mit einem griechiſchen Worte Epoche genannt hat und was bedeutvoll am Himmel ein Zuſammentreffen verſchiedener Sterne bezeichnet.

Sehen wir uns nun aber um, welche Begebenheiten von den Geſchichtſchreibern als ſolche Epochen oder Zeitpunkte aufgeſtellt ſind, ſo finden wir, daß theils ſehr wichtige übergangen, theils weniger wichtige aufgeführt wurden. Wählen wir von allen Weltgeſchichten die jetzt am meiſten verbreitete und geſchätzte, die von Rotteck, ſo ſehen wir den wichtigeu Zug Alexanders, welchen Gervinus ſogar zur Gränze eines Weltalters macht, nicht als Epoche hervorgehoben, dagegen den weſtfäliſchen Frieden, der nur eine mitteleuropäiſche, ja faſt nur deutſche Begebenheit iſt, als Gränzmark zweier Zeitraüme bezeichnet.

Ich möchte drei Foderungen in Hinſicht der Epochenbeſtimmungen aufſtellen, welche man auf die drei Kantiſchen Kategorien der Quantität, Qualität u. Cauſalität beziehen kann. In Hinſicht der Quantität oder des Umfangs müſſen alle großen weltgeſchichtlichen Völker in den Kreis der Beſtimmung als Gränzwächter der Zeitraüme gezogen werden. Aber hat wohl der ſonſt ſo umſichtige Rotteck die Araber als ein ſolches hingeſtellt? und hat wohl irgend ein Volk mehr Anſprüche darauf, da es, erfüllt von glühendem Glaubensmuthe die größten Umgeſtaltungen hervorbrachte? Das Uebergehen des für die Menſchheit ſo wichtigen Volkes der Griechen, vorzüglich in Alexanders Eroberungszuge, habe ich ſchon

vorher erwähnt. Man kann dieſe erſte Foderung ein Geſetz der Gerechtigkeit nennen.

Was die Kategorie der Qualität oder des Inhalts betrifft, ſo können nur ſolche Begebenheiten als Zeitpunkte herausgehoben werden, welche das Geſammtleben der Menſchheit, d. h. ſowohl ſeine geiſtige, (ideale) als leibliche (materiale) Richtung umfaſſen. Mit Recht hat man daher das bloß geiſtige Wirken großer Religionſtifter, eines Buddha, Moſes, Jeſus und Mohammed, von der Epochenbeſtimmung im allgemeinen ausgeſchloſſen, obgleich der Verfaſſer einer ebenfalls ſehr verbreiteten und beliebten Weltgeſchichte, nämlich Becker, als den Anfangspunkt ſeines zweiten Zeitraumes Moſes aufgeſtellt hat. Aber freilich greift Moſes ſo wie ſpäter Mohammed ſelbſtthätig in die großen Weltbegebenheiten ein. Eigentlich jedoch erſchließen ſich in der Stille der Einſamkeit, nicht im Geraůſche der Welt die Blüten frommer Begeiſterung; darum heißt Buddha der heilige Einſiedler (**Shakia muni**, *ἁγιος μουνος*); darum verweilte Moſes in der Sinaiſteppe bei Jethro, Jeſus in der Wüſte am Jordan und Mohammed in der Höhle des Berges Harah bei Mekka.[1]) Dieſe zweite Foderung könnte man als Geſetz der Geſammtbildung bezeichnen.

Die Kategorie der Cauſalität oder Urſachlichkeit anbelangend, ſo müſſen die einzelnen Epochen unter ſich in einem Zuſammenhange von Urſach und Wirkung, oder um ein Bild vom Meere zu entlehnen, von Strömung und Gegenſtrömung, vom Anprallen und Abprallen der Wellen, erſcheinen. Den erſten Verſuch dieſer Art hat der Vater der Geſchichte und Erdkunde, Herodotos, gleich im Anfange ſeines großen Geſchichtwerkes gegeben, wo er den Streit zwiſchen den weſtaſiſchen und oſteuropäiſchen Völkern ſchildert. Zuerſt, ſagt er, hätten die Phöniker den Streit erhoben, indem ſie auf einer Handelsfahrt nach Argos die Königstochter Jo geraubt hätten; hierauf hätten zur Vergeltung Hellenen des phönikiſchen

---

[1]) Siehe Hammers Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer, moslimiſcher Herrſcher I. B. S. 91. Wenn Hammer-Purgſtall in einer frühern Schrift, Länderverwaltung unter dem Kalifat, S. 7. Anm. ſogar die Zeitrechnung, Hedſchra oder Hidſchret, von dieſer Zurückgezogenheit des Propheten in der Höhle abzuleiten ſchien, indem er ſagt: „Hidſchret heißt Abgeſchiedenheit, Zurückgezogenheit von der Welt, nicht Flucht, welches Firar," ſo nimmt er dieſe Ableitung ſpäter zurück, indem er Gemäldeſaal S. 92 ſagt: „Hidſchret, d. i. Auswanderung des Propheten von Mekka nach Medina."

Königs Tochter Europa entführt. Nach dieſem hätten die Hellenen Schuld an dem zweiten Frevel indem ſie auf dem Handelszuge nach Kolchis die Königstochter Medea wegführten; worauf, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Paris die Königin Helena von Sparta geraubt habe. Dieſe gegenſeitigen Entführungen wären nun zu völligen Völkerzwiſten geworden, indem die Hellenen, Helena zu rächen, nach Troja gezogen; die Perſer dagegen, um dieſe Blutſchuld zu tilgen, in Hellas eingefallen wären. Einen ähnlichen Gedanken hatte Vico, der Vorlaüfer Herders, im Gegenſatze des Laufs und Rücklaufs (corso e ricorso) der Menſchheit. Man ſieht, daß Herodotos eine Verkettung der Begebenheiten durch Wechſelwirkung begründet. Hiernach könnte man die dritte Foderung das Geſetz der Wechſelwirkung nennen.

Werden dieſe 3 Foderungen erfüllt, ſo ſehen wir in der Aufſtellung der Epochen gleichſam das Weben des Erdgeiſtes, die brauſenden Wellenſchläge des Völkergewoges; wärend wir in der unverknüpften Aufſtellung willkürlich gewählter Epochen nur ein todtes Gerippe der Weltgeſchichte haben. Beckers 7 Zeitraüme ſeiner Weltgeſchichte geben zu wenige Eintheilungen, Johannes v. Müllers 24 Bücher allgemeiner Geſchichten geben zu viele.

Machen wir jetzt einen Verſuch, jene Wogenzüge der Völker im herodotiſchen Geiſte zu zeichnen. Da das Feſtland ſich mehr der Länge nach von Oſt gen Weſt als der Breite nach von Süd gen Nord ausdehnt, ſo finden wir auch die Völkerwogen, gleich denen der Ebbe und Flut, mehr nach der Erdlänge als nach der Erdbreite, und wenn ein Freund meine Entwickelung eine „Polariſirung der Weltgeſchichte“ nannte, ſo muß dieſes Wort nicht auf die Erdpole, ſondern nur auf die Pole als Gegenſätze, wie in der Naturwiſſenſchaft, bezogen werden. Wir finden zwar allerdings einige Eroberungszüge in Meridianrichtung, z. B. auf der öſtlichen Halbkugel der Semiramis von Nord gen Süd, des Seſoſis von Süd gen Nord, ſowie auf der weſtlichen Erdhälfte der Azteken von Nord gen Süd und der Inkas von Süd gen Nord. Aber die erwähnten Meridianzüge liegen theils noch in Dunkel verhüllt und gehören zum Theil der mythiſchen Zeit an, theils haben ſie nicht bedeutend in den großen Gang der Weltgeſchichte eingewirkt. Sonach bleiben der Oſten und Weſten die eigentlichen Pole der Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Digitized by Google

Die beiden erſten Paare der herodotiſchen Doppelſtrömung, der Tyrier gen Hellas und der Hellenen gen Tyros, ſo wie der Hellenen nach Kolchis und der Troer nach Sparta, laſſen wir fallen, als unbedeutend und der Sagenzeit angehörig. Erſt bei ſeiner dritten Doppelſtrömung wird der Einfall der Perſer von Bedeutung für die allgemeine Geſchichte. Auch möchten wir ihn weniger als einen Rachezug für die Zerſtörung Troja's, denn für einen von Weſten her durch Kröſus Einfall veranlaßten Vertheidigungs- und ſpäter Angriffskrieg, der dann die Hellenen mit in den Kampf verwickelte, betrachten. Wenn wir alſo die ſogenannte mythiſche Zeit übergehen, ſo können wir nur wenig über ein halbes Jahrtauſend vor Chriſtus als wirklich feſtgegründete Geſchichte betrachten. Denn die hoch hinaufgehenden ſteinernen Denkmale in Aegypten und die Jahrbücher der Siner ſind noch mancher Forſchung unterworfen und liegen etwas abwärts von dem Hauptgewühle des Völkertreibens, das ſich vorzüglich an den Ufern rings um das Mittelmeer bewegt. Nun finden wir in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts 4 große Doppelſtrömungen, d. h. 4 von Oſt nach Weſt und 4 von Weſt nach Oſt: 1) Stoß der Perſer gegen die Griechen, ſeit Kores (Kyros), und Rückſtoß der Griechen gegen Perſien, vorzüglich unter Alexander (bei den Morgenländern Iskander). Man kann alſo dieſe Strömung als perſiſch-helleniſche und helleniſch-perſiſche betrachten. 2) Das Drängen der Römer nach allen Seiten hin, vorzüglich aber an der Stelle Alexanders gegen Oſten, gegen das neuperſiſche Reich der Parther und Armenier. Mehre erſt kürzlich bekannt gewordene morgenländiſche Quellen[1]) beweiſen, daß die Eroberungen der Römer im Oſten bis nach Mittelaſien hin, eine gewiſſe Aufregung hervorgebracht haben, welche ſich in großen Völkerbewegungen, von der Gränze Sina's bis in die Mitte Europas kund gab. Da die Germanen als das letzte Glied hiebei erſcheinen, welche als die mächtigſten Feinde Roms auftreten, ſo können wir dieſe Doppelſtrömung als römiſch-germaniſche und die Rückwirkung als germaniſch-römiſche bezeichnen. 3) Andrang der Araber gegen Europa, ſowohl gegen

[1]) Ein Hauptbelag iſt der Reiſebericht des ſin. Generals Tſchangtian um 140 v. Chr. worin das große Weſtreich d. h. das römiſche, erwähnt wird, mit dem Sina unmittelbaren Handel eröffnen wollte. S. Ritters Aſien I, 201. VI, 547. wo noch andere Beläge beigebracht ſind.

Griechenland als Italien und vorzüglich Spanien, und Rückdrängen der europäiſchen Welt in den Kreuzzügen, wobei an die Stelle der Araber die ſeldſchuckiſchen Türken getreten ſind, welche aus einer Leibwache der abbaſſidiſchen Kaliſen zu einem erobernden Volke wurden. Die Einwirkungen der Völker des Oſtens und Weſtens auf einander werden immer großartiger, und man kann die jetzige Doppelwirkung, als aſiſch-europäiſche und als europäiſch-aſiſche betrachten. 4) Wenn vorher nur eine Hälfte der öſtlichen Erdfeſte gegen die andere in die Schranken trat, ſo werden nun die Einwirkungen noch großartiger, indem nun eine Erdhälfte gegen die andere bisher noch unbekannte in den Kampf greift. Dieſe Bewegung iſt weit ausgedehnter, als man gewöhnlich annimmt. Durch die Türken waren die alten Handelswege nach Indien über den arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen geſtopft, wodurch vorzüglich die großen ſüdeuropäiſchen Seeſtädte, Venedig und Genua litten, von denen jenes den Weg über die Landenge von Suez, dieſes vom ſchwarzen Meere aus den Weg den Euphrat hinunter beherrſchten. Mancher denkende Kopf dieſer beiden italiſchen Handelsſtaaten mochte wohl auf neue Wege geſonnen haben, nach dem fernen Indien, dem Lande der Edelſteine und Gewürze, vorzudringen, bis endlich der Genueſer Colombo nach ſeinem Beſuche auf Island 1477 von den Entdeckungen der Skandinavier, ſeit einem halben Jahrtauſend, in Grönland und Vinland (Virginien, vielleicht ſelbſt Florida) gehört hatte und nun den geraden Seeweg gen Weſten vom ſüdweſtlichſten Punkte Europas in Spanien unternahm. Wenn alſo ein neuerer Geſchichtſchreiber Herr Buchholz[1]) die Türken als die mittelbaren Entdecker der weſtlichen Erdhalbe betrachtet, ſo hat dies nur auf den ſüdlichen Erdtheil jener Erdhälfte, Südamerika, Anwendung, indem der nördliche Erdtheil Nordamerika von germaniſchen Nordmännern ſchon längſt gefunden war. Nun wogte der Weſten der alten Welt von Europa über das atlantiſche Meer nach der neuen Welt hinüber, ſowohl mit der Gewalt des Schwertes als mit der Macht des Glaubens. Wärend ſich in Südamerika mehr das romaniſche Völkerelement feſtſetzte, ſo ſiedelte ſich in Nordamerika nach und nach überwiegend,

[1]) Auch Piſchon hat dieſen Gedanken in einer Predigt geäußert, ja die Türken als Veranlaſſer der Reformation genannt.

Digitized by Google

das germaniſche an, dort Spanier und Portugieſen, hier Dänen und Briten[1]); wärend dort die katholiſche Kirche ihren Bau gründete, ſchlugen hier die verſchiedenſten proteſtantiſchen Gemeinden ihren Wohnſitz auf. Erſt ſeit etwa einem halben Jahrhundert iſt eine große Rückwirkung aus dieſer weſtlichen Erdhalbe auf die öſtliche merkbar geworden, vorzüglich durch die germaniſche Bevölkerung bei Losreißung der britiſchen Kolonien, indem, vorzüglich durch *Lafayette* neue politiſche Ideen in Umſchwung kamen, welche den bekannten Ausſpruch veranlaßten: „Die Revolution wird die Reiſe um die Erde machen." Doch iſt nicht bloß ein geiſtiger Einfluß der Weſthälfte auf die Oſthälfte merkbar, ſondern, in weit ausgedehnterem Maaße auch ein ſogenannter materieller. Die Schiffahrt der Nordamerikaner ſcheint immermehr die der Engländer überflügeln zu wollen. So führt *Alexis de Tocaueville* in ſeinem Werke über die Demokratie in Amerika an, daß im Jahre 1830 die Einfuhr in Nordamerika 101 Mil. Dollars betrug, von denen 90 Mil. auf amerikaniſchen und nur 11 Mil. auf europäiſchen Schiffen eingebracht wurden; die Ausfuhr betrug in jenem Jahre 87 Mil. Dollars, davon 66 Mil. auf amerikaniſchen und 21 auf europäiſchen Schiffen verführt wurden. Immermehr werden die Nordamerikaner die Schiffsreeder aller Völker, da ſie am wohlfeilſten fahren, was bei der Handelswelt immer den Ausſchlag giebt. Dieſe größere Wohlfeilheit der Fracht entſteht nach Tocqueville vorzüglich aus 2 Umſtänden, einmal daraus, daß ſie auch bei der Nacht mit vollen Segeln fahren, und dann, daß ſie weniger den Sturm ſcheuen; welches letztere vielleicht größtentheils den Mäßigkeitsvereinen zu verdanken iſt, da durch Vermeidung des Branntweins eine größere Beſonnenheit in Gefahren bewirkt wird. Nicht unpaſſend hat Tocqueville dieſes amerikaniſche Schiffahrtweſen, mit dem durch die franzöſiſchen Revolutionskriege entſtandenen Bivouacſyſtem verglichen, und man könnte dieſes ſchnelle und kühne Segeln der Nordamerikaner, das See-Biwachthum nennen. Dieſe gegenſeitige Einwirkung ſelbſt aber könnte man als *europäiſch-amerikaniſch* und als *amerikaniſch-europäiſch* bezeichnen.

---

[1]) Man kann die Anglo-Amerikaner recht eigentlich als die Fortſetzer der großen germaniſchen Völkerwanderung betrachten, da ſie nicht bloß die röthlichen Urbewohner, ſondern auch die romaniſchen Europäer, z. B. Franzoſen und Spanier, in dieſer Erdhälfte immer mehr zurückdrängen, ja ſelbſt für die freigelaſſenen Neger die Kolonie Liberia auf Guinea gründeten.

Digitized by Google

Durch dieſe öſt-weſtlichen Einwirkungen der Völker bilden ſich 9 Zeiträume der allgemeinen Geſchichte, dieſelbe Zahl, wie bei Rotteck, nur nach einem andern Eintheilungsgrunde. Es iſt bei Rotteck eine ſchöne Ebenmäßigkeit, daß jedem der 3 Weltalter, als Unterabtheilungen auch 3 Perioden gegeben ſind; aber dieſe Ebenmäßigkeit muß dem höhern Geſetz der Gerechtigkeit weichen. Wärend die Rotteckſche Beſtimmung der Epochen ungerecht gegen das einſt weltgeſchichtliche Volk der Araber iſt, iſt ſie zu parteiiſch für die Deutſchen, welche dreimal als Gränzwächter von Perioden aufgeſtellt ſind: in der Völkerwanderung, in Karl dem Großen und im weſtfäliſchen Frieden. Die beiden letzten Erſcheinungen aber ſind nicht ſowohl weltgeſchichtliche, als vielmehr nur mitteleuropäiſche zu nennen, da ſie außer Deutſchland nur noch einige angränzende Länder berühren. Unſere Periodenraüme gewähren den Vortheil, daß ſie den Verlauf der ganzen Weltgeſchichte wie im Bilde zeigen.

Erſter Zeitraum, von der mythiſchen- oder Sagen-Zeit bis auf die perſiſchen Eroberungszüge gen Weſten, ein Zeitraum von unbekannter Größe, jedoch wenigſtens von 1½ Jahrtauſenden, etwa 2000 bis 550 vor Chriſtus. Nur Hellenen und Perſer ſind ſcharf hervortretende Gegenſätze in leidenſchaftlichſter Thätigkeit. Die entfernteren Völker, als Siner, Indier, Araber, Aegypter, Weſtafrikaner und Weſteuropäer, ſo wie der ganze Norden der alten Welt, kurz alle Anwohner des homeriſchen Stromes Okeanos ſtehen entfernt und theilnahmlos bei dieſen heftigen Kämpfen. — Zweiter Zeitraum, von dem Perſer Kores (Kyros) bis auf den Makedonier Alexander, eine Periode von etwas mehr als 2 Jahrhunderten, von etwa 550 bis 350. Hier treten ſchon große geordnete Staaten mit einander in Berührung, in Aſien ein großer despotiſcher Staat, das perſiſche Reich, in Europa eine Menge kleiner, helleniſcher Freiſtaaten. Dieſe Kämpfe zeigen das Uebergewicht des Geiſtes über die Maſſe, der Freiheit über die Knechtſchaft. Sie eröffnen zugleich dem Sieger eine neue Welt der Länder und der Erzeugniſſe im Oſten. — Dritter Zeitraum, von Alexander bis Cäſar, ein Zeitraum von etwa 300 Jahren, von etwa 350 bis 50 vor Chriſtus. Der Kampf um die Weltherrſchaft rückte jetzt nach Weſten fort, und die gen Oſten ſiegenden Griechen wurden von Weſten her durch die Römer beſiegt. Rom trat an die Stelle Perſiens in Hinſicht der Ländermaſſe, es trat an die Stelle Griechenlands in Hinſicht

einer freien Verfaſſung, aber dort, wie hier, bereitete Eroberungs-ſucht und Ueppigkeit den allmähligen Sturz vor. — **Vierter Zeitraum**, von Cäſar bis auf die Völkerwanderung, etwa bis auf Alarich, ein Raum von 450 Jahren, von 50 vor bis 400 nach Chr. Wenn Rom bisher durch geiſtige Kraft über die Welt geſiegt hatte, ſo wurde es jetzt durch ſittliche Kraft beſiegt. Das friſche germaniſche Naturleben, veredelt durch das Chriſtenthum, (einen Glauben für die ganze Menſchheit beſtimmt, weil aus dem tiefſten Borne der Menſchheit geſchöpft) ſiegte über die troſtloſe Unſittlichkeit der römiſchen Hauptſtadt und ihrer Provinzen, und die durch die Weſtgoten eroberte Weltſtadt wurde großmüthiger vom Sieger behandelt, als ſie ſelbſt beſiegte Hauptſtädte behandelt hatte. — **Fünfter Zeitraum**, von Alarich bis auf die Ausdehnung des arabiſchen Reiches gen Weſten, unter dem Kalifen Walid, eine Periode von 300 Jahren, von 400 bis 700 n. Chr. Ein anderer neuer Glaube, nicht von ſo großer ſittlicher Reinheit, wie das Chriſtenthum, aber von größerer ſinnlicher Glut, begeiſterte das ſtille Volk der Araber, bisher nur Hirten und Handelsleute, zu Welteroberern. Von der ſüdweſtlichſten Halbinſel Aſiens drang der Islam und mit ihm die Herrſchaft der Araber durch Afrika zum weſtlichen Europa. Wie einſt der phönikiſche Handel das Mittelmeer belebte, ſpäter der griechiſche und römiſche, ſo trat nun der arabiſche an deren Stelle. Fabriken erblühten auf der Nordküſte Afrikas und im arabiſchen Spanien. — **Sechster Zeitraum**, von Walid bis auf den Anfang der Kreuzzüge unter Gottfried von Bouillon, ein Zeitabſchnitt von 400 Jahren, von 700 bis 1100. Die Araber ſtrebten danach, wie einſt die Römer, alle Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres unter ihre Herrſchaft zu bringen, denn ſchon waren ſie von Spanien durch Süd-Frankreich nach den Alpengegenden Italiens gedrungen. Aber wie einſt die Germanen die römiſche Weltherrſchaft geſtürzt hatten, ſo erſchütterten ſie jetzt an den Ufern der Loire die arabiſche. Das Chriſtenthum erhob ſich gegen den Islam, und die deutſchen Könige, welche das römiſche Kaiſerthum erneuerten, erhoben auch den römiſchen Biſchof zum Oberprieſter der Chriſtenheit und ſchenkten ihm Land. Die Araber wurden in Europa immer weiter gen Süden gedrängt und behaupteten ſich nur noch im ſüdlichen Spanien, Sicilien und Malta. Aber Europa ſuchte nicht allein ſein eigenes Gebiet vom öſtlichen Einfluſſe zu reinigen, ſondern griff auch den

Digitized by Google

Mittelpunkt der öſtlichen Herrſchaft in Aſien an. — Siebenter Zeitraum, von Gottfried bis zur Unterjochung der weſtlichen Erdhälfte unter Colombo, eine Zeit von etwa 400 Jahren, von 1100 bis 1500. Durch zwei wichtige deutſche Erfindungen, Schießpulver und Buchdruck, erhob ſich Europa zu einem großen bleibenden Uebergewicht über die andern Länder der Erde. Die fernſten Theile unſers Planeten wurden immer weiter erforſcht, theils durch Landreiſende bis zu den Gränzen Aſiens in Sina, theils durch Seefahrer um Afrikas Spitze bis nach Indien und den Inſeln zwiſchen Aſien, und dem neuen Erdtheil Auſtralien. Aber die größte Erwerbung war gen Weſten, welche geiſtig Europa bereicherte, jedoch materiell arm machte. — Achter Zeitraum, von der Unterjochung der weſtlichen Erdhälfte bis zum Anfang der Freiwerdung derſelben unter Washington, eine Zeitreihe von faſt 300 Jahren, von 1500 bis 1780. Theils Gewinnſucht, theils Verfolgung der in England begonnenen Reformation, trieben eine Menge Europäer über das atlantiſche Meer hinüber. Wenn ſich in dem nördlichen germaniſchen Theil Nordamerikas die proteſtantiſche Kirche ausbreitete, ſo ſetzte ſich in dem romaniſchen Südamerika die katholiſche Kirche feſt. Die röthlichen Urbewohner beider Erdtheile wurden theils in die Urwälder verdrängt, theils ausgerottet, und eine neue Völkerwanderung begann an deren Stelle von Oſten gen Weſten, nämlich der Neger aus Afrika, ſo daß die beiden Amerika eine wunderliche Miſchung des röthlichen, weißen und ſchwarzen Menſchenſtammes enthalten, von der die Urbewohner nur 25, die Weißen oder Kreolen 38 und die Neger mit ihren Miſchlingen 37 Theile umfaſſen. Da nun die freien Neger eine 40mal größere und ſelbſt die Sklaven eine faſt 20mal größere Lebenszähigkeit als die Kreolen und Urbewohner haben[1]), ſo ſcheint in der Zukunft der ſchwarze Menſchenſtamm alle andere überwuchern zu wollen, wogegen die Urbewohner immer mehr verkümmern und ſchwinden. — Neunter Zeitraum, von 1780 bis jetzt, gegen 60 Jahre, von Washington bis zur europäiſchen Pentarchie oder Fünfherrſchaft, von Rußland, Oeſtreich, Preußen, Frankreich und England. Das proteſtantiſche Element im germaniſchen Nordamerika zeigte ſich auch in politiſcher Hinſicht durch

[1]) Nach Warden erreicht nur ein Kreole von 20720, ein Negerſklave von 1450 und ein Freineger von 510, ein Alter über 100 Jahre.

Losreißung der britiſchen Kolonien, zwiſchen den Halbinſeln Neuſchottland und Florida. Die daraus hervorgehenden Freiheitskämpfe wirkten ſichtbar auf Europa zurück, aber für das eigene Vaterland brachten ſie nur den weißen Menſchen Freiheit, wogegen die Urbewohner immer weiter gen Weſten gedrängt werden und die Neger in den Provinzen ſüdlich vom Potamak Sklaven blieben, in den nördlichen aber, bürgerlich herabgedrückt oder nach Afrika zu einer freien Negerkolonie zurückgeſchickt wurden. Nach dieſen germaniſchen Anſiedlern regte ſich der Geiſt der Freiheit zunächſt bei den Schwarzen, welche ſich auf Haiti von der Herrſchaft Napoleons losriſſen. Ebenſo bewirkten Napoleons Angriffe auf die pyrenäiſche Halbinſel das Losreißen der ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien in beiden Amerika. Der Einfluß dieſer Weſthälfte auf die Oſthälfte unſeres Wandelſterns zeigt ſich nicht bloß im Reiche der Ideen, in Hinſicht bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, ſondern auch in ſogenannter materieller Rückſicht, durch Schiffahrt und Handel, und obgleich die Staaten der neuen Welt keine eigentlichen Niederlaſſungen in fremden Erdtheilen beſchloſſen haben, ſo verbreiten ſich doch Bürger dieſer Staaten, theils als Kaufleute, theils als Miſſionare oder Sendlinge, in allen Küſtenorten der Erde. Die nächſten Jahre werden nun zeigen, welchen Einfluß die völlige Freilaſſung der Negerlehrlinge, in den britiſchen Kolonien beider Amerika, gewinnen wird, ob ſie friedlich mit den Weißen ſich miſchen; oder dieſelben unterdrücken, wie in Haiti; oder endlich nach ihrem Heimatland, Afrika, zurückkehren werden, wie in Neuengland. In Europa aber ſchlichten 5 Großmächte, nicht nur die entſtehenden Zwiſtigkeiten im eigenen Erdtheile, ſondern auch in Aſien und Afrika, wie ſich jetzt bei dem Streite der Türkei und Aegyptens zeigt.

So bildet ſich mit fortſchreitender Zeit immer mehr ein Fortſchritt der Völkerverbindungen, welche anfangs mittels des Schwertes, dann auf dem Wege des Handels und endlich durch die geiſtige Mittheilung des Wortes und der Schrift, ſich darſtellen, ſo daß eines arabiſchen Schriftſtellers, Ibn Chaldun's, drei große Welthebel Schwert, Geld, Feder, auch im Verlaufe der Weltgeſchichte ſich zeigen.

**Auguſt Zeune.**

## IV.

# Ueber die unbeſtimmten Zahl-Adjectiva der Deutſchen Sprache.

In der Natur iſt die Zahl kein Körper, ja nicht einmal eine äußere oder innere Eigenſchaft, die ſich an einem Körper findet, ſondern ein Verhältniß unter gleichartigen Körpern; der Begriff der Zahl ſetzt alſo eine Abſtraction voraus und ſollte demnach vermuthen laſſen, daß die Zahlwörter ziemlich ſpäten Urſprunges wären in Vergleich mit den anderen Redetheilen. Dennoch iſt dem nicht alſo; denn die Abſtraction der Zahl drängt ſich ſchon dem ſinnlichen Menſchen von ſelber ſehr bald auf, beſonders bei Betrachtung ſeines eigenen Körpers, wo beſtimmte Zahlenverhältniſſe ſo deutlich hervortreten; ſo daß die Zahlwörter faſt zu den älteſten in jeder Sprache gehören: unter ihnen ſind die unbeſtimmten aber jedenfalls die jüngſten. Dieſe geben die Menge von Gegenſtänden nur nach einer oberflächlichen Schätzung in Vergleich zu anderen Gegenſtänden an, wobei 2 Rückſichten genommen werden können, nämlich, ob die angedeutete Anzahl groß oder klein gedacht werden ſoll. Eine größte Zahl gibt es nicht, alſo hat die Andeutung einer großen Menge keinen Maaßſtab, an den ſie ſich anlegen könnte, folglich gibt es für dieſe Bezeichnung nur einen einfachen Ausdruck, und der iſt im Neuhochdeutſchen das Wort viele. Die Kleinheit dagegen findet ihre Grenze in der Zahl eins, daher kann es in Bezeichnung einer kleinen Anzahl verſchiedene Abſtufungen geben, je nachdem dieſelbe der Einheit näher oder ferner liegend angedeutet werden ſoll. Nach dieſem Geſichtspunkt geordnet und von der Einheit ausgehend, gibt es im Neuhochdeutſchen folgende Bezeichnungen einer

Digitized by Google

kleinen Anzahl: einzelne, etliche, einige, wenige, mehrere und manche.

Der Einzahl am nächſten ſteht das Wort einzeln; denn es bedeutet eigentlich bloß die Einheit ſelber, entweder geradezu als ſolche (im Singul.), oder in einer ganz unverbunden gedachten Wiederholung (alsdann ſteht es im Plur.) Die Bedeutung und der Gebrauch des Wortes bieten keine Schwierigkeiten dar. Nicht ſo klar dagegen iſt die Form, namentlich was die letzte Sylbe betrifft. Adelung entſcheidet ſich nicht lebhaft für eine Erklärung dieſer Sylbe, hält es aber für das Wahrſcheinlichſte, daß ſie aus dem Worte Zahl entſtanden ſei. Dies iſt aber bloß nach dem Gehöre vermuthet und hat gar keine weitere Analogie für ſich: vielmehr iſt die Endung aus der Flexionsendung des Dat. Plur. entſtanden und hat dadurch dem Worte ſeine eigentliche Bedeutung gegeben: zu Einßen oder je Eins gerechnet. Dieſe urſprüngliche Dativ-Endung wird ſich aus der Geſchichte des Wortes ergeben. In einer Gothiſchen Form kömmt das Wort noch gar nicht vor, müßte aber, wenn man aus den zunächſt vorhandenen Formen zurückſchließt, im Nom. Sing. ainats oder ainatis lauten (ſ. Grimms Gr. III. S. 10). Das reine Gepräge des Dativs, d. h. die Endung em und die daraus abgeſchliffene en, findet ſich aber an den in Althochdeutſchen Sprachdenkmälern vorkommenden Formen, und zwar läßt ſich in ihnen auch noch die vollſtändige Redensart nachweiſen, durch deren Verkürzung dieſer Dativ entſtanden iſt, und der alſo in dieſer Redensart ſeine Erklärung findet, nämlich zeinitzen stucchen, d. h. zu einzelnen Stücken (Graffs Diut. III. S. 46). Die daraus herfließende Verkürzung alſo findet ſich in folgenden Geſtalten, deren Vorkommen theils in Grimms Grammatik III. S. 10 u. S. 95, theils in Graffs Sprachſchatz I. S. 330 einzeln nachgewieſen iſt: ainazêm und einezzêm, einzên, und einizen, letzteres beim Otfried III, 22, 12: uuio lángo so Firdragen uuir, thaz thu unsih spénis sus ze thir, sus nimis einizen; einzen, enheinzen, auch noch weit ſpäter, im Augsburger Stadtbuche a. 1276. p. 31. Neben dieſem adverbialen Dative beſtand aber im Althochdeutſchen ein Adjectiv einluzi oder einluzic und das daraus gebildete Subſtantiv einluzzicheit (ſ. Graffs Sprachſchatz S. 318); was ſich in dieſer alterthümlichen Geſtalt noch ſehr lange, jedoch nur in der Gerichtsſprache, erhalten hat, wo es von Zeugen gebraucht wurde, de-

Digitized by Google

ren jeder von einem Factum eine andere Einzelnheit ausſagen konnte, wo alſo Keiner die Ausſage des Anderen beſtätigte. Es heißt nämlich in Chilian Königs Proceſſus und Practica der Gerichtsleuffte (Leipz. 1541. 4.) Bl. 177: „Es kömpt offt, das einer viel gezeugen fürt, und doch gar nichts mit jnen beweiſt, — als wenn einer saget, er habe es gehört, der ander ſaget, er habe es geſehen; dieſe zeugen werden einlitz genannt.“ Und ebendaſelbſt: „die einlitzigkeit der gezeugen.“ Weiter habe ich dies Wort nicht gefunden. Aus dem Althochdeutſchen einluzi oder einliz iſt wahrſcheinlich, durch bloße Verſetzung der Buchſtaben, das im Mittelhochdeutſchen ſchon vorkommende einzel entſtanden, was z. B. Gottfried von Straßburg im Triſtan Z. 283 hat:

der richet einzele schaden,

d. h. der Bär rächet jeden einzelnen Schaden; und Z. 19450:

Man enmüg' es so vil zesenden
mit einzelen brenden,

d. h. man könnte ein großes Feuer ſo zertheilen durch einzelne Brände u. ſ. w. Gleichzeitig damit kömmt die verlängerte Form einzeling als Adjectiv und als Adverbium vor; z. B. bei demſelben Gottfried von Straßburg, Triſtan Z. 19442:

Man enmuge davon gegiezen
mit einzelingen fliezen
so vil, daz er sich gar zerlât.

(Es iſt hier nämlich vom Rheine die Rede.) Ein anderes Beiſpiel führt Friſch im Wörterbuche S. 221 aus der Limburger Chronik an: „Anno 1356. kamen die Erdbeben gar einzeling, heut und morn, darnach und aber mehr hier und da.“ Und als reines Adverb in der Maneſſiſchen Sammlung II, 205b. (Grimm III. S. 235) einzelingen. Dieſes Adverbium kömmt ſpäterhin weiter nicht vor, ſondern ſtatt deſſen einzelicht bei Philander von Sittewald II. S. 695: „daß gleich am Stättle etliche Stuck Rind-Vieh einzelicht geweidet wurden.“ Die zwei im Alterthume getrennt vorkommenden Formen einzen und einzel verſchmelzen in die Neuhochdeutſche Form einzeln, von der ſich alſo beide Elemente des Auslautes, l und n, aus den älteren Dialekten rechtfertigen laſſen, ſo daß man offenbar der Sprache Gewalt anthut, wenn man nun wieder, gegen den Sprachgebrauch, das Wort in ſeine alte Geſtalt einzel zurückbringen will. Ja man findet ſogar dieſe Verſchmel-

Digitized by Google

zung, **einzeln**, ſchon in Herborts von Fritzlar Lied von Troja Z. 39: **Ez muz mir einzeln tropfen in**; alſo im Anfange des 13ten Jahrhunderts. — Dieſem Worte entſprechend iſt das Plattdeutſche **entel**, z. B. in einer Berliner Urkunde vom J. 1379: **by enteln penningen** (Fidicin diplom. Beitr. zur Geſch. von Berlin Th. II. S. 84); woraus durch Uebergang das **t** in **k** das Wort **enkel**, oder **enkelt** entſtanden iſt, was in der Däniſchen Sprache, und bisweilen auch im Plattdeutſchen die Bedeutung einzeln hat. S. Richey's **Idioticon Hamburgense** S. 54. Ob dieſes aber wieder daſſelbe Wort mit dem in Plattdeutſcher Mundart gewöhnlicher vorkommenden **enkede** iſt, wie Grimm in der Grammatik Th. III. S. 770 behauptet, iſt noch nicht ganz klar; die Bedeutung dieſes Wortes iſt nämlich an den Stellen, wo es ſich wirklich findet, nicht eigentlich einzeln, ſondern genau, z. B. im Reineke Vos 1. Buch, 7. Kap.: **Do he dat enkede hadde vornomen.** Kantzow's Pommerſche Chronik S. 52: **dat men id khume merken khonde, wo men nicht enkende darnha saeh**; und das Hauptwort **Engtedag**, d. h. der genau beſtimmte Tag, Termin, Zahltag, in einer Berliner Urkunde vom J. 1394. (Diplom. Beiträge Th. II. S. 118.) An einer Stelle, die Friſch aus den **Script. Brunswic. Tom. III. p. 309.** anführt, heißt es auch zwiſchen inne: **Oldenborch lycht in Wygarien in dat Westendes Meers, dat dar het de Belt, in den ende des stichtes enkede Sudeyland und Femeren.**

Die kleinſte unbeſtimmte Anzahl von Gegenſtänden, die nicht mehr, wie durch das vorige Wort, getrennt von einander betrachtet werden ſollen, wird angegeben durch die Wörter etliche und *einige*, die der Bedeutung nach durchaus nicht verſchieden ſind, ſondern bloß ſprachgeſchichtlich, nach der größeren oder geringeren Gebräuchlichkeit in der einen oder andern Zeit einen Unterſchied zulaſſen. In dem Worte etliche iſt die zweite Sylbe lich nicht bloß diejenige Endſylbe, welche aus leich, lich, gleich entſtanden iſt, wie in fröhlich, freundlich u. ſ. w., ſondern ſie iſt wahrſcheinlich entſtanden aus **welich, hwelich**, ſo daß das Wort bedeutet: irgend wer, irgend einer; denn dieſe Vorſylbe et iſt in Neuhochdeutſchen Wörtern oft mit Relativbezeichnungen verbunden, wodurch der Begriff derſelben unbeſtimmt gemacht oder verallgemeinert wird, wie in etwa (eigentlich: irgend wo), etwas (irgend was), und durch dieſe

Zuſammenſetzung werden die genannten Wörter ganz parallel den Lateiniſchen mit ali gebildeten, namentlich aber iſt unſer etlich Lateiniſch **aliquis**. Als älteſte Formen, die zugleich die genannten Elemente ganz deutlich zu erkennen geben, werden von Grimm (Gramm. Th. III. S. 57) aus Kero und den Juniſchen Gloſſen angeführt **eddeshuëlich** und **etheswelih**, woraus ſich durch Verkürzung folgende Formen bildeten: **etheslih**, **eddeslih**, **etislih**, **ietslih** (der Wiener Meerfahrt Z. 96), **etslih** und zuletzt etlich, deren Daſein ſich ſämmtlich durch Beiſpiele belegen läßt. Daß die erſte Sylbe unſeres Wortes und der ähnlich gebildeten, als: etwas, etwan u. a. von dem Worte icht (etwas) abgeleitet werden könne, (worauf man allerdings gewöhnlich zuerſt verfällt), hat Grimm ſchon hinlänglich widerlegt (Gramm. III. S. 59); denn ſo verſchieden auch in den älteſten Handſchriften die Schreibung des Wortes ſein mag (eth, ed, et, iet), ſo findet ſich doch niemals das Wort icht ſelber darin, oder iht oder eht, ſondern erſt im 17ten oder 16ten Jahrhundert hat ſich die Schreibart ichtwas für etwas, aber auch nur in dieſem Worte, gebildet, z. B. in Moſcheroſch's Geſichten Th. II. S. 38: „Keiner wolte oder dorffte mich ichtwas angehen oder fragen;" und S. 42: „und ob dir ſchon ichtwas ungleiches hierin wiederfahren." Grimm führt vielmehr mit großer Wahrſcheinlichkeit die erſte Sylbe et zurück auf das Gothiſche **aiththau**, welches theils oder heißt, theils eine unbeſtimmt machende Partikel iſt, wie etwa das Griechiſche *ἄν*, was auch durch dieſelbe überſetzt wird, oder das Deutſche etwa. So als Ueberſetzung des Griechiſchen *ἄν* ſteht **aiththau** z. B. im Evang. Joh. 14, 7: **ith kundedeith mik, aiththau kundedeith jah attan meinana** = *εἰ ἐγνώκειτέμε καὶ τὸν πατέρα μου ἐγνώκειτε ἄν*. Ebendaſ. 15, 19: **jabai this fairhwaus weseith, aiththau so manaseds swesans frijodedi** = *εἰ ἐκ τοῦ κόσμου ἦτε, ὁ κόσμος ἂν τὸ ἴδιον ἐφίλει*. Ebendaſ. 18, 36: **ith us thamma fairhwau wesi meina thiudangardi, aiththau andbahtos meinai usdaudedideina** = *εἰ ἐκ τοῦ κόσμου τούτου ἦν ἡ βασιλεία ἡ ἐμὴ, οἱ ὑπηρέται ἄν οἱ ἐμοὶ ἠγονίζοντο*. Aus dem Gothiſchen **aiththau** ward Althochdeutſch **eddo** und **odo** in derſelben doppelten Bedeutung, denn auch als Bezeichnung der Unbeſtimmtheit (die Bedeutung oder iſt nämlich die gewöhnliche) ſteht es an mehreren Stellen des Otfried, welche Graff im Sprachſchatze I. S. 147 ange-

führt hat. Im Mittelhochdeutſchen hat ſich dieſe Bezeichnung der reinen Unbeſtimmtheit erhalten in den aus eddo und oddo entſtandenen Partikeln et und ot, deren erſtere beſonders häufig vorkommt, z. B. Nibel. 1400,3: ez en sî et, Hagne, iu einme widerseit = es müßte denn etwa wider euch allein geſagt ſein. An einer anderen Stelle des Nibelungenliedes iſt es zwar mit dem Indicativ verbunden, drückt aber dennoch eine Unbeſtimmtheit aus, weil es in einer dunklen Weiſſagung vorkommt, die das eine Meerweib dem Hagen mittheilt, nämlich V. 6181 (Ausg. v. d. H.): ez mûz et also wesen = es muß etwa ſo kommen und ähnlich V. 7811: daz mûz et also wesen. Und die andere Form ot in dem Gedichte Crescentia (Kolocz. Codex S. 253) V. 293: er was ir ot von herzen gram = er war ihr wohl von Herzen gramm; und V. 334: du bist ot dînes vater sun. In altplattdeutſchen Gedichten iſt dieſes Wort ſehr gewöhnlich. Hieraus ergibt ſich alſo für etliche (irgend welche) die urſprüngliche Bedeutung der höchſten Unbeſtimmtheit in der Zahl der angedeuteten Individuen.

In mittelhochdeutſcher Sprache kommt das Wort ausſchließlich im Singular vor und heißt alſo: irgend einer, z. B. in Gottfrieds von Straßburg Triſtan V. 199.

durch daz vil arme klagen,
daz hie bî ze etelicher zît
verborgen in dem herzen lît.

In dem Schwanke: des Hundes Noth (Kolocz. Cod. S. 121.) V. 143: nu helfet mir mit etslicher sache; der Wiener Meerfahrt, (Ebendaſ. S. 64.) V. 349: der eine ze ietlichem sprach = Einer ſprach zu irgend einem Andern. Etwas anders iſt die Bedeutung in Wolframs Parciſal V. 8148:

Frou Jescute etslichen chus
empfiench, den gab ir Orilus.

Hier würden wir nämlich jetzt geradezu den Pluralis ſetzen. Aehnlich im Nibel. Liede 1012, 1: Dô was etelicher, der — niht az noch entranc. Es kommt das Wort auch, ganz abweichend von unſerem jetzigen Sprachgebrauche, mit dem beſtimmten Artikel vor in Gottfrieds Triſtan V. 15337:

daz si im hier über funden
etslichen den list oder den rat,
damit er dirre missetat
rache.



Digitized by Google

So erhielt ſich dieſer adjectiviſche Gebrauch des Wortes im Singular bis zu Luthers Zeit, wo nur noch das Neutrum allein ſtehend als Subſtantiv vorkommt, z. B. Etliches fiel an den Weg. Math. 13, 4. Marc. 4, 5. und Luc. 8, 5. Seit dieſer Zeit wurde theils nur der Pluralis des Wortes gebräuchlich, theils wurde auch das ganze Wort immer mehr verdrängt durch das damals erſt für dieſe Bedeutung eintretende Wort einige. Dieſes Wort kommt nämlich zwar ſchon im Gothiſchen in der Form **ainaha** vor, aber nicht in der Bedeutung, die jetzt mit einige verknüpft iſt, ſondern es heißt einzig, z. B. Luc. 7, 12: **sunus ainaha** der einzige Sohn, und Luc. 8, 42: **dauhtar ainoho**, die einzige Tochter. Ebenſo wurde es auch im Althochdeutſchen gebraucht, wozu man die Beiſpiele in Graffs Sprachſchatz I. Th. S. 328 finden kann. Auch in der mittelhochdeutſchen Sprache iſt die Bedeutung noch keine andere, ſondern wie geſagt, erſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhunderte vertritt es die Stelle des älteren etliche, und zwar kommt es ſelbſt um die Mitte dieſes Jahrhunderts noch äußerſt ſelten vor, z. B. in Barth. Saſtrow's Leben Th. 2. S. 395: „Item, das er viell weniger ſich mit der Kö. Mt. zu Polen mit einichen Zanckreden einzulaſſen vorhat," wo es auch noch nicht einmal genau unſer einige iſt, ſondern Zankreden irgend einer Art bedeutet. Ganz ähnlich S. 409: „wo anders einicher menſchlicher Glaub ſtat haben ſollte;" und S. 516: „da nun kein Exemplar bei einichen Menſchen mehr vorhanden." Eine ähnliche Bedeutung hat ſich für den Singular des Wortes auch noch bei uns erhalten in Redensarten, wie: mit einigem Mißtrauen, bei einiger Vorſicht, ſeit einiger Zeit u. dgl.; kurz, man kann es ſo brauchen, daß es ungefähr mit etwas oder wenig gleichbedeutend iſt. In einer zweiten Bedeutung faßt es im neuhochdeutſchen Sprachgebrauche, der ſowohl den Singular als den Plural zuläßt, gewiſſe Theile eines Ganzen zuſammen, denen andere gegenübergeſtellt werden, alſo: einiges — anderes, einige — andere. Endlich, als eigentliches Zahlwort genommen, iſt es je nach der Beſchaffenheit des noch dazu tretenden Zahlwortes in doppelter Bedeutung gebräuchlich; nämlich mit dem Ausdrucke eines Zehners verbunden (20, 30, u. ſ. w. bis 90.) bedeutet es, weniger als zehn, und hat den Sinn einer Addition in der bekannten wunderlichen Form: einige zwanzig, einige dreißig, einige vierzig, welche gleichbedeutend iſt mit:

zwanzig und einige oder einige und zwanzig u. ſ. w.; jene kürzere Redeweiſe hat ſich aber überall als die volksmäßige herausgeſtellt, und ſo kann ſie durch die letzte, blos ſteif grammatiſch regelrechtere Art zu ſprechen nicht verdrängt werden, da kein deutſcher Stamm ſie für das Leben angenommen hat. Wird das Wort aber mit einer Collectivzahl verbunden, ſo hat es dieſelbe Bedeutung, die es bei jedem anderen Subſtantiv hat, nämlich einer kleinen Anzahl, z. B. einige Hunderte, Tauſende, Schock, Dutzend u. a. Die Unterſchiede, welche Eberhard in der Synonymik zwiſchen etliche und einige aufſtellt, exiſtiren nicht in der Wirklichkeit, ſondern man kann nur ſagen, ihre Bedeutung iſt gleich, aber etliche iſt in der gebildeten Schriftſprache jetzt ziemlich zurückgedrängt durch einige, was ſeit dem 16ten Jahrhunderte ſeine Stelle eingenommen hat. Dasjenige Wort aber, welches durch beide ganz und gar verdrängt worden iſt, ſo daß ſich ſchon im 15 Jahrhunderte keine Spur mehr davon findet, iſt sumelich, welches, wie jene beide im Singular irgend einer, im Plural einige bedeutet. Das Stammwort dazu iſt gothiſch **sums**, der unbeſtimmte *Artikel*, τις, *auch in ſeiner geſteigerten Bedeutung, ein gewiſſer*, Plural **sumai**, τινες, z. B. der Singular Marc. 14, 43: **Judas, sums thize twalibe**, Judas einer der Zwölfe; ebendaſ. 14, 47 und 51: **ains sums** ein gewiſſer. Luc. 15, 11. 16, 1 u. 19: **manne sums** einer der Männer. Joh. 11, 1: **sums siuks** ein Kranker; Luc. 15, 8: **suma quino**, eine Frau; Marc. 4, 4 u. Luc. 8, 5: **sum** (Neutrum) Einiges; im Plural Math. 9, 3: **sumai thize bokarje**, einige der Schreiber; Joh. 12, 20: **sumai thiudô** einige Griechen; in der Auslegung des Johannes (Maßman S. 41, 10): **mith sis misso sik undrunnan sumai**, einige liefen unter ſich zuſammen; ebendaſ. S. 48, 19: **ith sumai jah stibna is gahausidedun, sumai than is siun sehvun**, aber Einige hörten ſeine Stimme, Einige ſahen auch ſein Antlitz. Althochdeutſch wird dafür zunächſt mit bloßer Abwerfung des gothiſchen Nominativ = S. sum geſagt, z. B. im Ludwigsliede V. 33: **sum uuas luginari, sum uuas skachari**, Einer war ein Lügner, Einer ein Mörder; und der Accuſativ **suman** in demſelben Liede V. 103:

**suman thuruhsluog her,**
**suman thuruhstach her,**

d. h. Einen durchſchlug er, Einen durchſtach er. Der Dativ Plu-

4*

ralis **sumen** im Otfrid III, 3, 19: **in sumen.** Aber ſchon bei demſelben Otfrid kommt einige Zeilen vor der eben angeführten Stelle auch diejenige Form vor, die ſpäterhin, im Mittelhochdeutſchen, die allein übliche war, nämlich **sumilih: ni bidrahtot unsir sumilih, thaz uuir birun al gelih, einera giburti**; und III. 24, 73: **tho sprachun sumiliche**, und im Singular IV. 12, 11, wo Jeſus, indem er Judas Verrätherei andeutet, ſagt: **thoh habet sumilih thaz muat**, doch hat Einer im Sinne. In Willirams Ueberſetzung des hohen Liedes kommt es einige Male vor, z. B. S. 18, 19: **sumeliche proceres Synagogae**, einige Vorſteher der Synagoge. S. 40, 13: **iro sumeliche**, einige von ihnen; und weiter unten: **under den habo ih vundan sumeliche**, und: **sumeliche qui contenti sunt**, und ähnlich S. 75, 9: **wante sumeliche so eminentes sint.** Tatian (Cap. 79) unterſcheidet drei Theile einer Menge ſo: **fon sumalihhen — fon sumalihhen — fon anderen**, nach unſerer Redeweiſe: von Einigen — von Anderen — von Anderen. Im Mittelhochdeutſchen kommt es vorzüglich in Heinrichs von Veldek Eneit oft vor, z. B. V. 154, 378, 679, 1107, 11163: **sumeliche sprachen durch nit**; V. 11167: **ouh wolden sumeliche**, u. V. 11465:

> **sumeliche hant iz wol gehort**
> **wie ih her zû bin komen,**
> **sumeliche hab iz ouh niht vornomen.**

Seltener ſchon iſt es im Nibelungenliede, z. B. V. 1076, (264, 4 Lachm.) 4102, (963, 2) u. 6508. (1563, 4). In Herborts von Fritzlar Lied von Troja ſteht immer die Form **simelich**, z. B. V. 1155: **simelichen liep, simelichen leit**, es war Einem lieb, dem Anderen leid; V. 14444 u. 14445: **simeliche dar vur traten, simeliche zu ros sprungen**; und ebenſo V. 14454 u. 14455: **simelichen geschach daz heil, simelichen unselicheit.** Dieſes Wort darf nicht verwechſelt werden (wie es von dem Herausgeber des Herbort von Fritzlar S. 231. in der Anm. zu dieſem Gedichte geſchehen iſt) mit **samalih, samelich**, was ähnlich oder eben ſo beſchaffen bedeutet, (Vgl. Grimms Gramm. III. S. 50); noch weniger aber mit dem Adjectiv **sumelich**, ſaumſelig, von **sumen**, ſäumen. Denſelben Wortſtamm **sum**, aus unſerem unbeſtimmten Zahlworte, finden wir auch in den verwandten älte-

Digitized by Google

ren Dialekten, z. B. in den Edda-Liedern, die den Sagenkreis der Nibelungen betreffen, Ausg. von v. d. Hagen S. 41:

**Sumar ero Askungar**
**sumar Alfkungar**
**sumar dötr Dvalins;**

d. h. einige (Nornen) ſind vom Aſenſtamme, andere vom Elfenſtamme, andere ſind Töchter Dwalins. Im Heliand S. 73 in der Parabel vom Säemanne: **Sum it an hardan sten fel — — sum it eft an land biuel — — sum it eft biuallen uuard an ena starca stratun — — sum uuard it than biuallen** u. ſ. w., wo es auch einiges — anderes heißt. Auch in ſpäteren plattdeutſchen Dialekten findet ſich das Wort, z. B. im Berliner Stadtbuche 1. Th. S. 123 der Singular: **in someliken Sassenlande**, d. h. in manchen Gegenden des Sachſenlandes, und in einer Urkunde vom J. 1379, ebendaſ. S. 84: **somelike tyd**, einige Zeit; und im Plural ganz gleich mit einige, etliche, ebendaſ. S. 32: **etlike borger geven rudentyns, somelike worttyns**; im Reinicke Fuchs in der Zuſammenſetzung **sumtydes**, *bisweilen*. Eine etwas abweichende altplattdeutſche Form iſt **summig**, in der **kronika van Sassen** S. 245 der Ausg. von Scheller:

**Dôrna he ôk geladen wârd**
**Van summigen luden.**

Nach der Zeit iſt das Wort ganz verſchollen im Deutſchen und hat ſich nur im engliſchen **some** und in deſſen Zuſammenſetzungen, wie **some-on, some-body, some-times** u. dgl. erhalten. Vergl. über dieſen Wortſtamm beſonders Grimms Gramm. III. S. 4. und IV. S. 457. u. 738.

Dieſe drei Wörter (etliche, einige, ſumeliche) ſind ihrem Begriffe nach verſchieden von wenige, denn ſie bedeuten eine gewiſſe zuſammengehörige Anzahl von Gegenſtänden, welcher eine andere Anzahl derſelben Gattung gegenüberſteht; wenige aber drückt ganz allgemein den Begriff der geringen Anzahl aus, daher ſteht es nicht einer anderen Menge gegenüber, ſondern dem Begriff von viele. Dieſe Bedeutung iſt aber erſt in der neuhochdeutſchen Sprachweiſe ganz beſtimmt ausgeprägt worden, und die Anfänge dazu finden ſich zwar im Mittelhochdeutſchen ſchon häufig genug, aber im Althochdeutſchen bedeutet das Wort noch nirgend eine geringe Anzahl, ſondern es drückt die Armſeligkeit und Kleinheit der Geſtalt aus,

Digitized by Google

und dieſe Bedeutung herrſcht, neben der ſpäter allein gangbaren, auch noch im Mittelhochdeutſchen. Man hat von dem Worte eine doppelte Ableitung; nämlich gewöhnlich führt man es auf den Stamm **wan**, der einen Mangel an etwas bedeutet, zurück. S. vorzüglich Benecke's gründlichen Artikel im Wörterbuche zum Wigalois S. 738—744; und Graff im Sprachſchatze I Th. S. 854 ff. wo z. B. Zuſammenſtellungen, wie: **uuan uuesan, uuan ist, uuan sint, uuan uuas** für **deesse, deest, desunt, defuit** angeführt ſind; daher auch das Zeitwort **uuanôn**, vermindern, im Otfrid. I, 22, 58. Davon iſt nun das althochdeutſche **wenac** gemacht und bedeutet das Mangelhafte. Dagegen führt J. Grimm (Gramm II. Th. S. 13 u. 290.) das Wort auf das gothiſche Zeitwort **quainôn**, althochdeutſch **weinôn**, zurück, ſo daß die erſte Bedeutung des Wortes **wenac** wäre: beweinenswerth, bejammernswerth. Indeſſen gehen beide Ableitungen gar nicht ſoweit auseinander, wie es im erſten Augenblicke ſcheinen möchte, denn die Begriffe des Klagens und des Mangels berühren ſich ſo unmittelbar, daß man ihnen auch wohl einen gemeinſamen Wortſtamm zuſchreiben kann. Im Ulfilas kommt noch kein von dieſem Stamme gebildetes Adjectiv vor, ſondern bloß das Verbale **wainans**, im Römerbriefe 7, 24, wo es das griechiſche *ταλαίπωρος* überſetzt, bei Luther: ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen? Im Althochdeutſchen iſt **wenac** gar nicht ſelten, und zwar heißt es beim Otfrid immer beklagenswerth, elend im Allgemeinen, vorzüglich den Seelenzuſtand betreffend, von der Kleinheit der Geſtalt kommt es bei ihm noch nicht vor; I, 17, 21: **loug ther uuenego man** = log der elende Menſch; I, 18, 24: **uuir uuenegon uueisun** = wir elenden Waiſen; II, 6, 24. II, 14, 44. IV, 7, 12. IV, 12, 3. IV, 22, 18. V, 20, 57. Aber in Willirams Uebertragung des hohen Liedes wird es meiſtentheils von der Geſtalt gebraucht; S. 16, 20: **Vóna dannon ist er gelih den wênegon dieron, nieth den michelon**; S. 16, 36: **der din wêneger garto, der in Judaea was**; S. 38, 3: **Die bezeichenet cinnámomum wênegaz boumelin, unte abo micheler chrefte unte suozes stanches**; S. 73: **unser suéster ist noh wênag unte ne hât nóh der spunne niet**, d. h. unſere Schweſter iſt noch klein und hat noch nichts von Bruſt. Auch im Mittelhochdeutſchen wird es vorzugsweiſe von der Kleinheit der Geſtalt gebraucht, z. B. in Veldeks Eneit V. 11698:

Digitized by Google

Schiere her dar uz nam
— — — — — —
eine wenige zange,
gevûge unde niht lange,
sleht unde cleine.

Parciſal V. 10999: geleit ie riter not durch ein sus wenec frouwelin? V. 14268: dannoch wir wenec waren, d. h. damals waren wir noch klein. In Heinrichs von Friberg Triſtan V. 5294, wird zu einem Zwerge geſprochen: wenigez mennel suf ouch du! Gudrun V. 286: sich verbare in eim kriute der wênige gast, d. h. der kleine Fremdling verbarg ſich im Graſe; und ebend. V. 313: do emphiengen se minnelichen daz wênige kint; beide Male iſt von Hagene die Rede, wie er als Kind von den Königstöchtern im Walde gefunden wird. Im Gebrauche der neuhochdeutſchen Sprache hat ſich derſelbe Stamm mit derſelben Bedeutung nur in dem Worte winzig erhalten. In derſelben Zeit aber, aus der die eben angeführten Beiſpiele ſind, bildete ſich auch die jetzt allein noch übliche Bedeutung des Wortes wenig aus, beſonders als Adverbium, wo es mit ſelten ziemlich gleichbedeutend iſt, z. B. Parciſ. 7712: doch chlagte ich wenec min not; aber ganz nach jetzigem Gebrauche, als Zahlwort iſt es zu verſtehen in Veldeks Eneit V. 13003, ein indeklinabeles Neutrum, was den Genitiv regiert:

ydoch klaget der herre Eneas
daz ir also wenec was;

und als Adverbium, wie wir das Wort wenig auch brauchen, Barlaam und Joſ. 58, 4: daz si vil weinic doch verfie, d. h. was ihnen doch ſehr wenig nutzte; ebend. 14, 3: do kert er sich vil weninc an.

Die Wörter wenig und klein bezeichnen ſo verwandte Begriffe, daß auch, umgekehrt von den vorigen Fällen, die Wörter, welche von der Geſtalt eigentlich gebraucht werden, die geringe Anzahl bedeuten, alſo namentlich lützel und klein für wenig, z. B. ſchon im Althochdeutſchen in der Predigt in Wackernagels altdeutſchem Leſebuche S. 49, 23: do sprach er, daz der arin michel uuare unte dero snitare luzil uuari, d. h. daß wenig Schnitter wären. Im Mittelhochdeutſchen aber hat klein oft genug

Digitized by Google

dieſe Bedeutung, z. B. in des Kotzen Märe (im Coloczaer Coder S. 145.) V. 26:

**dasselbe kint gewan den mut**

— — — — — — — —

**daz es des vaters klein warnam.**

Im Gothiſchen wurde der Begriff wenig, von der Anzahl verſtanden, durch ein Wort von ganz anderem Stamme ausgedrückt, der ſich in den ſpäteren Dialekten mit Ausnahme geringer Spuren, welche die Althochdeutſchen Denkmäler noch aufbewahrt haben, gar nicht wieder findet, nämlich **fawai**, immer als Plural, deſſen Singularis **faus** heißen würde (Grimms Gramm. Th. 1. S. 720.). Stellen, in denen dieſes Wort vorkommt, ſind: Matth. 7, 14: **jah fawai sind thai bigitandans thana** = und wenige ſind, die ihn finden. Matth. 9, 37: **asans raihtis managa, ith waurstwjans fawai** = die Ernte iſt groß, aber Arbeiter ſind wenige. Ebenſo Luc. 10, 2. Das Althochdeutſche bietet dafür die Formen **fôh, foher**, im Plural **fohe, fohiu**. S. Graffs Sprachſchatz Th. III. S. 430 und 431, wo das Wort ſeinem Stamme nach mit dem lateiniſchen **paucus** zuſammengeſtellt wird.

Eine größere, unbeſtimmte Menge, als durch die bisher genannten Wörter, wird angedeutet durch mehrere, was zwar ſeiner Wurzel nach mit dem Comparativ mehr zuſammenhängt, aber in ſeiner Bedeutung und Anwendung durchaus nichts Comparativiſches hat; höchſtens kann man ſagen, es heißt als Comparativ: mehr als eins. Daher iſt auch gar kein Grund, des Comparatives mehr wegen, von dem man es oberflächlicher Weiſe als einen Plural anſieht, das Wort nicht mehrere ſondern mehre zu ſchreiben, wie es nicht einmal geſprochen wird; um ſo weniger, da ſogar der alte Comparativ ſelber im Singular nicht mer ſondern **meror** hieß, z. B. bei Kero (in Lachmanns Specim. S. 5.) **huuelih hoorsamii sih untar tuat merorin**, d. h. wer ſich mit Gehorſam unterwirft, dem, der mehr iſt, dem Höheren. Viele andere ähnliche Formen, als die Dativen **meririn, merirom**, und die Genitiven **merirone** und **mererono** führt Grimm in der Gramm. Th. III. S. 609. an. Im Mittelhochdeutſchen ging dieſe Form über in **merre** (aber nicht **mere**), zuſammengezogen aus **merere**, z. B. als reiner Comparativ im Pilatus V. 10: **iz was daz merre teil walt**, d. h. der größere Theil. Späterhin wurde allerdings auch

die Form mehr regelmäßig flectirt, und zwar beſonders im Singular, alsdann iſt es aber der reine Comparativ in der Bedeutung von größer, z. B. Saſtrow's Leben 2ter Th. S. 102: zur mehren Furderung der Sachen; und S. 108: zu mehrem Unwillen.

Die größte unbeſtimmte Menge wird ausgedrückt durch manche und viele. In den älteren Dialekten ſind beide der Bedeutung nach wohl ziemlich gleich, doch haben ſie nicht ganz dieſelbe grammatiſche Geltung. Das Wort mancher nämlich iſt entſtanden aus dem Gothiſchen **managa**, welches als reines Adjectiv in den verſchiedenen Zahl- und Geſchlechts-Verhältniſſen regelmäßig flectirt vorkommt, und zwar in der Bedeutung des lateiniſchen **multus, a, um**; z. B. der Singular und Plural, Marc. 5, 26: **(quinono suma) manag gathulandei fram managaim lekjam:** eine Frau die viel litt von vielen Aerzten; und der Plural allein: Matth. 7, 13: **managai sind thai ingaleithandans**; u. Joh. 12, 11: **managai garunnun.** Das Wort iſt wahrſcheinlich von **man**, Menſch abzuleiten, und ſo bedeutet denn das Hauptwort **managei**, die Menge, eigentlich eine Verſammlung von Menſchen. In derſelben Bedeutung und Stellung als Adjectiv geht das Wort auch durch das Althochdeutſche, wo es **manag, manec, manic** heißt (Vergl. Graffs Sprachſchatz Th. II. S. 756.) z. B. Williram S. 57, 25: **ih weiz daz wóla — daz manigę virtutes an dir skinent**; u. S. 46, 3: **min wine ist wiz unde rôt, ist erwêlet vone manigen dusonton.** Ebenſo in unzähligen Beiſpielen im Mittelhochdeutſchen; und im Allgemeinen auch noch in der jetzigen Sprache, bloß daß wir in der Bedeutung einen kleinen Unterſchied machen, je nachdem wir das Wort durch einen bedeutenderen Ton hervorheben oder nicht; denn wenn wir z. B. ſagen: das Spiel hat ſchon manchen Menſchen unglücklich gemacht, ſo heißt das: ſchon viele Menſchen; ſagt man aber etwa: mancher Menſch kann die Katzen nicht leiden, ſo wird das Wort mit etwas tieferem Tone geſprochen und iſt nicht von ſo großem Umfange, wie in dem vorigen Beiſpiele, die Bedeutung iſt auch dann nur: es gibt überhaupt dergleichen Menſchen.

Dieſes Wort iſt von allen in unſere Unterſuchung gehörigen Wörtern das einzige, welches ſich durch alle Bildungsſtufen der deutſchen Sprache in derſelben grammatiſchen Geltung ſowohl, nämlich als Adjectiv, als auch Bedeutung erhalten hat, denn auch

Digitized by Google

von den letzten noch zu behandelnden Wörtern genug und viele, gilt dies keineswegs, da beide ihre grammatiſche Geltung im Verlaufe der Zeit geändert haben, und zwar gerade auf entgegengeſetzte Weiſe. Im Gothiſchen iſt nämlich das Wort **ganohs, ganoha, ganoh** reines Adjectiv und hat ſchon die doppelte Bedeutung, die ſich ſpäterhin durch alle Zeiten zieht, nämlich: 1) einer großen Anzahl, viel; 2) einer zu einem erforderlichen Zwecke hinreichenden Anzahl. Die erſte Bedeutung hat es z. B. im Ulfilas, Luc. 7, 11: **siponjos ganohai**, viele Schüler; Joh. 16, 12: **ganoh skal quithan**, viel ſoll ich ſagen. In der Bedeutung des Hinreichenden iſt das Wort im Gothiſchen ebenfalls noch beugungsfähiges Adjectiv, z. B. kommt es im Singular an folgenden Stellen vor: Matth. 10, 25: **ganoh siponi, ai wairthai swe laisareis is**; es iſt genug für den Schüler, wenn er wird wie ſein Lehrer; Joh. 14, 8: **thatuh ganuh unsis**, das iſt uns genug; und im Plural Joh. 6, 7: **hlaibos ni ganohai sind thaim** = die Brote ſind nicht hinreichend für ſie. Im Althochdeutſchen wird das Wort auch noch, als reines Adjectiv in der Bedeutung viel, flectirt, z. B. ſteht der Plural im Williram S. 61, 28: **uuánta gnuoge nú nomine tenus heizent fideles.** Ebenſo im Mittelhochdeutſchen, z. B. Nib. Lied 1012, 4: **si nerten sich nâch sorgen, sô noch genuogen geschiht;** mehrmals auch in Barlaam und Joſaphat, z. B. S. 3, 22: **gnûgen machet er bereit tugenderiche sitte.** S. 6, 3. ſteht ſich in paralleler Satzbildung gegenüber: **Do begunde vil lüte geben — ir grosten richeit,** und: **gnûge munchenten sich** d. h. viele wurden Mönche. Aus der Neuhochdeutſchen Sprache aber iſt das Wort als flexionsfähiges Adjectiv ganz verſchwunden, und bloß als Umſtandswort noch übrig, in welchem aber jene beiden überall bemerkten Bedeutungen, viel und hinlänglich, ſich ebenfalls noch unterſcheiden laſſen.

Das letzte noch zu betrachtende Wort aber, nämlich viel, zeigt im Verfolge der Zeit gerade das umgekehrte Verhältniß. Ein Gothiſches Adjectiv **filus** gibt es nämlich in den vorhandenen Ueberreſten noch gar nicht, vielmehr nur die Form **filu**, welche entweder als neutrales Subſtantiv gebraucht wird, oder als Adverbium in der Bedeutung von ſehr, wofür dann auch zuweilen die Form **filaus** vorkommt, namentlich in der Auslegung des Johannes 42, 13. 46, 4 u. 49, 22. Als neutrales Subſtantiv kommt es an folgen-

Digitized by Google

den Stellen vor: Matth. 27, 13: **hwan filu ana thuk weitwodjand** (wie vieles gegen dich gezeugt wird), Joh. 12, 12: **Iftumin daga manageins filu** (am folgenden Tage war viel von Menge), ebend. 16, 13: **ak swa filu swe hauseith** (ſondern ſo Vieles als er gehört hat.) Als Adverbium in der Bedeutung ſehr, ſteht es entweder bei jedem Zeitworte oder Adjectiv, und das iſt das gewöhnlichſte, z. B. Matth. 8, 28: **sleidjai filu**, ſehr wild; Matth. 27, 14: **swaswe sildaleikida sa kindins filu** (ſo daß ſich der Vorſitzende ſehr wunderte); Luc. 18, 23: **was auk gabeigs filu** (denn er war ſehr reich). In der Auslegung des Johannes S. 50, 11: **filu mais** (viel mehr). Ebenſo im Römerbriefe 11, 24 u. 1 Cor. 12, 22. Oder das Wort **filu** ſteht adverbial als eine Zeitbeſtimmung, nämlich zur Bezeichnung einer langen Zeit, mit der Präpoſition **ufar** (über, nach) wie in der Erkl. des Johannes S. 47, 5: **ufar ni filu** (nach nicht langer Zeit) und 2 Cor. 1, 5: **ufar filu** (nach langer Zeit) wobei eine der letzteren ganz ähnliche Stelle beweiſt, daß, ſobald ein Adjectiv mit ſeinem Subſtantiv in dieſer Bedeutung gebraucht werden ſoll, nicht **filus**, ſondern **manags** geſetzt wird. Die Stelle heißt nämlich (Luc. 15, 13.) **ufar ni managans dagans** (nach nicht vielen Tagen.)

Auch im Althochdeutſchen kommt das Wort als Adjectiv noch nicht vor, ſondern, wie im Gothiſchen, als Subſtantiv im neutralen Geſchlecht, was immer im Singular ſteht und das dabei ſtehende und davon regierte Subſtantiv im Genitiv verlangt; z. B. Willir. 34, 14: **unte suie vilo iro si** (und wie viel ihrer, der Getreuen, ſei), 42, 9: **wante dero vilo ist** (denn deren ſind viele), 69, 20: **die vilo cornelino habent** (die viele Körnlein haben.) Ja ſelbſt im Mittelhochdeutſchen wurde das Wort in den erſten Jahrhunderten noch nicht declinirt, ſondern ſteht überall als neutrales Subſtantiv, auf welches das Prädicats-Zeitwort im Singular folgt, wie es auch ſchon in den angeführten Althochdeutſchen Beiſpielen der Fall iſt; einige beweiſende Stellen aus mittelhochdeutſchen Dichtern ſind: Heinr. v. Veldek's Eneit 11915: **harte vil ir do tot lac.** Wigal. 2507: **da lit riter harte vil;** ebend. 3389: **ez ist liute vil verlorn.** Barl. und Joſ. S. 4, 13: **vil der heidenischen diet;** ebend. 7, 13: **der lande vil;** 15, 31: **vil leides;** 42, 22: **vil kumbers** u. A. Erſt zu Ende des Zeitraumes für die Mittelhochdeutſche Sprache bildete ſich **vil** als Adjectiv aus; z. B. hat Grimm

Digitized by Google

(Gramm. I. S. 745.) aus dem Meiſtergeſangbuche 16b. einen Genitiv Plur. vilre angeführt. Ueberhaupt hat ſich das Wort langſam ausgebildet, denn ſelbſt bei Luther folgt zwar nicht mehr das Zeitwort im Singular darauf, aber es iſt noch ganz indeklinabel, z. B. als Plural Luc. 12, 24: vil werden danach trachten; und ebendaſ. 14, 16: er lud vil dazu. Dagegen wurde es etwas ſpäter, nämlich zu B. Saſtrow's Zeit, vollſtändig als Adjectiv declinirt; man vergleiche nur ſolche Beiſpiele aus deſſen Biographie: (2 Th. S. 649) Viele große Furſten haben ſie angenommen, alſo daß Luthers Veſte Burgk durch vieler hundert Märteler vergoſſen Blut geſterket — woll unuberwintlich ſein und bleiben wird. — Und ſo brauchen wir das Wort noch, nämlich als vollſtändig flektirbares Adjectiv für Singular und Plural, z. B. mit vielem Fleiße, mit vieler Mühe, viele Menſchen u. ſ. w.

Als Adverbium in der Bedeutung ſehr, kommt das Wort im Mittelhochdeutſchen unzählige Male vor, hat ſich aber hernach verloren, ſo daß es jetzt gar nicht mehr ſo gebraucht wird.

Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich alſo, daß ſich nur das Wort manche als Adjectiv durch ſämmtliche Bildungsſtufen der deutſchen Sprache erhalten hat, und zwar ziemlich in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, das Wort wenige auch durch alle Zeiten aber mit veränderter Bedeutung; mehrere von der Periode der Althochdeutſchen Sprache an in derſelben Bedeutung und Form, einzelne in derſelben Form und Bedeutung von der Mittelhochdeutſchen Periode an, genug und viele haben auf entgegengeſetzte Weiſe ihren grammatiſchen Werth verändert; ganz verſchwunden iſt kawai und ſelten zu werden fängt an etliche.

Außer dieſen einzelnen Wörtern, welche eine unbeſtimmte Menge bezeichnen, gibt es nun noch im Neuhochdeutſchen eine eigenthümliche Form, eine ungefähre Anzahl von Gegenſtänden, oder eine beſtimmte Menge nur annäherungsweiſe auszudrücken, welche darin beſteht, daß man dem Hauptworte die Endung er oder ener anhängt und nun das Zahlwort folgen läßt, welches ungefähr die Menge ausdrücken ſoll, wobei es auffallend iſt, daß dann allemal dem ſo flectirten Hauptworte das Zahlwort ein vorgeſetzt wird, z. B. ein Groſchener acht, d. h. ungefähr acht Groſchen, oder ein Quarter zehn, ein Pfunder ſechs u. ſ. w. Dieſer Art, eine unbeſtimmte Menge auszudrücken, wüßte ich aus keiner anderen

Sprache etwas Analoges entgegenzuſtellen, und es iſt zweierlei dabei zu erklären: 1) das **ein** vor dem Worte, 2) die Flexionsſylbe **er**. Dieſe Art zu ſprechen iſt aus einer Redeweiſe entſtanden, die wir bei den älteren Schriftſtellern ſowohl des Neuhochdeutſchen als des Neuplattdeutſchen Idioms finden, d. h. im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, und bei dieſen heißt ſie: **eine Sache oder**; worauf dann die Zahlbeſtimmung folgt, z. B. in Luthers Bibelüberſ. 1. Moſ. 24, 55: **Laß doch die Dirne einen Tag oder zehn bei uns bleiben**, wo das Hebr. או עשׂור (etwa zehn) auf dieſe Weiſe übertragen wird, was die Septuag. an jener Stelle ausdrücken mit *ὡσεὶ δέκα*, und die Vulgata: dies saltem decem. Bei Hans Sachs in der Komödie Joſua (Th. III. der Ausg. von 1588 fol. 18b.): Halt euch da ein Tag oder drei, d. h. ungefähr drei Tage; ebendaſ. (fol. 20a.): ſie gehen ein mal oder drei herumb, d. h. etwa dreimal. Derſelbe im Faſtnachtſpiele, **der Ketzermeiſter** (fol. 56): nimb ein gſeln oder drey mit dir — nimm etwa drei Geſellen mit. Aus einem alten Trinkliede ſind in dem Buche: de generibus ebriosorum (Worms 1515. 4) auf dem 7ten Blatte folgende Verſe angeführt:

Iſt gut Bier,
es gilt dir,
liebes Thier,
ein Stübchen oder vier.

In J. Matheſius Predigten vom Eheſtande (Nürnberg 1569. 4.) fol. 36a und 94b: er wölle ein Tag oder zehn verweilen. Und ſo auch in plattdeutſchen Schriftdenkmälern aus dieſer Zeit, z. B. in Berckmanns ſtralſundiſcher Chronik S. 63: up S. Lucasdach do wass id einen dach edder IIII. droge, d. h. es war etwa vier Tage trocknes Wetter; ebendaſ. S. 95: ein mall edder drey; und S. 121: se behengeden em mit spegell, ein edder dre, wo die Worte umgeſtellt ſind für: se behengeden em mit ein spegell edder dre. Im ſiebzehnten Jahrhunderte trübte ſich ſchon die Redensart auf mancherlei Weiſe und es bildete ſich nach und nach der Uebergang zu unſerer jetzigen, oben angegebenen, Art zu ſprechen. Schon M. Opitz ſagt in ſeiner Zlatna Z. 402:

Ein Eyer oder drey, die jetzt erſt ſein geleget —
Dieß hat er und noch mehr.

Denn hier ſteht ganz unorganiſch die Pluralform **Eier** mit **oder**

verbunden, ſtatt: Ein Ei oder drei. Auf andere Weiſe erſcheint die Redensart getrübt bei dem Grammatiker Schottel, der das oder umſtellt auf eine den früheren Schriftſtellern fremdartige Weiſe, indem er in ſeiner „Teutſchen Haubtſprache" (Braunſchweig 1663. 4.) S. 788. ſagt: ein ungefehrliche Zahl wird ausgeſprochen durch ein oder etwa, etwa bey, ohngefehr, ohngefehr bey; und als Beiſpiel hinzufügt: ein oder acht Soldaten, was alt heißen würde: ein Soldat oder acht. Wieder abweichend im Gebrauch dieſer Redeweiſe iſt Moſcheroſch, der theils das oder anders ſtellt, theils es ganz wegläßt, z. B. Philander von Sittew. Geſichte Th. II. S. 209: „ſie ein wenig anlächlende und ſein Maykäffer-Knebelbärtlein einmahl drey oder vier ſtrichlende, — mit dem Haupt nickende, welches er einmal drey ohne entblöſſung deſſelben thate — ſprach er ꝛc." Und ebenſo ohne oder S. 585: „als wir nun ein Stund viere in das Gebürg geſtampft" für: ein Stund oder viere; und ebend. S. 630: „wiewol ſie willens waren, ein tag acht alda außzuraſten." Aus der Redeweiſe mit dem Worte oder hat ſich nun unſere jetzige Redeweiſe gebildet, indem das oder im raſchen Sprechen ſich in die bloße Sylbe er geſchwächt hat, welche dem vorhergehenden Worte wie eine Enclitica angehängt wird. Davon finden wir ſchon ein Beiſpiel in Rollenhagens Froſchmäuſeler I. Cap. 9. S. 56:

Stachen doch letzlich für Fantaſey
von den Buchnüßlein einer drey;

d. h. eine oder drei. Und ebenſo in einer Fortſetzung der Geſichte des Moſcheroſch (des — Quevedo drittes Schreiben an den Herrn von Sittewald. 4. Ohne Druckort und Jahreszahl) im Anfange des zweiten Bogens. „Indeſſen ſahs Monſ. Ehrentreich und fliſterte einer etlichen etwas heimlich ins Ohr;" d. h. einem oder etlichen, einigen wenigen. Und anderswo (auf dem dritten Blatte des ſechſten Bogens): es hat ſich an beiden Orten ein mahl einer etliche ſo zugetragen; wo es ſchon ſehr fremdartig geſtellt iſt für: ein Maler etliche oder etliche Male. — Aus der angegebenen Entſtehung der Redensart ergibt es ſich alſo, daß die angehängte Sylbe er niemals das Flexionszeichen des Pluralis iſt, daß alſo das dabeiſtehende Subſtantiv auch niemals im Pluralis ſteht, alſo namentlich niemals den Umlaut bekommen kann, wenn es ihn als Pluralis annehmen würde. Dieſer tritt aber auch aus einer ande-

ren Urſache nicht ein; nämlich in der neueſten Zeit brauchen wir die Redensart vorzugsweiſe zur ungefähren Angabe von Maaß- und Gewicht-Beſtimmungen, z. B. ein Fußer acht, ein Zoller fünf, ein Pfunder zehn; und ſolche Maaßwörter laſſen, auch wenn ſie wirklich im Plural ſtehen, keinen Umlaut zu. So wie die Redensart jetzt gebraucht wird, läßt ſie ſich alſo vollkommen erklären aus der früher üblichen; aber dieſe ſelber hat etwas ſehr Auffallendes an ſich wegen des eigenthümlichen Gebrauches des Wortes oder, welches keinesweges ein Wählen zwiſchen zwei Gegenſtänden bezeichnet, wie ſonſt, ſondern die reine Unbeſtimmtheit, das Ungewiſſe, welches ein Vermehren oder Vermindern um Eins zuläßt, eine Unbeſtimmtheit, wie wir ſchon oben eine ähnliche in dem gothiſchen Worte ailhthau, von dem es abſtammt, nachgewieſen haben, und wie ſie die Stammſylbe et (ſ. oben bei etliche) in allen Zeiten gehabt hat. So wären alſo z. B. der Sinn der Redensart: ein Jahrer ſechs = ſechs Jahre oder eins mehr oder weniger.

Lütcke.

Digitized by Google

## V.

# Altdeutſche Baukunſt.

Beſchreibung und Geſchichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und ihrer Alterthümer von E. F. Ranke, Direktor des Gymnaſiums zu Göttingen, und Prof. F. Kugler; herausgegeben zum Beſten der Herſtellung der Orgel in dieſer Kirche von W. E. Fricke, Prediger an derſelben.

Nebſt 8 Tafeln Grundriſſe und Abbildungen. Berlin 1838.

---

Dieſes Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl gewidmete Werk, deſſen Liebe und thätige Theilnahme für die vaterländiſchen Alterthümer ſie hervorgerufen hat, würde auch ohne den mildthätigen Zweck die hohe Unterſtützuug verdienen, deren es ſich erfreut. Es iſt ein neuer bedeutender Beitrag zur gründlichen Erforſchung der heimiſchen Kunſt des Mittelalters, welche in dem Kirchenbau und deſſen mannigfaltiger Ausſchmückung ihre würdigſte Beſtimmung, ihr höchſtes Ziel fand. Es liefert abermals den erfreulichen Beweis, daß auch in unſerem nördlichen Deutſchland dieſe Kunſt früh eine bedeutende, bisher kaum geahnte Höhe erreichte.

Wie die Gegend des Unterharzes zu den ſchönſten im Herzen des Deutſchen Vaterlandes gehört, wie ſie die Urgeſchichte deſſelben in wunderſamen Bildungen und Steintafeln vor Augen ſtellt, und an den daraus erwachſenen Sagen vor Allem reich iſt, ſo iſt ſie, auf der alten Gränzſcheide Hoch- und Niederdeutſcher, ſo wie Slaviſcher Zunge, auch für die Volksgeſchichte eine der wichtigſten Stellen, und mit und an dieſer Deutſchen und Sächſiſchen Stammgeſchichte nicht minder wichtig für die Kunſt. Und hier iſt wieder die vielthürmige alterthümliche Quedlinburg, auf dem

Felſen über der am Roßtrapp entſpringenden Bode, umburget von wunderlichen Höhenzügen, Bergtrümmern, Felsmauern (Teufelsmauern genannt) und zum Theil darin eingehauenen Burgen (wie der Regenſtein), — hier iſt Quedlinburg eine Hauptſtelle, als Stammhaus der Sächſiſchen Kaiſer, unter welchen Deutſchland einer auf dem feſten Grunde der Herrſchaft des Großen Karl und der Fränkiſchen Kaiſer gediehenen kräftigen und reichen Bildung nach allen Richtungen ſich erfreute. In dieſer glorreichen Zeit, welche unter Otto dem Großen im höchſten Glanze prangte, ward das Deutſche Reich erſt recht ſelbſtändig, weſtlich durch das ihm von Natur und Geſchichte gehörige Rheinland (Lothringen) verſtärkt, öſtlich erſt eigentlich gefriedigt durch die völlige Beſiegung der Slaven und Ungarn an der Saale und am Lech. Aus Anlaß eben dieſer Kriege ward aus der Pfalz Quidlingen (Quitilinga curtis 961) im Thale, die Quedlinburg (Quidilingaburg 922) auf dem Felſen; es war der heimiſche Lieblingsſitz Kaiſer Heinrichs I, des eben ſo trefflichen und glücklichen Hausvaters, wie Landesvaters, und ſeiner frommen und Königlichen Hausfrau Mathilde, vom Stamme Witekinds; es ward beider Begräbnisſtatt im neu erbauten Gotteshauſe, und ſo ihr Stammheiligthum, verehrt und verherrlicht durch die bei den Königen dieſes Hauſes herkömmliche Feier des höchſten Chriſtlichen Feſtes, im Kreiſe der Ihrigen und der Edlen des Reichs, deren Töchter die reiche Stiftung aufnahm und fromm erzog. Auch unter den Hohenſtaufiſchen und Habsburgiſchen Herrſchern erhielt das hohe Haus ſich in ſeiner Würde, und von jedem wichtigen Zeitalter zeugt hier noch ein Denkmal.

So ſtellt die auf den lebendigen Fels gegründete, auch dem Apoſtelfürſten Petrus gewidmete Stifts- und Schloßkirche Quedlinburgs eine durch Stein und Bild redende Geſchichte des Vaterlandes und ſeiner Kunſtbildung dar, wie nicht leicht irgend eine andere. Die Geſchichte dieſer Kirche, welche in frühſter Zeit hauptſächlich zugleich die Stadtgeſchichte vertritt, hat Herr Direktor Ranke urkundlich und gründlich dargeſtellt, und das Buch ſchließt ſich ſo der Geſchichte Kaiſer Heinrichs I von Dr. Waitz an; womit Profeſſor L. Ranke's Jahrbücher des Deutſchen Reiches unter dem Sächſiſchen Hauſe kürzlich (1837) hier begonnen haben. Auf der anderen Seite reihet ſich die kunſtgeſchichtliche Beſchrei-

bung nebſt erläuternden Abbildungen von Profeſſor Kugler, welche bei weitem den größeren Theil des Werkes ausmacht, den trefflichen in dieſen Blättern (Bd. II, S. 165. 377.) auch ſchon angezeigten Puttrichſchen Heften von den Kirchen derſelben Gegend an. Auf dieſe Darſtellung müſſen wir hier etwas näher eingehen, da ſie eigenthümliche Ergebniſſe gewonnen hat und willkommen darbietet.

Zwar nur in kleinem Umkreiſe, aber um ſo ſicherer, und von ſo bedeutendem Mittelpunkte aus ſehr reich und vollſtändig, eröffnet ſich hier eine überraſchende Ueberſicht des älteſten rundbogigen Kirchenbaues, d. h. der älteſten Baukunſt überhaupt, und der damit ſo genau verbundenen mannigfaltigen Bildnerei. Daß dieſelbe mit der neuen Glaubenslehre aus den Südländern den Deutſchen zukam, iſt keine Frage, und für gewiſſe durchgreifend unterſchiedene Formen derſelben ſind daher die Benennungen Romaniſch und Byzantiniſch ganz gehörig, ohne damit vollſtändige oder unmittelbare Ueberlieferung aus jenem Weſt- und Oſtrömiſchen Reiche zu behaupten. Daß in Deutſchland etwas ganz Neues und Eigenthümliches daraus gebildet wurde, bezeugt auf ähnliche Weiſe der Name Gothiſch, wobei man gerade nicht an Oſt- und Weſtgothen denkt. So bedient ſich denn auch der Verfaſſer dieſer herkömmlichen Namen, und wir thun daſſelbe.

Anfänglich und durch die Karolinger-Zeit hin waltet eine dunkel überlieferte, kräftige, meiſt rohe Nachbildung der Antike, in Beziehung auf Baukunſt, der Römiſche Baſiliken-Styl, d. h. Lang-Vierecke, durch Pfeiler und Säulen mit Bogenſtellungen in drei Langſchiffe getheilt, und an der Morgenſeite ein Queerſchiff mit Altar-Niſche, übrigens hohe glatte Wände mit kleinen Fenſtern und flacher Decke. Byzantiniſch dagegen ſind die Kirchen in gleichſeitigem Vierecke, mehr auf Pfeilern als auf Säulen, mit Gewölben, Niſchen und Kuppeln emporgebaut; wie noch die Sophien-Kirche in Konſtantinopel ſeit dem 6ten Jahrhundert vorbildet: in welcher Art das Abendland nur wenig aufzuweiſen hat, namentlich Deutſchland etwa nur die Grabkirche Karls des Großen in Aachen, nachdem die noch vollſtändiger dieſe Bauart darſtellende Marien-Kirche auf dem Harlunger-Berge bei Brandenburg, die auch dem Gründer Quedlinburgs und Eroberer Brandenburgs zugeſchrieben wird, durch die Barbarei neuer Zeit nur noch in Abbildungen übrig iſt. Wie der Baſiliken-Styl fortgehend mehr in Verbindung ſeiner

Bögen und Niſchen mit Wölbung tritt, beſonders in den Gruftkirchen (crypta, für den Nacht- und Todtendienſt), im Chor darüber und in den Seitenſchiffen, und deshalb die Wände durch Pfeiler verſtärkt und verziert — wie er bei ſolcher mannigfaltigen Aneignung und Ausbildung in dieſer Sächſiſchen Zeit zur reichſten, eigenthümlichſten Entfaltung gelangt: ſo geſchieht daſſelbe mit dem Byzantiniſchen Styl in der Hohenſtaufiſchen Zeit; und auf den Grund eben ſolcher Verbindung mit dem Baſiliken-Styl, aber mit völliger Durchdringung und Umbildung deſſelben, durch „bewußtes Eingehen auf den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums" (S. 141), mit eigenem Sinne und innigem Gefühl, erſcheint vornämlich unter dem großen Kaiſer Friedrich II dieſer neue Byzantiniſche Styl in ſeiner reizendſten und reichſten Blüte. Die mannigfaltigen Miſchungen und allmäligen Uebergänge zeigen ſich auch an den hier vorgeführten Bauwerken dieſes kleinen Umkreiſes auf ſehr anziehende und merkwürdige Weiſe:

1) Zu den älteſten Ueberbleibſeln, gleichſam Inkunabeln dieſer Art, gehört die St. **Wipertikirche** der alten Pfalz Quidlingen, im Thale (jetzt eine Kornſcheune), deren kleine Gruftkirche auf Säulen mit Joniſchen Knäufen und Attiſchen Füßen ein **gerades Gebälk** und Tonnengewölbe trägt: welches gerade Gebälk, ſo viel ich weiß, nur noch zu Lorſch an der Bergſtraße vorkömmt.

2) Die Kirche des vormaligen Kloſters **Weſtergröningen**, beim Städtchen Gröningen, deren Seitenſchiffe jetzt abgebrochen ſind, zeigt ſchon höhere und reichere Entwickelung, mit mannigfaltigen Säulenköpfen, doch mehr bloß noch ausgemeißelte Zeichnung, denn wirkliche Hervorbildung; am Weſtende hat ſie eine merkwürdige, ſpäter (vielleicht zum Erſatze der fehlenden Gruftkirche) eingebaute dunkle Kapelle mit Tonnengewölbe, in Byzantiniſcher Bauart, außen verziert mit großen halb erhobenen Bildern Chriſti und der Apoſtel aus Stuck, im ſchweren ſtrengen Styl des beginnenden 12ten Jahrhunderts. Eigenthümlich iſt der achteckig aufſteigende Thurm über dem Kreuze;[1]) hier ſo ſelten, als häufig bei den An-

---

[1]) Urſprünglich bei der heidniſchen Baſilika dachte man natürlich nicht an das **Kreuz**; auch tritt dieſes bei den älteſten Chriſtlichen Baſiliken nicht hervor: ſpäter allerdings ſchon abſichtlich und ſichtlich das Lateiniſche Langkreuz; wie wohl früher ſchon im gleichſeitigen Vierecke der Byzantiniſchen Kirchen das gleichſeitige Griechiſche Kreuz.



Digitized by Google

gelſachſen. Am Rheine zeigt ſich dieſe Verbindung auch ſchon frühe zum hohen Kuppelbau ausgebildet, z. B. am Dom zu Speier, wie früher ſchon in Italien, wo er noch mit dem Gothiſchen Style verbunden wurde, in Florenz und Mailand, — und damit ein noch nicht erreichtes Ziel eines zum gemeinſamen Gipfel zuſammen- und emporſtrebenden Kirchenbaus, das lebendigſte Aufſprießen und Erblühen des Thurmes aus der Kirche, andeutet, welches der Neu-Römiſche Kuppelbau, ſeit der Peterskirche, nicht erreichen kann.

3) Die Schloßkirche zu Gernrode, erbaut vom Markgrafen Gero, 960, in ähnlicher Art, hat noch einen Theil der Gruftkirche im Kreuzflügel. Das Langſchiff iſt ſpäter weſtlich verlängert und auch durch eine Altar-Niſche geſchloſſen, neben welcher außen zwei runde Thürme ſtehen; im öſtlichen Seitenſchiff iſt ein dem vorigen ähnlicher kapellenartiger Einbau: alles in Byzantiniſcher Art; der letzte auch an der Außenwand (nach der Kirche) reich mit Bildwerk geſchmückt, zum Theil aus Stuck und jünger, ſchon im ſehr ausgebildeten Styl. Einen Theil des eben ſo gebauten Kreuzganges hat die Verwendung des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins für Geſchichte und Alterthum löblich vor dem Abbruche bewahrt. Das Grabmal des Stifters mit ſeinem ruhenden Bilde iſt eine tüchtige Arbeit des 16ten Jahrhunderts.

4) Die Kirche zu Froſe, von demſelben Stifter: der jetzige Bau, ſichtlich jünger, hat noch am Weſtende über der Vorhalle die (ſonſt meiſt von der Orgel verdrängte) Empore oder Loge mit Pfeilerbögen, dazwiſchen Säulen mit kleineren Bögen, nach Byzantiniſcher Weiſe. Die beiden Thürme gehen ſchon in den älteren Gothiſchen Spitzbogen über.

5) Die Kirche des Kloſters Huyſeburg, 1080 gegründet: jüngerer Baſiliken-Styl; wie bei der vorigen Empore, ſtehen hier unter den großen Pfeilerbögen des Schiffes ſelber, Säulen mit kleineren Doppelbögen; vermuthlich jünger iſt die durch die Orgel verbaute große Niſche am Weſtende, neben welcher die beiden Thürme, laut Inſchrift vom Jahre 1487, ſtehen.

6) Die Kloſterkirche zu Drübeck, geſtiftet am Ende des 9ten Jahrhunderts: der jetzige Bau iſt jünger, im mehr entwickelten Baſiliken-Styl, dann aber faſt durchweg im ausgebildeten Byzantiniſchen Styl am Ende des 12ten Jahrhunderts umgeſtaltet, durch rundbogige Kreuzgewölbe (davon jetzt nur noch Spuren) und durch

Digitized by Google

Anbau einer großen Niſche am Weſtende, daneben zwei zierliche Thürme ſtehen; ja, zur gleichartigen Durchführung dieſes Umbaus im Innern, wurden ſogar die alten, an ſich guten Säulenköpfe mit Stuck bekleidet und dem neuen Style gemäß verziert. Die Gruftkirche, mit Kreuzgewölben auf Pfeilern und Säulen, iſt durch einen Gothiſchen Umbau des Chors ſehr beeinträchtigt.

7) In der urſprünglichen Anlage dagegen, mit der freiſten und ſchönſten Entfaltung, ſtellt ſich dieſer Byzantiniſche Styl an der Kirche des ehemaligen Kloſters Konradsburg dar, auf welche ſchon im Jahresberichte der Leipziger Deutſchen Sprach- und Alterthums-Geſellſchaft 1834 die Beſchreibung des Herrn von Horn, mit Abbildungen von Geyſer d. j. (Puttrichs Gehülfen) aufmerkſam gemacht hat. Ober- und Unterkirche entſprechen nur dem Chor und Querſchiffe der ſämmtlichen vorigen Baſiliken (außer Nr. 1); beide, mit ihren drei Niſchen, haben aber Bogenſtellung zwiſchen dieſen drei Abtheilungen, ſo daß hier auch drei Schiffe entſtehen; in der Unterkirche durch Säulenbögen, in der Oberkirche durch Pfeiler mit größeren Bögen über zwei kleineren: alles iſt mit Kreuzgewölben gedeckt, in den reinſten wohlgefälligſten Verhältniſſen und reicher Ausbildung, namentlich auch der verbundenen Pfeiler und Säulen und deren Verzierungen; beſonders in der Unterkirche, wo paarweiſe gemuſterte Säulen mit mannigfaltigen Knäufen an die reichſte Gruftkirche, des Freiſinger Doms, erinnern; und ohne Zweifel gehört dieſer Bau ebenfalls dem Ende des zwölften Jahrhunderts, obgleich ſchon 1150 ein Abt von Konradsburg vorkömmt. Die vermuthlich zwar nie vollendete Kirche dient oben jetzt als Kornſcheune, verdiente aber ſchon wegen ihrer Kunſtbedeutung eine würdigere Beſtimmung und Herſtellung, wodurch ihre volle Schönheit, welche gegenwärtig unter der rohen Umhüllung Niemand ahnt, ins Licht treten, und ebenfalls von der nach allen Richtungen ebenmäßig entfalteten und hochgeſtiegenen Deutſchen Kunſtbildung um 1200 anſchaulich zeugen würde.

Dieſem Bau in ſeinen Gliederungen verwandt, iſt der Unterbau der Thürme mit der Thüre dazwiſchen am Dome zu Halberſtadt, welchen kürzlich (1837) des Dr. Lucanus bildliches und geſchichtliches Werk gründlich kennen gelehrt hat: hier herrſcht aber ſonſt ſchon der bald darauf alles weſentlich umbildende Gothiſche Spitzbogen, und ſo erſcheint hier ein eigener Uebergang zum

Digitized by Google

völligen Durchbruche des Gothiſchen Bauſtyls, welcher an den übrigen Theilen des Doms hervortritt: den Thürmen zunächſt noch in der ſchlichten und ſtrengen Weiſe des Kölner Dom-Chors; mannigfaltiger, beſonders an Strebefeilern und Fresco-Zieraten, im übrigen Bau: ſo daß die Jahrzahlen, des Neubaues 1180—1220, des Fortbaues nach 1237, nach einem Brande 1263—76, und endlich am Chore 1341—66, den verſchiedenen Theilen entſprechen.

In dieſer, bei ſo kleinem Umkreiſe, wohl nicht leicht irgendwo ſo reichen Umgebung alter und älteſter Bauwerke, nunmehr zur Quedlinburger Kirche zurückkehrend, erkennen wir um ſo zuverſichtlicher, daß im Ganzen und größtentheils noch der durch die Enkelin der Stifter, die Aebtiſſin Mathilde, ausgeführte Bau der Jahre 997—1021 vor uns ſteht, außen wie innen, Unter- und Ober-Kirche, das Querſchiff und Langſchiff mit ſeinen ſchlichten Wänden, Bogenſims, Thüre, Fenſtern, Säulen und flacher Decke: abgeſehen von den ſpäteren Veränderungen, zumal inwendig. Und die Unter- oder Gruftkirche, ſchon vorlängſt genannt „das alte Münſter,“ behauptet ohne Zweifel noch die Stelle des von K. Heinrich I, nach dem glorreichen Siege über die Ungarn bei Merſeburg 933, geſtifteten und nach ſeinem frühen Tode 936 von ſeiner Wittwe Mathilde (ſt. 968) und Sohn Otto I vollendeten Gotteshauſes mit ſeinen geweihten Altären und Grabſtätten beider Stifter. Daſſelbe wurde aber, bei dem durch den Andrang der Verehrung bald nöthig gewordenen, größeren Bau des „neuen Münſters“ mit dieſem vereinigt, und dazu als Grundlage des hohen Chors gänzlich umgebaut: ſo daß hier ſogar eine feinere Ausbildung, z. B. der Säulenköpfe, erſcheint, als in der Ober-Kirche; denn in den Gruftkirchen liebte man, mit Sinn, ſolche reichere Ausſchmückung, wie Konradsburg und Freiſingen zeigen. Auch ſonſt finden ſich hier Spuren ſpäterer Veränderung, z. B an den nachläſſigeren weſtlichen Pfeilern und Säulen; und ein ſicherer Beweis davon iſt der merkwürdige Umſtand, daß bei einer Oeffnung der Gräber Heinrichs nnd Mathildens vor dem Altar, im Jahre 1748, der ſchwere Steinſarg der letzteren mit Lateiniſcher Inſchrift ſüdlich neben Heinrichs Grab unter dem Pfeiler gefunden wurde, und deshalb, vermuthlich bei einer früheren Oeffnung, der Deckel zerbrochen war. Andere Ungleichheiten ſcheinen aus derſelben Zeit, als im oberen nördlichen Querſchiffe der ſogenannte Zitter zur Aufbewahrung

Digitized by Google

des Kirchenſchatzes eingebaut, und der eine Thurm am Weſtende aufgeführt wurde; vermuthlich bei der Erneuung nach dem großen Brande, 1070—1129. Die Kreuzflügel zeigen auch außen Abweichungen und neue Theile; noch mehr der ſehr hohe Chor, welcher, laut Inſchrift 1320, durch die Aebtiſſin Jutta von Kranichfeld in der damals allgemeinen Gothiſchen Bauart erneuert und durch den Bürgermeiſter Bernhard von Berkheim mit (nun verſchwundenen) Glasgemälden geſchmückt wurde. Dieſelbe ließ auch die Thür zur Gruftkirche in derſelben Art noch feiner ausführen.

Auch von den folgenden Zeiten und ihrer Kunſt, der vermeinten Herſtellung der Antike (Renaiſſance) und den übrigen mancherlei Abwegen des Neu-Römiſchen, Muſchel-, Schnecken-, und Schnörkel-Styls (Rococo), ſtellt dieſer 900jährige Bau merkwürdige Verſteinerungen und Exemplare dar, vornämlich innerhalb an den Denkmälern der Fürſtlichen Aebtiſſinnen, von welchen wir hier nur gedenken: der würdigen Anna von Stollberg, welche hier die erſte evangeliſche Predigt halten ließ; und der hochverdienten Anna Dorothea von Weimar, die 1704 nach der Erbgruft gebracht wurde. Andere, in mannigfaltigen Särgen, ſtehen jetzt in der „Fürſtengruft,“ welche, wie Quedlinburg überhaupt ſo viel Alterthümliches treu bewahrt, ſogar auch die Todten mumiſirt, und bekanntlich der Stifterin dieſer Gruft, der berühmten Aurora von Königsmark, noch Züge ihrer Schönheit erhält: ſie allein hat hier im Tode noch den Vorzug oder das Schickſal, zur Schau zu dienen.

Eine gleiche große Ueberſicht bietet auch der erwähnte, uralte Kirchenſchatz dar, welcher zugleich ein wahrer Kunſtſchatz ohnegleichen iſt: geſchnitzte und getriebene, mannigfaltig geſchmückte Evangeliendeckel, Reliquienkäſten, zum Theil wie kleine Kapellen, mit erhabenem und rundem Bildwerke, Zieraten aller Art, Kapſeln, Kelche, meiſt aus edlen Erzen, Bergkryſtall, Elfenbein u. ſ. w.; prächtig geſchriebene Bücher, ein Evangelium ganz mit goldenen Buchſtaben (aus der Karolinger Zeit), andere mit Arabesken, Buchſtabenbildern und größeren Gemälden, gewirkte Teppiche und dergl.: alles in gleichem Schritt und Styl mit den verſchiedenen Bauweiſen, ihren Verzierungen und Bildwerken. Alſo erſcheinen auch hier: die älteſten dunkeln und ſchweren, aber kräftigen Nachwirkungen der Römiſchen Antike, die ſelbſtändigen Entwickelungen daraus, ihre

Digitized by Google

mannigfaltigen Verbindungen, mit dem Byzantiniſchen Styl, von dem anfangs ſtreng und ſtark aufgedrückten Typus bis zur endlichen harmoniſchen Durchdringung, in der Blüte des Mittelalters um 1200 (welches auch die Blüte der Dichtkunſt iſt), im Glanze der Hohenſtaufiſchen Zeit; die wunderbar gerade unter dem feindſeligſten, endlich für dies hohe Haus ſo tragiſchen Kampfe gegen die Anmaßungen der Hierarchie ſich entfaltete. Wir heben hier in dieſer Hinſicht hervor: die Elfenbeinſchnitzbilder des Deckels einer Evangelienhandſchrift (Nr. 66); den Reliquienkaſten der Aebtiſſin Agnes, Tochter des Markgrafen Konrad von Meißen (ſt. 1208), daran die Elfenbeinbilder der zwölf Apoſtel unter rundbogiger Säulenſtellung, mit den 12 Zeichen des Thierkreiſes darüber; und einen anderen Reliquienkaſten derſelben Zeit aus vergoldetem Silberbleche mit ähnlichen Geſtalten, dazwiſchen auch die Kreuzigung mit Sonne- und Mondgeſichtern, Maria und Johannes. Der Aebtiſſin Agnes, die ſelber auch Bücher mit Goldbuchſtaben und Gemälden geſchrieben, großer Teppich, worin ſie mit ihren Fräulein die Vermählung des Mercur mit der Philologie nach Marcianus Capella mit Lateiniſcher Inſchrift gewirkt, iſt ein Seitenſtück zu dem großen Bilderbuche der gleichzeitigen Aebtiſſin Herrada von Landsberg (im Elſaß) und ihrer Fräulein. Alle dieſe Werke, nebſt dem Grabſteine derſelben Agnes in der Kirche, bekunden den Aufſchwung und die Höhe der Bildung, welche die Kunſt damals in allen Richtungen erreichte, und dienen uns nunmehr zur geſchichtlichen Erklärung der bisher, in ihrer vollkommenen Geſtaltung, räthſelhaft daſtehenden erhobenen und runden Bildwerke der von Agnes Bruder erbauten Grabkirche zu Zſchillen (jetzt Wechſelburg) und der großen Standbilder des Doms zu Freiberg (vergl. Bd. II, S. 165 und hier Nr. X.)

Wir haben der hingebenden Forſchung und umſichtigen Zuſammenſtellung des Verfaſſers dieſes bedeutende Ergebnis, wie ſo manches andere der vaterländiſchen Kunſtgeſchichte, wobei ihm ſein Zeichentalent trefflich zu ſtatten kömmt, höchlich zu danken, und wünſchen nur, daß neben den, vom Puttrichſchen Werke wohl zu erwartenden vollſtändigen Abbildungen der Quedlinburger Kirche, unſer Verfaſſer auch in den Stand geſetzt werde, die bedeutendſten Stücke dieſes Kirchenſchatzes mit Abbildungen zur erfreulichen und lehrreichen Anſchauung zu bringen.

Digitized by Google

Endlich iſt bei dem, nunmehr auch durch eine Kunſtſtraße erleichterten Beſuche Quedlinburgs und der herrlichen Gegend, dieſes Buch als ein treuer Begleiter zu empfehlen, der auch von den übrigen merkwürdigen Alterthümern, namentlich des Rathhauſes daſelbſt, ſo wie von der lebendigen Natur umher, ſo anziehend berichtet.

**v. d. Hagen.**

Digitized by Google

## VI.

# Ueber Plan und Zweck in Tacitus Germania.

Wir Deutſchen haben an der Schilderung Germaniens von Tacitus eine Schrift, wie ſich deren keins der heutigen civiliſirten Völker erfreut: eine Schilderung des Landes, der Sitten unſerer Vorfahren aus einer Zeit, wo dieſelben in voller Kraft, in reiner Eigenthümlichkeit mit welthiſtoriſcher Bedeutſamkeit auftreten; dieſe Schilderung iſt von einem der größten Hiſtoriker eines in den Wiſſenſchaften ausgezeichneten Volkes entworfen, der weder verblendet war von Nationalhaß, noch von moderner Sucht, das Schöne und Gute nur auswärts finden zu wollen; der, wenn auch nicht in dem klaren Bewußtſein der einſtigen Bedeutſamkeit dieſes Volkes, doch von dem Geiſte hiſtoriſcher Prophezeihung getrieben, dies Volk als fremder Beobachter ſchilderte, während es ſelbſt noch nicht auf der Stufe geiſtiger Bildung ſtand, um einen Schöpfer ſeines Bildes aus ſich ſelbſt hervorgehen zu laſſen: denn ihre Zeit war gerade die, wo ein Jeder lieber handeln, als ſchreiben, lieber die eignen Thaten geprieſen wiſſen wollte, als die Thaten Anderer erzählen. Wie viele Völker ſind an dem Horizont der alten Welt aufgeſtiegen, deren genauere Schilderung uns von keinem alten Schriftſteller überliefert iſt, deren Bild wir jetzt aus einzelnen Zügen mühſam und dürftig ſelbſt entwerfen; wie manche Völker ſind zwar von ihnen beſchrieben, aber mit ſo vielen Vorurtheilen oder ſo fremdartigen Beimiſchungen oder ſo weſentlicher Unvollſtändigkeit, daß wir kaum noch die wahren Grundzüge zu entdecken vermögen. Die Germanen dagegen haben einen Hiſtoriker gefunden, deſſen unübertroffenes hiſtoriſches Genie allgemein anerkannt iſt, deſſen wahrer hiſtoriſcher Be-

Digitized by Google

ruf ſich aber in keinem Werke mehr offenbart, als gerade in dieſer kleinen und doch ſo inhaltsreichen Schrift. Jhn trieb zu der Schilderung eines Volkes, das dem ſeinen ſo feindſelig und drohend gegenüber ſtand, aber doch bei den ſtolzen Römern nicht ſo viel Achtung und Beachtung fand, als es dieſelben einſt lehrte — ihn trieb ein prophetiſcher Geiſt, der, wenn auch nur dunkel, doch gewaltig das Herannahen des Unterganges für ſein Volk und die unabwendbare Gewalt der Germanen, ſo wie ihre einſtige Größe ahnen ließ. Zu ſehr ſtolzer Römer, um dies Alles zum klaren Bewußtſein kommen zu laſſen, um als ein Jeremias den Untergang ſeines Volkes zu ſehen, oder als ein Börne ſich denſelben einzubilden; drängt ihn doch ſein moraliſches und hiſtoriſches Gefühl zu einzelnen Ausdrükken, die den Untergang desſelben ſo ſchmerzvoll ahnen, als die Klagelieder des Erſteren, und die Verderbtheit deſſelben ſo ſcharf geißeln, als die phantaſtiſche Verbiſſenheit des Letztern: und doch finden ſich überall die klarſten Beweiſe ſeines ſtolzen Römerſinnes damit vereinigt, in ſonderbarem und ſcheinbarem objectivem Widerſpruch und inniger und wahrer ſubjectiver Verſchmelzung. Mit welcher tiefgefühlten Anerkennung ſetzt er nicht die Sittenreinheit der Germanen und die Verderbtheit der Römer in grellen Gegenſatz; ja wie dient nicht letztere ſo oft zum ungezeichneten, aber jedem Römer ſichtbaren Hintergrunde ſeines Gemäldes der Germanen. Man vergleiche nur, was er über das geſammte Familienleben ſagt Kap. 18—20; wie viele Gegenſätze zur römiſchen Verderbtheit. Und doch bei aller Innigkeit und Kraft dieſes moraliſchen Gefühls, wie treffend characteriſiren ſeinen ſtolzen römiſchen Patriotismus, der von keinem Kosmopolitismus weiß, Ausſprüche, wie Kap. 15: „Schon haben wir auch Geld annehmen gelehrt“ oder Kap. 23: „Wenn man ihre Trinkſucht nährte, würden ſie ebenſo leicht durch ihre Laſter, als durch Waffen zu beſiegen ſein“ oder Kap. 33: „Möge den Nationen, wenn nicht ihre Liebe zu uns, „doch ihr Haß unter ſich ſelbſt verbleiben; da bei den drängenden „Schickſalen des Reichs das Glück uns nichts Beſſeres verleihen „kann, als der Feinde Zwietracht.“ —

Eine ſolche Schilderung ſeiner vaterländiſchen Ahnen zu kennen, muß jeder gebildete Deutſche ſich gedrungen fühlen, und es ſollte wohl nicht bloß auf Gymnaſien, ſondern auch auf denjenigen Schulen, die keine gelehrte, aber doch höhere Bildung bezwecken,

die Leſung dieſer Schrift in der Mutterſprache dem Unterricht in der deutſchen Geſchichte zu Grunde gelegt werden. Sie würde die Liebe zum Vaterlande im jugendlichen Gemüthe lebendiger werden, und gleich von vorne herein eine richtigere Anſchauung des Volkslebens und der Völkerverhältniſſe erzeugen, als der mündliche Vortrag der meiſten Lehrer zu geben im Stande iſt. Wir haben ſo mannigfache Ausgaben dieſer Schrift (und es würden dann bald noch paſſendere erſcheinen), daß ſchon jetzt auch für Nichtgelehrte geſorgt iſt; denn es fehlt weder an Ueberſetzungen, noch an deutſchen Commentaren. So wäre ſolchen, die bloß die Ueberſetzung leſen wollten, und daher der ſprachlichen Erklärung nicht bedürfen, der deutſche Commentar in Dilthey's Ausgabe ſehr zu empfehlen. Für diejenigen, die den Urtext ohne weiteren gelehrten Apparat leſen wollen, habe ich ſelbſt eine Ausgabe zu liefern verſucht, welche alles Sachliche und Sprachliche erläutert und durch eine Karte und hiſtoriſche Tabelle leichter orientiren hilft. In dieſer Ausgabe habe ich zugleich neben der üblichen Kapiteleintheilung andere, dem Inhalte der Schrift angemeſſenere Abſchnitte gemacht. Da nun von einer richtigen Einſicht in die Ordnung und den Zuſammenhang der einzelnen Theile das Verſtändnis, theils des Ganzen, theils einzelner Stellen abhängt, ſo will ich hier eine ausführliche Darlegung des Inhaltes und Zuſammenhanges der einzelnen Theile verſuchen.

Man hat ſich bisher, wie bei vielen anderen Schriften der Alten, ſo auch bei Tacitus Germania begnügt, den Inhalt entweder ganz im Allgemeinen nach einigen Haupttheilen anzugeben, oder der ganz flüchtig entworfenen Kapiteleintheilung zu folgen und als Inhaltsangabe einen Auszug jedes Kapitels voranzuſchicken, ohne zu beachten und zu zeigen, welcher innere Zuſammenhang, welches Geſetz der Reihenfolge dieſelben zu einem Ganzen verbinde. Es iſt dies um ſo auffallender, da bei den vielfachen Streitigkeiten über den Zweck dieſer Beſchreibung Germaniens, die Erörterung des Planes, welchen Tacitus befolgte, nicht ohne Einfluß auf die Entſcheidung hätte bleiben können. Paſſow, Dilthey, Heß, Kießling, die gelehrten Herausgeber der Germania in neuerer Zeit, haben dieſen Theil der Erläuterung nicht weniger vernachläſſigt, als ihre Vorgänger; wer möchte z. B. einen Zuſammenhang aus folgenden Ueberſchriften Kießlings herausfinden: „**Germaniae situs; incolae indigenae; auctores gentis, nominis origo; Hercules baritus;**

**ara Ulixis. Germani gens sincera u. ſ. w."** Der neueſte Bearbeiter Gerlach hat zwar die Richtigkeit der von mir gemachten Dispoſition im Allgemeinen anerkannt und benutzt, jedoch ſo, daß er nur hier und da in den Anmerkungen, wie auf einen Nebenumſtand, aufmerkſam macht, ohne alſo eine klare Ueberſicht davon zu geben. So mag es denn auch jetzt noch nicht nutzlos ſein, näher auf die Sache einzugehen.

Daß Tacitus eine Beſchreibung Germaniens liefern wollte, welche alles Einzelne den Römern überhaupt und den Forſchern ſeiner Zeit insbeſondere Bekannte enthalte, zeigt der geringe Umfang des Schriftchens genugſam. Welch ein Werk konnte ſonſt, um Anderer zu geſchweigen, nach Livius, der in 8 Büchern beinahe bloß von Germanien handelte, und nach Plinius, der 20 Bücher über denſelben Gegenſtand ſchrieb, ein Geſchichtsforſcher wie Tacitus liefern. Unzweifelhaft aber iſt es, daß er ein ſeinen Hauptzügen nach vollſtändiges Gemälde Germaniens und ſeiner Bewohner entwerfen wollte. Und gleichviel, ob es dabei in ſeinem Zwecke lag, der Wahrheit mehr oder minder treu zu ſein: um in aller Kürze möglichſt vollſtändig zu ſein, mußte er die einzelnen Züge ſo ordnen, daß eben die Anordnung dazu beitrug, dem Gemälde Leben und Klarheit zu verleihen. Eine ungeordnete Darſtellung, verbunden mit dieſer Kürze, hätte gar keine Anſchauung ins Leben rufen können. So finden wir denn auch ein Gemälde in kräftigen, wenigen, aber ſelbſt der Schattirung nicht ganz ermangelnden Zügen; einen Entwurf von Meiſterhand, der nicht verkennen läßt, daß ſein Schöpfer mit wenigen Strichen beſſer zu porträtiren verſtand, als die meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen mit dem geſammten Farbenreichthum. Und wie in dem meiſterlichen Abriſſe eines menſchlichen Antlitzes die einzelnen Lineamente, auch ohne detaillirte Ausführung, nicht ſchroff und widerlich unſer Auge treffen, ſondern ſanft in einander übergehen und in kaum bemerkter Verbindung mit einander das Ganze ſo bilden, daß wir die Nüancen der Schattirung beim Beſchauen unwillkürlich ſelbſt hineinbringen: ſo ſind auch die Züge dieſer Zeichnung nicht in ſchroffer Trennung aufgetragen, ſondern ihre Endpunkte verlieren ſich ſo in einander, gehen ſo unmerkbar in einander über, daß wir jeden einzelnen in ſeinem Zuſammenhange mit dem folgenden uns einprägen müſſen, und ſo endlich ohne ſtörende Unterbrechung das Ganze in ſeinen Theilen erfaßt haben.

Digitized by Google

Aber gerade dieſe Eigenthümlichkeit des Tacitus, daß er nicht jedem einzelnen Theile ſeine ſcharfgeſonderte Rubrik giebt, ſondern ſie in ſo künſtlichen Uebergängen mit einander verſchmilzt; eben dieſe Eigenthümlichkeit iſt es, die bisher unbeachtet, die Anordnung der einzelnen Theile oft verkennen ließ, uns dadurch den vollen Genuß des Kunſtwerkes und eine genauere Auffaſſung erſchwerte. Nirgends konnte, in Folge dieſer Eigenthümlichkeit, eine Kapiteleintheilung, ſofern ſie Einfluß auf die Ueberſicht und Eintheilung des Inhaltes hatte, ſtörender und unpaſſender ſein, als hier. Wie konnte man Sätze aus einander reißen, die zugleich den Schluß des einen und den Anfang des folgenden Theiles enthielten? und ſchob man ihn dem einen oder dem andern Kapitel zu, ſo wurde immer dem einen etwas Fremdartiges beigemiſcht, dem andern etwas Zugehöriges entzogen; mehrere Beiſpiele werden unten folgen. Dieſe Eigenthümlichkeit wird jedoch wohl Niemand dem Schriftſteller als Fehler anrechnen wollen; denn eine Schilderung, ein hiſtoriſches Gemälde erfordert wohl eine die Anſchaulichkeit des Ganzen fördernde Ordnung, aber keine ſtatiſtiſche Sonderung der Theile.

Hier nun erſt die Folge der Haupttheile, welche ſchon Dilthey gut angegeben hat, und die ſogleich ins Auge fallen:

A. Land und Volk im Allgemeinen (**de situ et moribus**); Kap. 1—27 und zwar
   I. (**de situ**) das Land an ſich und in Beziehung auf ſeine Bewohner (1—5)
   II. (**de moribus**) des Volkes Sitten und Gebräuche (6—27)

B. Die einzelnen Völker (**de populis**); Kap. 28—46.

Die beiden Haupttheile A. und B. hat Tacitus ausdrücklich ſelbſt geſchieden (Kap. 27 Ende). Allein ſchon die beiden Theile I und II hangen auf die oben geſchilderte Weiſe genau zuſammen. Der erſtere Theil ſchließt nämlich mit Aufzählung der Produkte, und indem er das letzte derſelben, das Eiſen erwähnt (Kap. 6 Anfang), ſchließt er hieran, mit der Bemerkung, daß man den Mangel des Eiſens auch aus der Beſchaffenheit ihrer Waffen erkenne, gleich ſeine Nachrichten über die Waffen und über das Kriegsweſen der Germanen an. Allen Ausgaben zufolge fängt das 6. Kap. nun mit dem Satze: **ne ferrum quidem superest** an, und doch läßt ſich die Erwähnung des Eiſens gar nicht von der Aufzählung der

Digitized by Google

Produkte trennen, obwohl der Zuſatz „sic ut ex genere telorum colligitur den Uebergang zu dem folgenden Theile bildet.

Ich gehe nun zu der ſpecielleren Eintheilung über. Alſo

I. de situ, das Land an ſich und in Beziehung auf ſeine Bewohner; Kap. 1—5.

1) Gränzen: Ocean, Rhein und Donau als ſolche charakteriſirt; Kap. 1. Hier ſtoßen wir gleich auf ein Beiſpiel, wie nachtheilig es ſei, die Beſtimmung jedes einzelnen Theiles nicht genau ins Auge zu faſſen. Man hat über die latos sinus und insolarum immensa spatia Vielerlei vermuthet, auch nebenbei das Richtige; allein eben weil man keinen entſcheidenden Hauptgrund hatte, nur nebenbei. Tacitus beſchreibt hier Ocean, Rhein und Donau als natürliche Gränzen Germaniens, daher er den Rhein in ſeiner ganzen Ausdehnung, ebenſo die Donau angiebt; denn durch die Angabe ihrer Endpunkte und der Beſchaffenheit ihres Laufes wird dieſe natürliche Gränze ſowohl hinſichtlich ihrer Richtung, als ihrer Art beſtimmt. Der Rhein anfangs reißend, immer ſanfter; die Donau erſt ſanfter als der Rhein, zuletzt reißend; jener von den Alpen herabſtürzend geht mit weſtlicher Biegung langſamen Laufes in die Nordſee; dieſe dem ſanften Abhange des Schwarzwaldes entgleitend bricht gewaltig ins ſchwarze Meer hinaus. So iſt jeder Ausdruck in der Beſchreibung bezeichnend und zweckmäßig. Nun zum Ocean zurück; Jeder ſieht leicht, daß auch er als Gränze charakteriſirt werden ſoll, alſo in ſeiner ganzen Ausdehnung, ſo weit er Germanien umfließt (ambit). Doch wollte man meiſt lieber meinen, Tacitus ſpreche nur von dem kleinen Theile des Oceans im Weſten Germaniens, und erklärte demzufolge die latos sinus für die Flußmündungen vom Rheine bis zur Elbe, oder wie Paſſow für die eine cimbriſche Halbinſel; und die insularum immensa spatia theils für Britannien und Hibernien (wenigſtens nicht widerſinnig, obgleich beide in Beziehung auf Germanien nicht hergehören), theils für die kleinen Inſeln vom Ausfluſſe der Schelde bis zur Elbemündung;] wobei man denn ſo gütig war, es dem Tacitus nicht übel zu nehmen, daß er nicht gewußt, dieſe Inſeln ſeien nur klein, ja daß er ſie wahrſcheinlich gar für größer als Sicilien gehalten. Man bedachte hiebei nicht, daß, wenn man ſelbſt die Gegenden, welche die Römer mit Heeren beſuchten, für ſo unbekannt, oder den Schriftſteller, der Germanien beſchrieb, für ſo ſchlecht un-

terrichtet hielt, daß man dann die Glaubwürdigkeit der ganzen Schilderung vernichtete; denn wie mußten dann erſt ſeine Nachrichten ſein über Gegenden, wo keine Heere, vielleicht nicht einmal Kaufleute hindrangen? Man vergaß ferner, daß, abgeſehen von den vielen Spuren einer theilweiſe ſehr genauen Kenntnis des Nordens, Plinius, der in dieſen Gegenden ſelbſt geweſen war (**Hist. Nat. XVI, 1**) jene Inſeln ſo genau kannte, daß er ſagt, 23 von ihnen ſeien den römiſchen Waffen bekannt. Man vergaß, daß Mela über dieſe Inſeln hinaus das baltiſche Meer mit ſeinen Buchten und inſelreichen Gebiet im Weſten und ſeiner langen Aufbiegung nach Norden im Oſten, ſo beſchreibt, daß man es ſelbſt jetzt in dieſer Kürze nicht treuer malen könnte. Man achtete nicht darauf, daß man bei dem Ausdruck **ambit** den Ocean in ſeiner ganzen Ausdehnung um Germanien verſtehen mußte und bei dem unmittelbar folgenden **complectens** bloß einen kleinen Theil deſſelben denken ſollte. Nein! Tacitus verſteht unter den weiten Ausbuchten nicht bloß jene Flußmündungen, ſondern noch weit mehr das buchtenähnliche Meer im weſtlichen Theile der Oſtſee, oder vielmehr, wie Gerlach gut nachweiſt, die Ländervorſprünge, welche von dieſen ſämmtlichen Gewäſſern gebildet werden. Unter den ungeheuren Inſeln aber hat man die von ihm ſelbſt Kap. 43 als Inſeln bezeichneten Wohnſitze der Suionen, Sitonen und das Bernſteinland zu denken, nämlich Schweden, Norwegen, Finnland (das **Eningia** des Plinius?), welche auch Mela groß nennt und Plinius als Inſeln von unbekannter Ausdehnung beſchreibt. Es kann gar nicht zweifelhaft ſein, daß dieſe Erklärung die richtige iſt, wenn man nur den Zweck, zu welchem Tacitus hier Ocean, Rhein und Donau ſchildert, im Auge behält. —

2) Land und Volk in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe Kap. 2—4. Die Einwohner ſind Urbewohner, denn (meint Tacitus) von der Seeſeite her konnte Germanien ſeine Bewohner nicht erhalten, und zu unwahrſcheinlich iſt es, daß aus dem fruchtbaren Süden und Oſten je Menſchen nach dem unwirthlichen Germanien gewandert ſeien. Ihre eigenen Sagen weiſen auf Urwohnſitze, denn ſie feiern in ihren Geſängen den Tuisko, einen erdgebornen Gott und deſſen Sohn als Stammväter; von ihm leiten ſie in verſchiedner Verzweigung alle einzelnen Stämme ab. Ihr gemeinſchaftlicher Name Germanen iſt aber erſt neuerlich entſtanden (er kann

alſo kein Gegenbeweis ſein). Die Sagen der Römer aber, daß Herkules und Ulyſſes bei ihnen geweſen ſeien, ſind ganz unzuverläſſig. Tacitus glaubt daher nicht an ſolche fremde Beimiſchung, weil auch ihre übereinſtimmende körperliche Eigenthümlichkeit auf ein unvermiſchtes Volk hinweiſt.

Dieſer Theil iſt offenbar hinſichtlich ſeines innern Zuſammenhanges der ſchwierigſte, und der bisherigen Kapitelüberſchriften zufolge hätte man glauben ſollen, Tacitus habe hier recht planlos allerlei hiſtoriſche Späne untereinander geworfen. Die beiden Hauptgedanken ſind: die Germanen ſeien ein eingebornes und ſogar ein unvermiſchtes Volk. Dies beweiſt Tacitus erſtens aus der Lage des Landes, wobei der Alten Unkenntniß des nordöſtlichen Europa's ihm freilich leichtes Spiel machte, denn eine Wanderung vom kaspiſchen Meere her, kam ihnen nicht in den Sinn; zweitens aus ihren eigenen Sagen; drittens aus ihrer übereinſtimmenden, von allen Völkern verſchiedenen Körperbildung. Den Namen Germanen erklärt er für neu, alſo für unbrauchbar zu Schlüſſen auf ihre Abſtammung; vielleicht hatte er dabei die Ableitung **Germani** d. h. **fratres Gallorum** und Aehnliches im Sinne. Im Gegenſatze zu den eigenen Sagen, weiſt er die Sagen der Römer von Herkules und Ulyſſes Fahrten nach Germanien als ganz ungewiß zurück; denn daß Tacitus dieſe Sagen als römiſche oder griechiſche anführt, geht aus den Worten **memorant apud eos fuisse** hervor; wären die Germanen Subject zu **memorant**, wie Dilthey meint, ſo würde ſchon der Deutlichkeit wegen **se** ſtehen müſſen. Auch zu **quidam opinantur** müſſen alſo Griechen oder Römer als Subject gedacht werden, da ja auch der Ausdruck **opinantur** für die Germanen gar nicht paßt, denn ſie würden dergleichen nicht meinen, ſondern erzählen. Am ſchwierigſten zu erklären iſt, was die Beſchreibung des Schlachtgeſanges (**baritus**) an dieſer Stelle ſolle, die wohl beſſer Kap. 6 oder 7 ihren Platz hätte, wenn man nicht annehmen will, daß Tacitus denſelben als hiſtoriſche Quelle miterwähnt habe; denn nach Ammians Zeugniſſe beſtand dieſer Schlachtgeſang der Germanen ebenfalls in Lobliedern der tapfern Vorfahren (**XXXI**, 7 **stridebant barbari (Gothi) majorum laudes carminibus inconditis**).

Dieſer Zuſammenhang des 2ten—4ten Kapitels kann auf den erſten Blick geſuchter ſcheinen, als er iſt, da Tacitus dieſe Einzel-



Digitized by Google

heiten ganz verbindungslos hinſtellt; allein man bedenke, daß er bei einem Leſer ſeiner Schrift wohl eine Kunde der verſchiedenen Meinungen über die Germanen, aus Livius, Plinius, Aſinius oder Strabo vorausſetzen und ſich auf dieſe beziehen konnte, ohne mit einer ihm fremden Weitläufigkeit eine Auseinanderſetzung zu geben, die auch den ganz Ununterrichteten auf den gehörigen Standpunkt brächte. Und warum er die römiſchen Sagen erwähnt, iſt deutlich genug bezeichnet, wenn man ſich nur nicht durch die Kapiteleintheilung ſtören laſſen will; denn nachdem er dieſe Sagen erörtert hat, fährt er fort: Jeder mag nun nach Belieben dem Glauben beimeſſen oder nicht; ich glaube mit Anderen, daß die Germanen ein unvermiſchtes Volk ſeien. Hierin liegt klar, daß dieſe Meinung der vorher angeführten entgegengeſetzt ſei; daß alſo die Sagen von Herkules und Ulyſſes die Germanen als ein nicht ganz unvermiſchtes Volk bezeichnen ſollen. Da man aber das vierte Kapitel mit den Worten **ipse eorum opinionibus accedo** anfing; ſo trat mit dem Gegenſatze zugleich dieſe eben gegebene Beziehung in den Hintergrund, verſchwand vielleicht in vieler Augen ganz, und ſo verlor nun Alles ſeinen Zuſammenhang. Am wenigſten klar iſt mir, muß ich geſtehen, die Beziehung des Schlachtgeſanges in ſo ausführlicher taktiſcher Beſchreibung, wenn nicht die oben gegebene Erklärung zuläſſig ſcheint. Jedenfalls iſt aber dieſe Unterbrechung nur unbedeutend, da Tacitus alsbald mit den Worten **Ceterum quidam opinantur** ſogleich wieder zu der Hauptſache zurückkehrt.

3) Natürliche Beſchaffenheit des Landes und ſeine Produkte; Kap. 5 u. 6 (erſter Satz bis **conjicitur**).

Dieſer Theil iſt ohne Schwierigkeit; denn die kurze Epiſode über Geld und Handel ſteht mit den Produkten in ſo engem Zuſammenhange, daß ſie gar nicht ſtören kann, und iſt dem Plane des Tacitus ganz angemeſſen, da er nicht eine bloß ſtatiſtiſche, ſondern auch ethiſche Anſchauung des Volkes bezweckte. Und doch ſcheint ſelbſt dieſe natürliche Epiſode die Veranlaſſung geweſen zu ſein, warum auch hier wieder die Kapiteleintheilung zerreißt, nicht theilt. Denn **ne ferrum quidem superest** gehört offenbar zu der Aufzählung der Produkte; allein weil die Epiſode ſelbſt einen markirteren Endpunkt gewährte, ſo riß man jene Worte von dem Vorhergehenden los und begann mit ihnen ein neues Kapitel.

Digitized by Google

II. Des Volkes Sitten und Gebräuche (**de moribus Germaniae**) Kap. 6—27.

Dieſer Theil zerfällt, wie die folgenden Unterabtheilungen zeigen werden, in 2 Abſchnitte: a) das öffentliche oder Staatsleben b) das Privatleben.

a) Das öffentliche Leben

1) Kriegsweſen: Waffen und übrige Ausrüſtung; Kriegskunſt; Kriegsgewalt, Könige und Befehlshaber; Einfluß der religiöſen Ideen und der Familienverhältniſſe, beſonders der Weiber, welche für Prophetinnen gelten. Kap. 6—8. Die Bemerkungen über den' Einfluß der Prieſter und inſpirirten Frauen geben einen ganz natürlichen Uebergang zu dem nächſten Theile, dem ſie ſelbſt auch angehören, nämlich zu

2) der Religion der Germanen, Kap. 9 u. 10: Götter ohne Bildniſſe und Tempel; Vorbedeutungen; Befragen der Zukunft.

3) Staatsregierung durch Verſammlungen der Häuptlinge oder des ganzen Volkes, zu beſtimmten Zeiten, mit gleichen perſönlichen Rechten. Criminalanklagen und Wahl der Gaurichter (gehört nach römiſchen Begriffen hieher). Mündigſprechung oder Wehrhaftmachung der Jünglinge. Kap. 11—13 (bis zu **ante hoc domus pars videntur, mox reipubl.**)

Hier ſcheint genaue Beachtung des Ganzen der Beſchreibung wieder ein entſcheidendes Moment für die Lesart **qui — reddunt** (Kap. 12 a. E.) ſtatt **reddant** zu geben; denn nicht, wozu die Häuptlinge erwählt werden, will Tacitus hier angeben; ſondern daß es das Geſchäft der Verſammlung geweſen ſei die Richter (**principes, qui jus reddunt**) zu wählen.

Der Uebergang von dieſem Abſchnitte zu dem folgenden iſt wieder ſo verſchlungen, daß die Kapiteleintheilung denſelben zerreißt. Denn wenn man mit den Worten **Insignis nobilitas** keinen neuen Abſchnitt beginnt, muß man alles Folgende von dem Gefolgeweſen gleichſam als ein Anhängſel an das Vorhergehende von der Regierung des Staates betrachten, da es eigentlich doch nicht dazu gehört: als Anhängſel aber iſt dieſer Theil viel zu lang.

4) Gefolgeweſen; Kap. 13, 2 bis Kap. 15 E.

Hier iſt wieder die Vernachläſſigung des Zuſammenhanges für die Erklärung nachtheilig geweſen. Die Worte (Kap. 15 A.) **non multum venatibus, plus per otium transigunt** wurden nämlich



Digitized by Google

für einen Widerſpruch mit Cäſars Behauptung (**B. G. VI, 21**) **Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit** erklärt. Man kann zwar behaupten, daß ſie überhaupt keinen Widerſpruch enthalten, da Cäſar die Jagd als einzige Beſchäftigung im Frieden nicht übergehen konnte, wenn ſie auch nicht ſo fleißig betrieben ward; Tacitus aber im Vergleiche zu dem bei weitem zeitraubenderen Müßiggange wohl ſagen konnte **non multum**. Allein die Hauptſache iſt, daß Tacitus hier offenbar bloß von den Häuptlingen ſpricht, nicht vom ganzen Volke, auf deſſen Privatleben er erſt Kap. 22 kömmt. Die Häuptlinge mochten wohl die Jagd ſelbſt nicht ſo fleißig treiben, ſondern ſie mehr den Jüngeren oder Leuten überlaſſen, die noch mehr der körperlichen Uebung und Kräftigung bedurften. Dies mag auch unter Anderm ein Grund geweſen ſein, warum die erſten Angriffe der Deutſcheu immer ſo wild und heftig waren, die nachfolgenden aber aus Mangel an Ausdauer der Kraft weit läſſiger, da die Anführer, von deren Beiſpiel die Heftigkeit der Angriffe doch größtentheils abhing, ihre erworbene Kraft wohl zu einer momentanen Anſtrengung anzuwenden vermochten, allein durch ihren Müßiggang zur Ausdauer unfähig gemacht waren; denn die Erfahrung lehrt, daß einmal erlangte, aber lange nicht geübte Kräfte momentan in voller Wirkſamkeit hervortreten, aber nicht lange ausdauern können.

b) Das Privatleben.

1) Art der Wohnungen; Kap. 16.

Auch hier ſcheint von Tacitus abſichtlich dieſer Theil vorangeſtellt zu ſein, da die Art der Wohnſitze (Städte, Dörfer, Höfe) noch in das öffentliche Leben hinübergreift.

2) Art der Bekleidung; Kap. 17.

Der Uebergang von dieſem Abſchnitte zu dem folgenden iſt nun wieder ſo verſchlungen, wie von Kap. 3 zu 4, von 5 zu 6. **Quanquam** bezeichnet hier, wie bei den beſten Schriftſtellern, den Uebergang zu einer dem Vorhergehenden ſcheinbar zuwiderlaufenden, oder daſſelbe verbeſſernden berichtigenden Behauptung. Tacitus ſagt: die Kleidung der Frau iſt ſehr frei, doch iſt deshalb ihre Keuſchheit nicht etwa in Zweifel zu ziehen. Daß Tacitus bei der Worten **quanquam severa illic matrimonia** die Keuſchheit überhaupt im Sinne hatte, zeigen die unmittelbar folgenden Worte **nec ullam morum partem magis laudaveris.** Weil er jedoch

Digitized by Google

zunächſt von der Ehe ſprechen will, nannte er bloß das eheliche Verhältniß, in welchem ſich die Keuſchheit ja eben ſo gut, als im jungfräulichen zeigte. Alſo beginnt zwar allerdings mit quanquam Tacitus von dem ehelichen Verhältniſſe zu ſprechen; allein Sinn und grammatiſche Conſtruction verbinden dieſen Satz ſo eng mit dem Vorhergehenden, daß man mit Unrecht durch Punktum und Kapitelabſatz den Zuſammenhang fürs Auge völlig auseinanderriß.

3) Familienverhältniſſe; (Kap. 18—21 juxta libertatem.)

Achtung vor dem ehelichen Verhältniß; Heirath; Ehe; Kindererziehung; enge Verbindung der ganzen Familie, daher Blutrache und Wehrgeld.

Auch am Ende dieſes Abſchnittes hat die Kapitelabtheilung Zuſammengehöriges getrennt und mit Fremdartigem gemiſcht. Denn daß die Blutrache als ein aus der engen Verbindung der ganzen Familie entſpringendes Inſtitut gerade hier erwähnt ſei, iſt klar; ſonſt hätte ſie ja wegen des Wehrgeldes ſchon oben bei den gerichtlichen Inſtituten, Kap. 12, erwähnt werden müſſen. Allein mehr die Länge der Kapitel, als den Zuſammenhang berückſichtigend hat man dies Stück über die Blutrache mit dem Abſchnitt über Gaſtfreundſchaft in ein Kapitel zuſammengeworfen.

4) Gaſtfreundſchaft; Kap. 21 von Convictibus bis zu Ende.

5) Häusliches Leben; Kap. 22—24.

Ihre Tagesgeſchäfte; Gaſtereien; Neigung zum Trunke (Bier); andere Vergnügungen, beſonders Würfelſpiel.

Der Uebergang zu dem Verhältniſſe der Sklaven iſt gleich dem Kap. 13 von der Staatsverwaltung zu dem Gefolgeweſen. Da nämlich Tacitus beim Würfelſpiel erwähnt, wie Manche durch dieſe Leidenſchaft Sklaven werden, ſo knüpft er hieran ungezwungen das Folgende an.

6) Zuſtand der Sklaven und Freigelaſſenen; Kap. 25.

7) Unbekanntſchaft mit Geldgeſchäften (Wucher); Kap. 26 Anf.

8) Ackerbau; Kap. 26 bis zu Ende.

Der Ackerbau hätte zwar, da er bei den Germanen ein wahres Staatsinſtitut war und nächſt ihren Kriegseinrichtungen, mit denen er genau zuſammenhing, das wichtigſte, beſſer unter den Ab-

ſchnitt a) öffentliches Leben gehört; allein Tacitus, denſelben nach römiſchen Verhältniſſen beurtheilend, betrachtete ihn als Privatſache. —

9) Leichenfeier; Kap. 27 erſte Hälfte.

Epilog des ganzen Abſchnittes de moribus und Prolog zu dem folgenden de populis. Kap. 27 zweite Hälfte.

B. Die einzelnen Völker Germaniens (de populis); Kap. 28—46.

Einleitung; Kap. 28—29, 2 bellis reservantur. —

Frühere Einwanderungen der einſt mächtigen Gallier in einzele Theile Germaniens: Helvetier, Bojer; ebenſo die Oſer pannoniſchen Stammes (vgl. Kap. 43). Dagegen Germanen auch in Gallien; Trevirer, Nervier, Vangionen, Tribokker, Nemeter, Ubier, Bataver.

Auch hier iſt die Kapiteleintheilung am Ende des Abſchnittes zu tadeln; die Bataver gehören noch zu den Völkern, welche nach Gallien ausgewandert ſind (omnium harum gentium virtute praecipui Batavi). Mit den Mattiaken beginnt Tacitus die Aufzählung der Völker Germaniens jenſeit des Rheins, dieſen Fluß entlang gehend (vgl. Kap. 41 ut quomodo paullo ante Rhenum, sic nunc Danubium sequar); dabei ſchließt er die auch jenſeit des Rheins gelegenen agros decumates aus, als römiſches, von ganz gemiſchten Bewohnern beſetztes Land. Allein da Tacitus durch die Bemerkung, daß die Mattiaken in demſelben Verhältniſſe zu Rom, als die Bataver, ſtänden, dieſen Theil mit dem vorhergehenden wieder eng verknüpft, ſo iſt man auch hier in den oft gerügten Fehler verfallen.

Tacitus zählt nun die Völkerſchaften des jenſeitigen Germaniens auf, indem er

1) die dem Rhein anwohnenden Völker nebſt ihren nächſten Nachbarn als den Weſten Deutſchlands zuſammenfaßt (ſ. Kap. 35 Hactenus in occidentem Germaniam novimus) und zwar: die Mattiaken, Chatten, Uſipier, Tencterer, Bructerer, Chamaver, Angrivarier, Dulgibiner, Chaſuaren, Frieſen. Kap. 29, 3 Est in eodem obsequio Mattiacorum gens bis Kap. 35, 1 Hactenus in occidentem Germaniam novimus. —

2) In der großen nordweſtlichen Einbucht Germaniens wohnen nun die Chauken, hinter ihnen die Cherusken, und die Cimbern; Kap. 35—37. In septentrionem ingenti flexu redit (Ger-

Digitized by Google

mania). **Ac primo statim Cauchorum gens — in Chattos usque sinuatur — In latere Chaucorum Chattorumque Cherusci — Eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent.** —

3) Es folgt das Innere, ſo zu ſagen, das Herz Germaniens, Kap. 38—41. **Et haec quidem pars Suevorum in secretiora Germaniae porrigitur.** Dieſen Theil und die folgenden bewohnen bloß Sueven, deren allgemeinen Charakter Tacitus Kap. 38 angiebt. Bewohnt werden dieſe inneren Gegenden Germaniens von den Semnonen, Longobarden und den ſieben Hertha verehrenden Völkerſchaften; letztere offenbar, wenigſtens zum Theil, an der Oſtſeeküſte. —

4) Hierauf zählt Tacitus die, ſeiner Kenntniß nach, zwiſchen den letztgenannten Völkern und der Donau liegenden Völkerſchaften auf; er geht nun die Donau entlang, wie früher den Rhein (Kap. 41), und ſchließt (Kap. 42) mit den Worten **eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio protegitur.** Dieſe Stirn oder Façade Germaniens gegen das römiſche Reich bilden die Hermunduren, Narisker, Markomannen und Quaden.

5) Nachdem nun der Weſten, Nordweſten, die Mitte bis zur Nordküſte, und der Süden durchgegangen ſind, bleibt noch der Oſten nebſt den Inſeln, Kap. 43—45; und daß Tacitus nördlich hinter den Hermunduren gleich die Semnonen und Longobarden dachte, geht daraus hervor, daß er ausdrücklich jetzt Völker aufzählt, die bloß den Markomannen und Quaden im Rücken wohnen; nämlich die Marſigner, Gothinen, Oſer, Burier (**terga Marcomannorum Quadorumque claudunt**); hinter dieſen, nämlich von Rom aus nördlicher, wohnen die Lygier; jenſeit der Lygier die Gothonen; hierauf, ſchon am Ocean, die Rugier und Lemovier. Da Tacitus nur dieſe beiden letzten Völker und vorher die 7 Hertha verehrenden als Anwohner der Oſtſeeküſte nennt, ſo ſieht man, daß er ſich dieſe Küſte wahrſcheinlich nicht in der Ausdehnung dachte, welche ſie hat. Wollte man nun gar jene 7 Herthavölker von dieſer Küſte wegbringen, wie Einige gethan; ſo bliebe es ganz unerklärlich, wie Tacitus ſich dieſe Küſte ausgefüllt gedacht habe. —

Nun geht Tacitus Kap. 44 in derſelben Richtung nordwärts in die Oſtſee hinein, wo er die Inſeln der Suionen findet, jenſeits welcher ſchon der erdumgürtende Ocean fließt: den Suionen zur Rechten auf dem Feſtlande ſind die Aeſtyer, und endlich in unbe-

ſtimmter Richtung, aber Nachbarn der Suionen, die Sitonen, die letzten Sueven.

6) Schluß; Cap. 46. Wie Tacius mit Halbgermanen, d. h. mit ausgewanderten Germanen, begonnen, ſo ſchließt er nun mit Völkern, deren germaniſche Abkunft er bezweifelt: Peukiner, Veneter, Fennen. —

Man ſieht aus dieſer Eintheilung leicht, daß Tacitus ſich, wie in dem Gemälde der Sitten, ſo in der Aufzählung der Völkerſchaften begnügt, das Bild in ſeinen Hauptzügen zu geben. Alle ſeine Beſtimmungen geſchehen nicht nach genauen Gränzen und bekannten Punkten, da die Römer doch ſchon Ems, Weſer, Elbe u. a. topographiſche Punkte kannten; ſondern nach allgemeinen Ortsbezeichnungen **a tergo**, **a fronte**, **ultra** u. dgl. Zur leichtern Ueberſicht macht er jedoch fünf Hauptpartieen, mehr nach den Himmelsgegenden, als nach topographiſchen Grundſätzen.

Merkwürdig iſt, daß Tacitus dem Suevenſtamm eine ſolche Ausdehnung giebt. Er braucht gleichwohl den Namen nicht etwa als Collectivnamen aller unbekannten Völker, denn er zählt auch die Hermunduren, Markomannen, Quaden zu ihnen; ſondern wie ſeine Bemerkungen über dieſelben Kap. 38 zeigen, er hält ihn wirklich für einen von den übrigen Germanen weſentlich verſchiedenen Stamm, und zwar für den größten. Und doch hatte er Kap. 2 die Stammeintheilung der Germanen als ganz unſicher verworfen, indem er darauf hinwies, daß die Germanen ſelbſt darin nicht mehr einig ſeien; was vielleicht daher kam, daß jedes Volk wenn es mächtig und groß ward, für gut befand, ſich zur Vermehrung ſeines Anſehens einen eignen Stammgott beizulegen. Auf dieſe Vermuthung führte mich wenigſtens die ebenfalls als Hauptvolksſtamm Kap. 2 bezeichneten Marſer, welche gleichwohl von Tacitus unter den einzelnen Völkern gar nicht aufgezählt werden, da ſie zu Tacitus Zeit ſchon verſchwunden waren; die beſtändigen Kriege mit den Römern, die Tacitus ſelbſt in ſeinen hiſtoriſchen Büchern erzählt, hatten ſie entweder aufgerieben oder bewogen ſich ins Innere Germaniens zurückzuziehen; allein in der Zeit ihrer Blüte mögen ſie wohl, als eins der ſtreitbarſten Völker, ſich auch für eins der Hauptvölker ausgegeben und daher einen eigenen Stammgott angenommen haben. So wie es daher wahrſcheinlich iſt, daß die Sueven einſt wirklich ein Hauptſtamm der Germanen geweſen ſind, da Tacitus wohl nicht

Digitized by Google

aus ſeinem Kopfe dieſen beſtimmten Unterſchied zwiſchen ihnen und den übrigen Germanen machte: ſo iſt es auch gewiß, daß überhaupt Stammunterſchiede unter den Germanen beſtanden, wie ja auch ſpäterhin die Sachſen, Franken, Baiern, Schwaben für verſchiedene Stämme galten. Allein da die Germanen ſelbſt, nach Kap. 2, in Angabe der urſprünglichen Stämme nicht mehr im Klaren waren; ſo konnten es noch weniger die Römer ſein, und ebenſo wenig wir bei den ſpärlichen, widerſprechenden Berichten. Wenn nun auch ſpäterhin das Zuſammentreten in Völkerbündniſſe, wie das der Franken, Sachſen, ſich wirklich wenigſtens zum Theil auf dieſe Stammverwandtſchaft gründete; ſo kann doch immer eine Zuſammenſtellung der einzelnen Völker nach Stammverwandſchaft, wie Wilhelm und Mannert ſie verſuchten, nur ein Verſuch bleiben, der in ſeinen Einzelheiten viele Willkürlichkeit enthält, da ſelbſt die Zahl und Namen der Hauptſtämme von den Alten (Plinius, Tacitus, Mela) verſchieden angegeben werden.

Zum Schluſſe möge nun noch einigen Worten über die Folgerungen, die ſich aus dieſer genauen Betrachtung der Anlage im Ganzen ergeben, ein Platz vergönnt ſein, nämlich in Bezug auf die gleich anfangs 'geſtellte Behauptung, daß dieſe Betrachtung nicht ohne Einfluß bleiben könne auf die Unterſuchung, zu welchem Zwecke Tacitus dieſe Schrift abgefaßt habe. Daß es eine bloße Epiſode der Germanenkriege, ein Bruchſtück der Hiſtorien oder Aehnliches ſei, iſt eine ganz unſtatthafte Annahme, da wir keine Spur von Beziehungen auf ein größeres Werk oder von Verbindung mit einem ſolchen finden, ſondern ein abgeſchloſſenes, wohlgeordnetes Ganzes; der Kreis des Hiehergehörigen iſt geſchloſſen, an ſeiner Rundung fehlt kein Theilchen; Land und Volk, phyſiſche, moraliſche, politiſche Beſchaffenheit beider iſt in einer der Kürze angemeſſenen Vollſtändigkeit gezeichnet. Anderſeits haben aber gewiß auch diejenigen Unrecht, welche zwar ein Ganzes in dieſem Werke ſehen, aber demſelben eine beſondere moraliſche oder politiſche, nicht eine allgemein hiſtoriſche, Tendenz unterſchieben, indem ſie es als eine Art romantiſcher Beſchreibung, oder als Satyre auf die Sittenverderbniß der Römer, oder als eine Aufmunterung zum alten kräftigen Leben der Vorfahren zurückzukehren, oder als abſichtliche Weiſſagung des den Römern durch die Germanen drohenden Verderbens, oder endlich gar als eine Aufforderung an Roms Herrſcher zur Bekriegung die-

Digitized by Google

ſes gefährlichen Feindes betrachten. Keiner dieſer Abſichten entſpricht die, wenn auch ethiſche, doch in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form gehaltene Schilderung. Eine ſolche Abſicht läge nicht bloß zu verſteckt in dieſer Beſchreibung, als daß man glauben ſollte, ein Schriftſteller von ſo viel Kraft und Wahrheitsliebe als Tacitus hätte ſeine Trauer oder Mahnung ſo ganz verhüllt, die er in ſeinen übrigen Büchern oft ſo herb und offen ausſpricht: ſondern es findet ſich in dem Schriftchen auch einzelnes jedem dieſer Zwecke Widerſprechendes. Die Fehler der Germanen, Trunkenheit, leidenſchaftliches Spiel, Blutrache waren nicht geeignet zu Zügen einer Satyre auf Sittenverderbtheit, ſo wenig als die Betrachtung, wie auch die Germanen ſchon anfingen dieſer Verderbtheit zu erliegen (Kap. 15 jam et pecuniam accipere docuimus; Kap. 23 haud minus facile vitiis, quam armis vincentur; Kap. 42 raro armis nostris, saepius pecunia juvantur). Die Bemerkung, wie keine Hoffnung mehr da ſei, ſie durch eigne Kraft, ſondern durch innere Zwietracht zu beſiegen (Kap. 33 E.), ſieht doch wahrlich nicht aus, als ob Tacitus damit einen ruhmliebenden Kaiſer zum Kriege auffordern wolle. Solcher Widerſpruch im Einzelnen wäre ein um ſo größerer Fehler, je mehr der Schriftſteller ſeinen gar nicht klar ausgeſprochenen Zweck dadurch der Beachtung entzogen hätte. Selbſt die Betrachtung über die den Römern von den Germanen zugefügten Unbilden ſteht an einer Stelle, wo ſie des Eindrucks als Racheruf an die Kaiſer Roms gänzlich ermangelt: mitten in der Aufzählung der Völker, als Epiſode bei dem Namen eines Volkes, das früher wohl den Römern ſchrecklich geweſen, aber zu Tacitus Zeit unbedeutend war (Kap. 37 parva nunc civitas). Wären dieſe Worte nicht bloß ein gelegentlicher Erguß des Schriftſtellers; ſollten ſie die Tendenz der ganzen Schrift enthalten: ſo müßten ſie entweder an der Spitze ſtehen, oder als kräftiger Epilog am Schluſſe. Allein Prolog und Epilog der Art fehlen; alſo die einfachſten rhetoriſchen Erforderniſſe eines ſo oratoriſchen Zweckes. Ganz dem Charakter einer einfachen Schilderung entſprechend, beginnt Tacitus mit den Gränzen Germaniens und ſchließt mit der äußerſten fabelhaften terra incognita; ein entſcheidendes Zeichen, mit welcher Abſicht Tacitus geſchrieben hat. Jene ethiſchen Epiſoden ſind ja dem Tacitus in allen ſeinen hiſtoriſchen Werken ſo eigen, daß man aus ihnen keinen Schluß auf einen beſondern moraliſchen oder politiſchen

Digitized by Google

Zweck zu machen, berechtigt iſt; ſondern ſich vielmehr wundern müßte, wenn ſie gerade in der Germania fehlten. Wenn nun dieſe moraliſchen und politiſchen Sentenzen zum Theil, den angeführten Zwecken geradezu widerſprechen, zum Theil, als dem Tacitus immer und überall eigenthümlich, nicht als Beweiſe gelten können; ſo möge man endlich noch erwägen, wie viel für einen ſolchen Zweck Ueberflüſſiges dieſes Gemälde Germaniens enthielte. So viel, daß man glauben müßte, Tacitus habe auch die natürlichſte und bekannteſte Regel eines Redners oder oratoriſchen Schriftſtellers gar nicht gekannt, die, daß man ſtets ſein Ziel vor Augen haben, keine Dinge einmiſchen müſſe, die den Leſer oder Hörer den Zweck ganz aus den Augen verlieren laſſen. Der ganze dritte Theil de populis wäre in dieſer Geſtalt für jeden moraliſchen oder politiſchen Zweck unpaſſend, die geographiſche Richtung, welche in demſelben vorherrſchend iſt, unbedingt zu tadeln; an ihrer Stelle würde man hiſtoriſche Bemerkungen und Belege für die Größe und innere Kraft dieſer Völker ſuchen. Wohin man ferner die Erörterungen über den Urſprung der Germanen, die Sagen von Herkules und Ulyſſes u. dgl. bringen ſollte; wozu Tacitus alles dieſes herangezogen habe, wäre völlig unerklärlich.

**Johannes von Gruber.**

Digitized by Google

## VII.

# Die flüſſigen Laute in ihrer Stellung zum Vokal und Conſonanten.

### Eine ſprachwiſſenſchaftliche Abhandlung

von Dr. Albert Hoefer, Docenten an der Univerſität zu Berlin.

Eins der ſicherſten und zugleich fruchtbarſten Ergebniſſe, welche die hiſtoriſche Grammatik ans Licht gefördert, iſt die Wahrnehmung, daß das Wort in ſtetem Werden begriffen iſt, und nach Seiten des Inhalts, des ihm zum Grunde liegenden Begriffs ſowohl, als nach Seiten der Form mannigfachen Wechſeln unterliegt. Das Wort wird, was es iſt, und dieſe Form, in der es heutzutage gång und gäbe iſt, dieſe Bedeutung welche wir jetzo mit ihm verbinden, war nicht immer gleich ſeit dem Anbeginn ſeiner Entſtehung mit demſelben verknüpft, vielmehr haben ſich beide ſo wie ſie jetzt geſtaltet ſind, erſt im Laufe der Zeit herausgebildet, und es iſt möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Wort nach Jahrtauſenden abermals eine andere Geſtalt angenommen haben wird.

Der Grund, warum man dieſe Erſcheinung früher nie in ihrem ganzem Umfange erkannte, lag in der Art und Weiſe, wie man ſeine Betrachtung zumeiſt auf eine Sprache oder auf einen örtlichen oder zeitlichen Zuſtand, der ſich literarhiſtoriſch am wichtigſten machte, zu beſchränken pflegte. Sobald man anfieng, die verſchiedenen Abſtufungen einer Sprache vergleichend an einander zu halten, ergab ſich die Wahrheit jener Beobachtung wie von ſelbſt, und unverkennbarer trat ſie hervor, als ſich der Blick allmählig auf die ganzen Stämme und Kreiße erweiterte, in denen ſich je einzelne Sprachen inniger an einander anſchloſſen.

Digitized by Google

Viel war mit dieſer Entdeckung gewonnen, ſofern es nun entſchieden war, daß zwei Gebilde einer oder mehrerer Sprachen ein verſchiedenes Anſehn haben und dennoch wirklich verwandt, wirklich nur andere Geſtalten einer Form, andere Abdrücke ſo zu ſagen eines Stempels, ſein konnten. Damit indeſſen nun nicht Alles äußerlich Verſchiedene als verwandt geſetzt würde, blieb es übrig, die näheren Einſchränkungen zu erkennen, unter denen zwei Formen oder Wörter bei ungleichem Aeußeren für innerlich verwandt gehalten werden durften, und ſo entſtand die Frage, deren Löſung eine Hauptaufgabe der hiſtoriſch-vergleichenden Grammatik bildet, nach welchen Geſetzen und unter welchen Bedingungen ſich die Laute innerhalb der Grenzen einer Sprachfamilie verändern könnten?

Die Betrachtung der Sprachen ſelbſt hat über dieſe Fragen Auskunft gegeben: die ſprachlichen Erſcheinungen begrenzen ſich ſelbſt, es kommt nur darauf an, daß man offnes Auges ſieht, um der Wechſel und Veränderungen eines Lautes zu gewahren, die in der That nicht ſo ungebunden und geſetzlos ſchwanken als man hie und da wohl annimmt, ſondern öfter unwillkührliche Entfaltungen ſind, die der Nothwendigkeit entbehren mögen, aber immer mit der Natur und dem Weſen der Laute ſelbſt in einklingendem Verhältniſſe ſtehen.

Unter allen Sprachlauten ſcheinen keine von ſo großer Bedeutſamkeit zu ſein als die flüſſigen und halbvokaliſchen. Wenigſtens dürfte ſich darthun laſſen, daß eben ſie den meiſten Veränderungen unterworfen, ſie mehr als andere bei der Umlautung der Wörter betheiligt ſind. Es ſchien ſich daher der Mühe zu verlohnen, die einzelnen Erſcheinungen, welche in der Geſchichte der Sprachen dieſe Laute zu begleiten pflegen, einmal überſichtlich zuſammenzufaſſen, und den Nachweis zu verſuchen, wie dieſelben mit ihrem eigentlichen und urſprünglichen Weſen in Verbindung ſtehen. Da die Unterſuchung innerhalb der engen hier mir zugewieſenen Grenzen jedoch nach keiner Seite hin erſchöpft werden kann, hoffe ich, es werde Verzeihung finden, wenn ich hier in aller Kürze mit dem letzten Punkte beginne, erſtlich alſo im Allgemeinen die Natur der flüſſigen Laute zu entwickeln ſuche, daran zweitens eine Ueberſicht der Haupterſcheinungen knüpfe, und drittens in einzelne der wichtigſten Punkte ſpecieller

Digitized by Google

eingehe, um ihren Bezug auf die Etymologie an einigen Beiſpielen darzuthun.

Die flüſſigen Laute, zu denen ich nicht bloß **l m n r**, ſondern die in manchem Betracht verwandten Halbvokale **j** und **w**, und mit den Römern **f** und **s** rechne, geben ſich als das was ſie ſind, eines Theils durch ihren Namen *ὑγρὰ ϛοίχεια*, **liquidae** zu erkennen; anderes Theils liegt ihr Weſen in dem Gegenſatze angedeutet, in welchem man ſie den *ἄφωνα* oder **Mutis** gegenüberzuſtellen gewohnt iſt. Sie ſind hiernach alſo die unſtummen, tönend, flüſſig, nicht ſtarr, dürre, trocken, ſondern naß und biegſam, weich. Außer dieſen Benennungen alter Grammatiker iſt es noch eins, was einigen Aufſchluß zu geben vermag, ob man es gleich wenig oder gar nicht beachtet hat, ich meine, daß die Namen dieſer Buchſtaben **el**, **em**, **en**, **er**, **ef**, **es** alle mit einem Vokale beginnen, während die übrigen **be**, **ce**, **de**, **ge** u. ſ. w. den Vokal nach dem conſonantiſchen Laute ſetzen. Anſtatt hierin, weil es zunächſt die Weiſe des Römiſchen und Modernen iſt, das Sanskrit aber, das Semitiſche und Griechiſche Alphabet **la ma na ra** oder ähnlich mit nachfolgendem Vokal ſagen, Willkühr zu erkennen, ſcheint mir vielmehr ein richtiges Gefühl dabei geleitet zu haben, welches ſich ſo oft mit dem praktiſchen Sinne des Römers verbunden zeigt. Ich folgere daraus nur dieſes: die flüſſigen Laute werden zu dem Vokal in einer engeren Beziehung ſtehen, als die **Mutae**, und derſelbe wird ihnen zur Ausſprache und Lautwerdung weſentlicher ſein, als allen andern.

Es ließen ſich auch ſonſt wohl einzelne Benennungen und Andeutungen finden, aus denen die Natur der Liquidä zu erkennen wäre. Die Hauptſache bleibt aber, — und darauf wird der Grammatiker ſein Augenmerk vorzugsweiſe zu richten haben, — einmal die Betrachtung der Art und Weiſe, wie dieſelben ſich im Munde des Sprechenden bilden, alſo ihr Bezug zu den Sprachorganen, und dann wie ſchon angedeutet ward, die ſorgſame Beobachtung ihres geſchichtlichen Verlaufs in Sprachperioden und verwandten Sprachfamilien.

Das Reſultat meiner desfallſigen Unterſuchungen iſt nun Folgendes: Die flüſſigen Laute, insbeſondere **l**, **m**, **n**, **r**, ſcheinen eine unentſchiedene Doppelnatur zu haben, vermöge deren ſie, nicht ſo flüſſig als die Vokale, aber flüſſiger als die **Mutae**, zwi-

ſchen beiden gewiſſermaßen mitten inne ſtehen, gleichſam als die fortgeſetzten, in und mit der Fortſetzung, bei der ſie beſtimmten Organen anheimfallen, modificirten Vokale, auf der anderen Seite als die im Werden begriffenen ſtarren **Mutae**, als ihre Einleitung. Im Reiche der Conſonanten, denen ſie zunächſt beigezählt werden, nehmen ſie dieſelbe Stelle ein, welche **u** und **i** dem ſtarren **a** gegenüber behaupten, zu den Vokalen neigen ſie ſich aber hin, ſofern ihnen, gleichſam als ihre Vorgeburt, ein unconſonantiſches Lautweſen vorangeht, ein Anſatz, der ihnen den Weg zur Lautwerdung bahnt, und ſie gleichſam löſt von dem Organe, an dem ſie feſter zu haften ſcheinen, wie es mir ſcheint, weil ſie eben nicht mit der Entſchiedenheit des Conſonanten die Thätigkeit eines beſtimmten Organs in Anſpruch nehmen. Das vortönende Lautweſen, das ich das unconſonantiſche Element der Liquidä nenne, kann man theils als einen Vokal, theils als einen Spiritus faſſen, nicht geradezu als eins von beiden: und ſo weiſt alles auf eine minder reine, flüſſige zähe Natur, die ſich am allerdeutlichſten in dem Hauptcriterium, dem Forttönen, zu erkennen gibt. Die flüſſigen Laute, ef und es nicht ausgeſchloſſen, geſtatten eine Dehnung, ſo weit die Stimme reicht, man kann ein vielfaches **elll**, **emmm** ausſprechen, während die **Mutae** gewiſſermaßen kurz abreißen und bei ihnen nur ein einmaliges **ep**, **ek**, **et** ausſprechbar iſt. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt ſchon oftmals bemerkt worden; ſie iſt auch weſentlich, ſofern ſich der individuelle Laut jeder Liquida eben bei dem Forttönen deutlich erkennen läßt, und die alten Grammatiker z. B. **Terentianus Maurus** ſcheinen ſich mit ihren Beſtimmungen eben darauf zu beziehen.

Was nun das ſpecielle Verhältnis dieſer Laute untereinander und zu den übrigen Sprachlauten anbetrifft, ſo kann ich mich auf die Bemerkung beſchränken, daß man **f**, **s**, denen man **h** beigeſellen mag, als die drei Spiranten für die Reihe der Kehl-, Lippen- und Zungenlaute zu betrachten pflegt; **j** und **w** gelten mir urſprünglich nur als die flüſſigen, eben im Fluſſe begriffenen, ſich zu einem folgenden Vokale hinüberlehnenden Vokale **i** und **u**. — **L M N R** ſtellen ſich füglich in zwei Claſſen, und bilden eine **litera nasalis M-N**, die ihre urſprüngliche Einheit und ihre Verwandtſchaft mit den **Mutis** eben darin offenbart, daß ſie ſich nach dem Weſen des folgenden Conſonanten enge richtet, und darnach wechſelt, d. h. ihren allgemeinen Laut darnach individualiſirt: ſowie denn das Sanskrit

einen fünffachen Laut, und wenigſtens fünf verſchiedene Naſalzeichen beſitzt, während wir nur einen dreifachen, ein labiales **m**, ein dentales **n** und ein gutturales **n͂g** zu unterſcheiden nöthig haben. Mit größeren Schwierigkeiten iſt die Unterſuchung über den **R-L-** Laut verknüpft, den man jedoch ähnlich wie **M-N** zuſammenzufaſſen Recht haben dürfte, da nicht bloß **r** und **l**, wo beide geſchieden ſind, ſo ungemein oft und leicht mit einander wechſeln, ſondern da es Leute giebt, die faſt nur einen dieſer beiden auszuſprechen vermögen. So möchte ich es auch anſehen, wenn einzelne Sprachen nur einen dieſer Laute haben. Das alte Zend und das Altperſiſche der Keilinſchriften entbehrten jedes **l**, und faſt alle **l** des Neuperſiſchen ſind arabiſches Urſprungs. Der Sineſe dagegen ſoll des **r** entbehren. **L** liegt mehr nach der Kehle hin, **r** näher an die Zähne, und iſt ein trocknerer Laut, daher ſchon **Ter. Maurus** ſagt, **r vibrat tremulis ictibus aridum sonorem.** Wenn übrigens **r** vorzugsweiſe die **litera canina** heißt, engliſch **the dog-letter**, ſo iſt damit auf das Knurren und Brummen, nicht ſowohl auf das Bellen angeſpielt, wie auch die Alten erklärten: **irritata canis quod rr quam plurima dicat.** Aehnlich wird im Skr., wo **r rêpha** heißt, **dvirêpha** (alſo Doppel-r) eine beſondere Art großer ſchwarzer Bienen, Hummel genannt, ſchwerlich wie der engliſche Lexikograph Wilſon meint, weil in dem gew. Worte für Biene, **bhramara**, d. h. Schwärmer, Brummer, zwei **r** vorkommen, ſondern wohl wegen des Geſummes, weshalb wir ebenfalls eine Fliege Brümmer nennen. Doch dieſes beiläufig. Am beſten wird man **r-l** vielleicht mit der dem Skr. eigenthümlichen Claſſe der Dentalen, die man Linguales oder Cerebrales nennt, zuſammenhalten, welche zwiſchen **d** und **l** gewiſſermaßen in der Mitte ſtehen, und im Prakrit ſo häufig an die Stelle der Dentalen treten und dann ſelbſt in **r** und **l** übergehen.

---

Soviel hätte ich im Allgemeinen über die Natur dieſer Laute zu bemerken. Die Haupterſcheinungen die ſich an dieſelben knüpfen, und ſich wie ich denke aus jenen allgemeinen Bemerkungen über ihr Weſen mehr oder minder begreifen laſſen, ſind nun folgende.

Die große Leichtigkeit und Flüchtigkeit der Liquidä, welche ſich factiſch in einigen Sprachen zeigt, indem **muta cum liquida** nur

Digitized by Google

eine ſogenannte ſchwache, das heißt nach Belieben gar keine Poſition bilden, gibt ſich beſonders darin zu erkennen, daß die **Liquida**, mit einer **Muta** verbunden und ihr folgend, theils ganz überhört wird, ſo daß ſie ſpurlos verſchwindet, theils wenigſtens ihren ſchwächeren Laut dem ſtärkeren und übertönenden der verbundenen **Muta** unterordnet, und daher nicht deutlich in ihrer Individualität hervortritt, ſondern leicht mit einem naheliegenden Laute wechſelt. Der erſte Fall, der auch aus der Kinderſprache bekannt iſt, zeigt ſich beſonders in Volksſprachen, zumal in dem entarteten Prakrit ſo durchgängig, daß man in Bezug auf dieſen Dialekt die Regel aufſtellen kann „wenn im Anlaute eines Wortes **muta c. liq.** auftritt und dieſelben nicht auf andere Weiſe, z. B. durch das Dazwiſchentreten eines Vokals getrennt werden, ſo verſchwindet die Liquida regelmäßig. Silben wie **çri**, **pra** u. ſ. w. ſind daher im Prakrit unmöglich. In den alten klaſſiſchen Sprachen findet ſich dieſer Ausfall ungleich ſeltener, doch kommt er ebenfalls vor.

Der Wechſel der Liquidä iſt zu bekannt, als daß ich mich lange dabei aufhalten dürfte; auch iſt er keineswegs auf das Vorangehen einer **Muta** zu beſchränken, ich glaube nur, daß in dieſem Falle ein freierer Wechſel nachweisbar und begreiflich iſt. Oefter, vorn und in der Mitte der Wörter wechſeln **j**, **w**, **h**, vorn als ein Spiritus vortretend, im Inlaute zwei Vokale auseinander haltend, und ſich meiſt nach denſelben richtend; ferner **s** und **h**, und häufiger, zumal im Römiſchen und Deutſchen, **s** und **r**, dann die engerverwandten unter einander, **r** und **l**, beſonders ſo, daß **l** an die Stelle eines urſprünglicheren **r** tritt. Auch durch dieſe Eigenthümlichkeit ſtimmt das Prakrit oft mehr als das Sanskrit zu anderen Sprachen, z. B. wenn das **skr. sûrya**, oder **sûra** die Sonne, gleich dem lat. **sol**, gr. ἥλιος iſt, ſo merkt man die Uebereinſtimmung deutlicher an den Prakritformen: **sûla** = **sol**, **acc. sûlam** = **solem**, und **sûlio sâuliô** = gr. ἥλιος, deſſen andere Formen *σαΓέλιος*, *ἀνέλιος* waren. — Seltener ſind Wechſel zwiſchen **r** und **n**, **m** und **n**, **n** und **l** und ebenſo wie der Wechſel zwiſchen **v** und **l**, gewis zumeiſt vielleicht nur da anzutreffen, wo andere Conſonanten damit verbunden waren, oder wo die äußere Geſtalt des Wortes von der Art war, daß ein Misklang entſtand und der eine Laut unwillkührlich in einen unter den vorliegenden Umſtänden paſſenderen mundgerechteren umſchlug: **cf. skr. svap**, **ags. svefan** und deutſch **slêpan**,



Digitized by Google

u. ſ. w. Auch muß man hier auf die einer Sprache beliebten oder ungebräuchlichen Lautverbindungen Acht haben: Man hat häufig Beiſpiele angenommen, in denen z. B. **r** nach anderen Conſonanten eingeſchoben ſein ſollte, doch dürfte dieſe Erſcheinung nicht ſicher nachweisbar ſein und ſich viel öfter eine andere Erklärung auffinden laſſen. So entſprechen lat. **frac, frangere**, deutſch **brechen** u. A. gewis dem **skr. bhag'**, **bhandsch**: wenn nun nicht in jenen **r** urſprünglich iſt, und in dem **skr.** Worte nur ausgefallen, ſo kann man **r** vielleicht aus dem in der Formation des **bhag'** vielfach auftretenden **n** (**bhang'**) erklären, ſo, daß das **n** vorangetreten wäre, und **frango** mit neu eingetretenem Naſalen für **bhnag** — **fnag** = **frang** ſtünde.

Soviel von den Uebergängen der Liquidä. Die Dehnbarkeit der Liquidä tritt beſonders in der Eigenthümlichkeit derſelben hervor, ſich zu verdoppeln, und wenn dieſer Fall auch bei den **Mulis** nicht ſelten vorkommt, ſo ſcheint dort doch öfter eine Aſſimilation Statt zu finden, während bei der Liq. öfter reine Gemination eintritt.

Mit der Flüſſigkeit unſerer Laute, die gleichſam von einem theils ſpirituellen, theils vokaliſchen Laute begleitet ſchienen, bringe ich Folgendes in Verbindung.

In der Nähe der flüſſigen Laute tritt ein Vokal auf, der nicht radikal begründet iſt, ſondern einen nur lautlichen Urſprung hat; erſtlich anlautend, beſonders vor Doppelconſonanten, deren erſter ein **s** iſt, und vor den Halbvokalen **j** und **w**. Es iſt bekannt, wie viele Beiſpiele die Romaniſchen Sprachen darbieten: entweder pflegen dann beide Conſonanten zu bleiben, wie in **espèce** verglichen mit **species**, oder der eine, nämlich **s**, ſchwindet, ſei es durch Ausfall oder durch Aſſimilirung an den folgenden: ſo frz. **état** = **status**, deſſen **s** erſt nach dem Vortreten des **e** abhanden gekommen iſt. Ganz analog bildet das Prakrit aus dem **skr. stri**, die Frau, die Form **itthî**, und mit Anſetzung eines neuen Femininſuffixes **itthi-â** = **skr. stri-kâ**. Die Vergleichung verſchiedenartiger Beiſpiele zeigt, daß hier an nichts weniger als an eine direkte Vokaliſirung des **s** zu **e** oder **i** zu denken iſt.

Ein analoger Fall kommt in der Mitte zweier Laute vor, deren einer eine Liquida iſt, und auch hier geht das Prakrit voran: für Silben wie **çri, kli, smar** ſagt es **siri, kili, sumar**, indem es ei-

Digitized by Google

nen leiſen Vokal zwiſchentönen läßt. Wenn nun die Romaniſchen Sprachen weiter gehen und die von ihrer **Muta** getrennte **Liquida** ausfallen laſſen, **plus** alſo z. B. im Ital. zu più, oder **pluma** : **piuma**; **flamma** : **fiamma** wird, ſo iſt hier wieder kein eigentlicher Uebergang des **l** : **i** anzunehmen, ſondern der das **l** begleitende, ihm anhängende Vokal hat feſten Fuß gewonnen und das **l** allgemach verdrängt. — Ferner gehört hieher die den Liquidis eigenthümliche, und im Einzelnen oftmals wahrgenommene Kraft, den vorhergehenden Vokal umzuändern und vorzugsweiſe in einen diphthongiſchen oder langen Vokal übergehen zu laſſen, eine Erſcheinung, die man ſich gleichfalls nicht anders als aus der Natur der Liquidä erklären kann. Hat die Liquida wirklich einen minder feſten, halbvokaliſchen Laut, ſo iſt nichts natürlicher, als daß dieſer mit dem vorangehenden Vokal gleichſam zuſammenſchmilzt und demſelben eine andere Färbung verleiht. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß alle ſolche Erſcheinungen öfter in tiefer ſtehenden und Volksſprachen vorkommen, als in den älteren, lautlich feſteren und getreueren claſſiſchen. In Verbindung mit der vokaliſchen Natur der **Liquidae** ſteht noch, was man in der Grammatik Metatheſis zu nennen pflegt, ein Punkt der gleichfalls auf dieſe Claſſe von Lauten einzuſchränken iſt. Der Vokal ſetzt ſich, wie es ſich in der Verbindung fügt, bald vor, bald hinter der Liquida feſt, und indem der eine mehr gehoben wird, ſchwindet der andere und ſo ſcheint die Liquida ihre Stelle gewechſelt zu haben, während vielmehr ihre Umgebung ſich geändert hat. Ein eigentliches Um- und Hin- und Herſpringen eines Buchſtaben wird man wohl ſelten oder nie anzunehmen haben.

Der gegenüberſtehende Fall war der, wo nicht ein Vokal, ſondern ein Spiritus in der Nähe der Liquida auftrat; und dieſer macht ſich nun in einer Eigenſchaft der Liq. beſonders geltend, wenn ſie nämlich die Kraft beſitzen oder äußern, die verbundene **Tenuis** in eine Aſpirata umzuändern. Auch den alten Sprachen, dem Griechiſchen und Lateiniſchen iſt dieſe Erſcheinung nicht ganz abzuſprechen, am häufigſten findet ſie ſich aber im Zend, wo eben jede mit einer **Liquida** verbundene **Tenuis** des Skr. aſpirirt erſcheint. Ebenſo im Prakrit, wo zumal dem **s** recht deutlich dieſe Kraft zukommt, ſo daß jede darauf folgende **Tenuis** augenblicks aſpirirt wird, und **s** entweder verſchwindet oder bleibt. Es darf hiebei auch an den



Digitized by Google

Uebergang des s in h, und an die griechiſche Ausſprache des r erinnert werden. Im Skr. ſind ſchon manche dumpfe Aſpiraten anzutreffen, die einem urſprünglichen s ihr Daſein zu danken ſcheinen, und im Römiſchen entſpricht manches f einem griechiſchen σπ.

In dem Bisherigen war von den Veränderungen die Rede, die die flüſſigen Laute entweder erleiden, oder anrichten; es bleibt jetzt noch des Falles Erwähnung zu thun, da ſie neu auftreten und ſich aus und neben anderen Conſonanten ſelbſtſtändig entwickeln.

Die Liquidä, und zwar beſonders die Naſalen treten vor den Mutis auf, und bilden das Naſalaugment.

Nach kurzen Vokalen erſcheinen vor der gutturalen, dentalen und labialen **Muta** nicht ſelten die entſprechenden Naſalen n, m, ñg—, ein Fall, den man in gewiſſem Sinne dem Vokalaugmente, welches im Skr. **Guna** und **Wriddhi** genannt wird, vergleichen kann. Wie der Vokal nämlich dort aus irgend einem Grunde eine größere Breite und Ausdehnung anſtrebt, ſo erzeugt ſich hier zwiſchen Vokal und Conſonanten, gleichſam um beide inniger mit einander zu verknüpfen, ein Naſal, den man daher das Naſalaugment nennen mag. Dieſer Fall kommt wohl in allen bekannten Sprachen vor. Es bietet ſich dabei zu einer zwiefachen Bemerkung Gelegenheit dar: Einmal pflegt der Vokal, weil die Silbe jetzt geſchloſſen iſt und an Gewicht zunimmt, entſprechend in einen leichteren, in u oder i, überzugehen: z. B. Skr. ali zu, überdies, entſpricht dem gr. ἐι, lat. et, wie gr. und lat. e oftmals ein kurzes ſkr. ă vertreten. Im Deutſchen iſt das Wort unkenntlich geworden, indem ſich zwiſchen a und t der Naſal einſchob, und der Vokal nach langem Schwanken zwiſchen a, u, e, i ſich endlich als u feſtgeſetzt hat: **anti, unti, und.** Ferner faßt nach einem ſolchen Naſalen, der wenn er einmal eingetreten iſt, ſeinen Einfluß auf den folgenden Buchſtaben geltend macht, gern die Media feſten Fuß. Nun zeigt ſich aber dieſer ganze Fall nicht bloß in dem Verlaufe einer Form durch mehrere Sprachen, ſondern auch in einer und derſelben Sprache, und es iſt gewis ſehr merkwürdig zu ſehen, wie nach einer ſolchen urſprüglich gar geringfügigen Modification allmählig ein und daſſelbe Wort in zwei Formen auseinandertritt, deren jede dann eine beſondere Bedeutung annimmt. Klingen und klagen, ſingen und ſagen und ähnliche gehen gewis auf eine Form zurück. Ebenſo

Digitized by Google

ſind die Formen für die 3te Perſ. des Präſens Sing. und Plural. etymologiſch eins, und der Begriff der Ein- und Mehrzahl hat ſich erſt ſpäter an die getrennten Formen geknüpft. Am meiſten ſtimmen beide auch noch im Skr. überein, wo eben nur das zwiſchengetretene n den Unterſchied macht: tudati, er ſchlägt, tudanti, ſie ſchlagen, lat. tundit, tundunt, wo das n auch in die Wurzel eingedrungen iſt, während das Deutſche den Wurzelvokal augirt hat stautith, stantand. —

Auf demſelben Prinzipe, aus dem das Naſalaugment hervorgeht, ſcheint es, könnte auch die Gemination der Muta beruhen, die dann freilich eher eine Aſſimilation heißen müſte, ſo daß vor der Muta ein homogener Naſal erzeugt und aus der Verbindung beider der Doppellaut der Muta entſtanden wäre. Indeſſen läßt ſich darüber nichts Sicheres entſcheiden, ſo lange wir nicht alle Stufen der Ausſprache, die einem fixirten Laute vorangiengen, beiſammen haben.

Das Gegenſpiel zu der obigen Erſcheinung, daß ſich vor der Muta der Naſal einſchiebt, iſt der Fall, wo der letztere Laut, nämlich der Naſal, der urſprünglichere war und ſich in beſonderen Verbindungen, namentlich vor r und l, vielmehr die Muta b, d hinzuzieht. Auch dieſer Fall kommt in den Romaniſchen Sprachen ziemlich häufig vor, zuweilen im Deutſchen und ſeltener in dem Lat. und Griechiſchen: Formen wie ἀνδρός für ἀνέρος u. dgl. ſind bekannt. Ganz ſo wie ſich nombre: numerus verhält, ſteht membrum zu einer Form memerum, die zwar nicht nachgewieſen, aber etymologiſch doch nicht anders erſchloſſen werden kann. Wenn es im älteren Deutſchen: Somber, Kamber, Kumber u. ſ. w. hieß, ſo war hier gleichfalls b ein unurſprünglicher und nur lautlich eingetretener Buchſtabe.

Der letzte Punkt, den ich hier zu beſprechen habe, iſt der andere freilich viel wichtigere Fall der Lautentwicklung, wenn ſich nach den Conſonanten Vokale erzeugen, die dann vor den folgenden Vokalen in Halbvokale übergehen, mit anderen verwandten Lauten wechſeln, den vorangehenden Conſonanten ſelbſt modificiren und ſo auf mancherlei Weiſe dazu beitragen, dem Worte ein ſehr verſchiedenes Anſehn zu geben. Es iſt zuerſt unleugbar, daß ſich gern nach t ein i, j einſchleicht, welches mehr oder minder in der Ausſprache hervortritt, und den Dentalen in Palatale oder in Ziſchlaute umge-

Digitized by Google

ſtaltet. Ein ſolcher Laut iſt auch wohl mit bei der Umänderung unſeres deutſchen **t** in **z** und **sz** im Spiele geweſen. Aehnlich, nur noch deutlicher tritt dieſes bei dem **k** hervor, welches eine unerklärliche Neigung zu dem **u**-Laute hat. Das Römiſche **qu** und die entſprechenden Fälle des gothiſchen und deutſchen **qu** und **hw**, ſind meiſtens auf einen älteren Sprachzuſtand zurückführbar, in dem ſich noch ein reines **k** vorfindet. Das Sanskrit hat nur ſehr wenige Beiſpiele in denen die Verbindung **kv** vorkommt, es wird ihrer aber auch wohl mehrere beſeſſen haben, die es nur anderweitig verändert hat. Die Hauptveränderungen, denen ein ſolches **k** mit einem daneben entwickelten **v** unterworfen iſt, ſind nun folgende. Zunächſt: beide Laute bleiben neben einander, **v** macht aber ſeinen Einfluß als eine Liquida geltend und wirkt auf **k** ein, welches dann in palatale Laute, vorzugsweiſe im Sanskrit in das palatale **ça** übergeht; von dieſem **ça** aber iſt, wie im Prakrit jedes ſkr. **ça** zu **sa** wird, nur ein kleiner Schritt zu dem gewöhnlichen dentalen **s**; **s** ſetzt ſich daher an Stelle eines urſprünglichen **k** ſehr gern feſt, nur geht es oft wieder zu einem palatalen **sch** zurück, wie die neuhochdeutſche Ausſprache unſeres alten **sw** zeigt. Nicht ſelten erſcheint aber **qu** auch als **hv**; wie dieſer Stellvertreter aufzufaſſen ſei, ob als Ueberbleibſel eines aſpirirten **kv**, oder als aus jenem **s-v** hervorgegangen, iſt mir zweifelhaft, er zeigt ſich aber beſonders im Gothiſchen, wo das Rask-Grimmſche Lautverſchiebungsgeſetz eine Aſpirate an der Stelle der alten Tenuis verlangt. Erſt wenn das ſtarke **k** auf eine ſolche Weiſe zu dem ſchwächeren **s** oder **h**-Laute heruntergeſtimmt und damit dem Range des **v** gleicher geworden iſt, erklärt es ſich, daß nun nicht bloß **v** als der leichtere Laut ausfallen kann, ſondern auch **k** allmählig ganz verſchwindet und ein **v** an ſeiner Stelle bleibt. Skr. **kas** entſpricht dem lat. **quis**, das in der franz. Ausſprache **qi** das **w** fahren läßt, wie das Prakrit jedes im Skr. nach einem anderen Conſonanten folgende **v** auswirft, während umgekehrt im deutſchen **was** ein bloßes **v** übriggeblieben iſt: der Uebergang der einen Form in die andere, das allmählige Schwinden des **k** zeigen aber die hiſtoriſchen Mittelſtufen: **hvas**, **ahd. hvör**. Dieſer Fall iſt übrigens nicht auf das Deutſche zu beſchränken; auch im Römiſchen findet ſich manches **v**, welches einer alten Gutturalis entſpricht, — merkwürdig iſt es nur und ein Beweis für die Anziehungskraft die-

Digitized by Google

ſer Laute, daß ſich aus lat. und deutſchem **v** im Romaniſchen nicht ſelten wieder ein **gu** entwickelt.

Eine zwiefache Veränderung die noch zu erwähnen bleibt, betrifft das folgende **v**, welches entweder noch in einen Vokal **u** aufgelöſt werden kann, wobei der folgende Vokal zu ſchwinden pflegt, oder hie und da mit anderen Lauten wechſelt, ſo daß eine Silbe **ka** darnach zu **ku**, oder **kva**, **çva** zu **kra**, **sra**, **sla** werden kann, ein Fall, der obenſchon berührt ward, als ich dies Beiſpiel **svap=slêpan** anführte. Nämlich **svap**, **pr. suv**, **sop-or**, *ὕπνος*, **svefnjan** (**mhd. sveben?**) **slêpan**, ſchlafen, führen auf eine Grundform wie **kap**, die wir, ſobald man *ὕπτιος* und **supinus** nicht vor *ὕπνος* und **sopor**, — die Begriffe liegen nicht von ſchlafen trennen will, deutlich in lat. **accumbo**, **cubare**, welches zugleich ſchlafen heißt, vorfinden. Wenn ſich aber auf eine ſolche Weiſe Wörter mit **k** und **s** begegnen, wird man wohl keinen andern Weg zur Vermittelung derſelben einſchlagen, am wenigſten aber annehmen dürfen, daß **k** ſich aus einem **s** verhärtet oder verdickt habe. In der Sprache rinnt alles ſeinem Untergange entgegen und wo ſich Hartes und Weiches, Feſtes und Aufgelöſtes gegenüberſtehen, darf man blindlings faſt das Letzte für das Entartete und Unurſprüngliche anſehen.

Darf ich ſchließlich zur Veranſchaulichung meiner Anſicht von dieſer Lautentwicklung noch ein Beiſpiel anführen, ſo wähle ich ſolches am liebſten unter den Namen einiger Thiere, die naturgeſchichtlich zwar verſchieden, etymologiſch aber in ſo fern verwandt ſind, als ſie nach einem gemeinſamen Merkmale benannt ſind. Was an und für ſich nichts Auffallendes iſt. Wenn ſich z. B. Pferd und Haſe beide durch ihre Schnelligkeit auszeichnen, ſo iſt es nicht befremdlich, daß die Namen beider hie und da auf eine gleiche Grundwurzel führen: **hase**, Skr. **çaça** heißt der Springer, Laufer, und zu einem andern Begriffe als der „ſchnelle, laufende" wird die Etymologie auch für **equus**, *ἵππος* nicht gelangen können. — Ebenſo ſind nun manche Thiere nach dem ihnen eigenthümlichen Geſchrei, Geſange oder Laute benannt, und ſo liegt namentlich dem Hunde, dem Schwan, dem Storch, dem Hahn u. A., die etymologiſch eine Familie bilden, dieſelbe Wurzel zum Grunde. Die Grundform erblicke ich nach meiner oben entwickelten Anſicht in **can-is**, welches mit **cano** ſingen zuſammenhängt, ohne daß es grade auf römi-

Digitized by Google

ſchem Gebiete davon abgeleitet zu ſein braucht; ſeine Bildung fällt wohl in eine Zeit, da cano noch nicht grade ſingen hieß. Das entſprechende Skr. Verbum, das man mit cano kaum verglichen hat, weil man es für unbelegbar hielt, gehört zu den wenigen alten Wörtern, die nach ihrem k ein v zeigen: bis auf dieſes v iſt kvan dem can-o identiſch, es heißt aber noch nicht ſingen, ſondern allgemein: sonum aliquem edere, daher es z. B. von dem Summen und Schwirren der Bienen gebraucht wird und ebenſo gut einen anderen Thierlaut bezeichnen konnte. Die dritte Stufe mit palat. ça für ka die im Skr. ſehr gern auftritt, zeigt ſich hier eben in dem Worte, welches Hund heißt: ſkr. çvan, ein Wort, das auf keinem andern Wege eine befriedigende Erklärung geſtattet. Die griechiſche Form *κύων* iſt treuer geblieben, ſo fern ſie die Laute k v als *κυ* bewahrt, dem v iſt aber der 2te Vokal gewichen in den casibus (obliq.) deren kürzerer Stamm *κυν* (*κυνός*) der im Skr. beſtehenden Nebenform çun parallel iſt. Die beiden Prakritformen ſind san und sun; eine dritte Form, hun, zu erſchließen, wäre für einzelne Dialecte, die den Uebergang des s in h aufweiſen, nicht zu kühn. Ueber den Urſprung des deutſchen h habe ich ſchon oben geſprochen: deutſch Hund zeigt uns die nächſte Stufe: das hier neu hinzukommende d kann lautlich nach n angetreten, vielleicht aber auch alter Reſt einer Participialform ſein. Einen palat. Laut ſehen wir noch in dem litt. szu, gen, szuns = çunas; v verhärtet ſich ferner im Zend zu p: çpa u. ſ. w. Verfolgen wir dieſe Wortfamilie etwas weiter, ſo zeigen ſich die obigen Lautübergänge in derſelben auch noch vollſtändiger. Zuerſt gehören hieher mit feſtem s, ſkr. svan, das nun eigentlich gebräuchliche Verbum für tönen, lat. sonare (pr. san). Wie ſich çvan an kvan anſchließt, ſo geht unſer Wort der Hund d. h. der Bellende, auf svan, tönen, und schwan, ahd. suan, heißt auch der Tönende, Singende, wie Heſiod's *κύκνοι ἀερσίποται μεγάλ' ἤπυον* und unſere Sagen vom Schwanengeſange wahrſcheinlich machen. Das gr. *κύκνος* führt auf dieſelbe Wurzel hin: denn *κύκνος* iſt eine reduplicirte Form, die ſich zu *κυ-κεν-ος* grade ſo verhält, wie *πίπτω*: *πιπετω*, oder gigno: gi-gen-o, das inlautende *κυ* = kan iſt aber wieder derſelbe Grund der in suan liegt. Eine ähnliche, nur deutlicher reduplicirte Form iſt endlich ci-conia, die ſich an canis ähnlich anſchließt, wie im Deutſchen han und huhn, ahd. der hano,

Digitized by Google

**daz huon** an die Wortform **hund**. Daß **hahn** ſowohl wie **gallus** nichts anders heißen als Sänger, vielleicht auch Schreier, hat man längſt geſehen.

Es iſt eine Wahrnehmung, die zur Beſtätigung mancher Etymologien nicht wenig beiträgt, daß ſich insbeſondere ſolche Bezeichnungen von Thieren u. dgl. im Laufe der Zeit wiederholen und gleichſam neu gebären. Die Wahrheit, mit der ſich dieſes oder jenes Merkmal anfangs, als man einen Namen ſchuf, geltend machte, tritt dem empfänglichen Sinne immer aufs Neue rege und lebendig entgegen; es bildet ſich daher dieſelbe Anſchauung, und wenn der alte echte Sinn eines Wortes, das uns jetzt nur noch als Münze gilt, verſchwunden iſt, nicht mehr begriffen wird, ſo ſpricht ſie ſich in einem friſchgeſchaffenen Worte abermals aus, das dem alten nicht ſelten, gleichſam als ſein Commentar, verbunden wird. So haben wir erkannt, daß **hase** der Springer heißt, daß **hund**, **schwan**, **hahn**, **storch** nach ihrem Laute u. ſ. w. benannt ſeien, **populus** heißt die Zitternde, Bewegliche u. ſ. w., lauter Begriffe, die in den ſpäteren Bezeichnungen „Springhaſe, Zitterpappel, Singſchwan, Klapperſtorch u. a. wiederkehren. Dem Etymologen aber, der aus dem Laute den Sinn erkennen will, ſind ſie von gröſter Wichtigkeit: ſie eröffnen ihm einen Blick in die Art und Weiſe, wie die Anſchauung ſich in Worten ausgeſprochen hat.

---

Wenn der vorliegende allgemeinſprachliche Aufſatz dem Zweck und Plane dieſes Jahrbuchs etwas fern zu liegen ſcheint, ſo mag ihm das zu einiger Entſchuldigung gereichen, daß er wenigſtens auf unſere Mutterſprache ebenſoviel Anwendung findet, wie auf jede andere Sprache. Die nähere Ausführung des hier im Auszuge Mitgetheilten verſuche ich in einer beſondern Geſchichte der Liquidä, welche ſo eben in dem erſten Bande meiner Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik erſcheint.

**A. Hoefer.**

Digitized by Google

## VIII.

# Deutſche Bildhauerkunſt des zwölften Jahrhunderts.

Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Erſte Abtheilung, dritte Lieferung: Die goldene Pforte der Dom-Kirche zu Freiberg. Bearbeitet u. herausgeg. von Dr. L. Puttrich, unter beſonderer Mitwirkung von G. W. Geyſer d. j., Maler. Mit einer Einleitung von Dr. C. L. Stieglitz, Dompropſt. Leipzig 1838.

---

Die bei den Abbildungen des Merſeburger Doms in dieſem Buche (II, 382) erwähnten Freiberger Bildwerke liegen nunmehr vor Aller Augen und bewähren ohne Zweifel völlig das davon Gerühmte. Sie erklären in ſo fern die wunderbare Erſcheinung der Bildwerke der Kirche von Zſchillen, jetzo Wechſelburg, aus dem zwölften Jahrhundert, als ſie in ſichtlicher Beziehung durch Zeit, Ort, und vor allen durch Darſtellung und Kunſt, auf dieſelben ſtehen: aber ſie erhöhen zugleich wieder das Wunderbare dieſer Erſcheinung durch die noch höhere und reichere Vollendung der Altdeutſchen Bildnerei in einer anſehnlichen Reihe runder, faſt lebensgroßer Standbilder.

Die Geſchichte hat freilich hier nicht einmal, wie bei Zſchillen, das Andenken des Baues, welchem dieſe Bilder angehören, urkundlich bewahrt, und wir wiſſen nur aus ſpäteren Berichten, daß der ältere Bruder des Erbauers von Zſchillen, Markgraf Otto von Meiſſen, die Stadt Freiberg ſelber gründete, in den Jahren 1175 bis 1185, und eben von den ertheilten Befreiungen den Ort be-

Digitized by Google

nannte. Auch iſt die Frauenkirche ſelber, zu welcher dieſe Bilderhalle einführte, nicht mehr vorhanden, ſondern nach einem Brande im Jahre 1484, durch einen ſchlanken Gothiſchen Spitzbogenbau erſetzt, wie er damals üblich war, und das Titelbild ihn zeigt. Aber wenn in dieſem Neubau ſonſt auch kein Ueberbleibſel der alten Kirche wäre, wie dennoch am Chore hervortritt, ſo wäre dieſe Bilderhalle, in ihrem ganzen feſten und genauen Zuſammenhange mit dem Rundbogenbau, — in aller Hinſicht aus Einem Stücke mit demſelben, — ſchon völlig hinreichend, uns das Daſein eines ſolchen früheren Kirchengebäudes zu bekunden: eben ſo ſicher, als die ſogenannte Prachtthür an der Breslauer Magdalenenkirche des 15ten Jahrhunderts, an welche ſie, laut Urkunden, im Jahre 1546 von der abgebrochenen Vincenzkirche des 12ten Jahrhunderts (1148), verſetzt wurde[1])

Die Freiberger Kirchthür verdient mit Recht ihren überlieferten Namen der goldenen Pforte; denn ſie iſt nicht nur in Deutſchland, ſondern, ſo weit meine Kunde reicht, in der ganzen Chriſtenheit, aus dieſer Zeit, die reichſte an Bildwerken aller Art und an baulichen Zieraten, und zugleich die kunſtreichſte in der einzelen Ausführung, wie in der Zuſammenſtimmung mit dem ganzen Bau. Sie macht auch (in der Abbildung wenigſtens) den Eindruck eines Kunſtwerkes aus feineren, edleren Stoffen, als der heimiſche harte Sandſtein iſt; dem wir jedoch eher die gute Erhaltung zu verdanken haben, als wenn ſie wirklich aus koſtbarerem Stoffe gebildet worden. Und wir dürfen ſie kühnlich den Thüren der Florenzer Taufkirche gegenüberſtellen, welche bekanntlich Michelangelo die Pforten des Paradieſes nannte. Minder berühmt bisher, aber viel älter, als jene Pforten, iſt unſere Goldene Pforte. Sie ſtellt das Chriſtliche Weltganze, Anfang und Ende der Dinge, vollſtändiger und bedeutſamer dar, als jene bloß dem alten Teſtamente gewidmeten Bildwerke Ghiberti's auf den Thorflügeln; und wenn dieſelben auch ſich den Bildern des Neuen Teſtaments auf den älteren Erzthüren Andrea's Piſano (1330) anſchließen,[2]) ſo iſt gleich-

[1]) Vgl. Büſchings wöchentl. Nachr. Bd. III (1817), S. 139 mit Abbildung dieſer reichverzierten Rundbogenthüre.

[2]) Vgl. meine Briefe in die Heimath (1816) Bd. II, S. 213. Ein goldenes Thor war in Conſtantinopel, eine Paradieſespforte im Kloſter Hirſchau. Im

wohl die Vergleichung mit unſerer noch viel älteren Thürhalle durchaus zu ihrem Vortheile.

Die Chriſtliche Bau- und Bildkunſt liebte es von jeher, an ſolcher Hauptthüre der Kirche ihre Geheimniſſe zu offenbaren. Die Mutter Gottes iſt, laut alter Kirchenlieder, vorgebildet in der verſchloſſenen Morgenpforte des Tempelheiligthums, durch welche die Herrlichkeit Gottes eingegangen iſt (Heſekiel 43, 4. 44, 2). Chriſtus ſtellt ſelber ſich dar, als die rechte Thür zu dem Heiligthume (Johannes 10, 7. 9), welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

In dem Zuſammenhange des großen Werkes, deutet das auch faſt lebensgroße Hochbild in dem Halbrunde über dem Eingange, die Anbetung der Könige, auf die Kirche der Heiligen Jungfrau, die in der Mitte mit dem göttlichen Kinde thront; und die der Erde Reichthümer ihm darbietenden Könige ſind zugleich ein Sinnbild der würdigſten Anwendung der den Fürſten verliehenen irdiſchen Schätze zum Baue des Gotteshauſes, als Vorhalle des Himmels. Die Geſchichte weiß, daß zu Markgraf Otto's Zeit beſonders die verborgenen Reichthümer des darnach benannten Erzgebirges, eben die Freiberger Silberbergwerke, aufgeſchloſſen wurden; und zwar geſchah es, wie zum Lohne, für ein früher begonnenes frommes Werk, nämlich bei der Ausführung von Otto's Stiftung Alten-Celle, welche er eben ſo zu ſeiner Begräbniskirche ſtiftete (1162—75), wie ſein Vater den Petersberg, und ſeine Brüder Wechſelburg, Landsberg, Brehna, Dobrilug. Otto erhielt von dieſen Schätzen den Beinamen des Reichen, ſo wie ſeine Pforte der Freiberger Marienkirche die Goldene heißt.

Das Hochbild derſelben, von der Anbetung der Könige, umkreiſen fünf Rundbögen, welche ganz ebenſo mannigfaltig gemuſtert ſind, wie die zehn ſie tragenden Säulen; und zwiſchen dieſen Bögen ſind die breiten vier Hohlleiſten, die über den Standbildern zwiſchen den Säulen aufſteigen, mit runden Bildwerken geziert, in deren Mitte die Dreieinigkeit hervortritt: erſt, Gott Vater,

---

weiteren Sinne hießen mehrere Klöſter ſelber Himmelpforte. So Marienpforte und Himmelpforte bei Naumburg, welche ebenfalls der Markgraf Otto 175 reichlich ausſtattete; jetzo Schulpforte. — Von Puttrichs Geſchichte und Abbildungen der letzten, die kürzlich erſchienen iſt, wird eine nähere Anzeige folgen.

Digitized by Google

die Heilige Jungfrau krönend, umher Engel; dann, das Chriſtkind-lein, von Zacharias (auf deſſen Schooße der kleine Johannes ſitzt) und von einem Engel auf den Händen emporgehalten, umher die Evangeliſten; hierauf, die Taube des heiligen Geiſtes, auf Blättern zwiſchen zwei Engeln ſchwebend, umher Apoſtel und Propheten; endlich, ganz oben, der Engel des jüngſten Gerichts, zwei Knieende emporziehend, umher Männer und Frauen, die den Gräbern ent-ſteigen.

Die unter dieſem vorderſten Bogen einander gegenüber ſtehenden beiden Bildſäulen ſind nun: der langbärtige Altvater Abraham, der einen ſproſſenden Stab und eine (Erd-) Kugel in den Hän-den hält, und der jugendliche Held Joſua (der auch im Namen Jeſus vorbildet); dann folgen zwei gekrönte Frauenbilder, die eine mit einem Stabe, die andre mit einem Schriftbande; hierauf David und wieder eine gekrönte Frau mit einem Stabe; endlich, Jo-hannes der Evangeliſt und Johannes der Täufer. Die beiden letz-ten erklärt der verſtorbene Stieglitz zwar für zwei Jüdiſche Seher, jenen namentlich für Jeſaias: aber den Täufer bezeichnet hinläng-lich der Pelzrock und das Bruſtſchild mit dem Gotteslamm, und den Evangeliſten mit der Schriftrolle, die jugendlich-liebliche Geſtalt. Beide kommen ſehr ähnlich unter den Wechſelburger Bildwerken vor. Desgleichen finden ſich dort Abraham und Joſua, der letzte ſogar mit derſelben zierlichen Beinrüſtung, und David mit dem Li-lien-Scepter und Saitenſpiel. Eigenthümlich ſind dagegen hier die drei gekrönten jugendlichen Frauen, welche ſo anmuthig die beiden männlichen Reihen unterbrechen; und wie an dem ähnlichen Rund-bogenthore der Pariſer Kirche S. Germain des Préz die Bil-der Altfränkiſcher Königinnen ſtehen, wie K. Heinrichs II Gemah-lin Kunigunde und K. Friedrich I ſelber mit ſeiner Gemahlin Bea-trix an gleichzeitigen Kirchthüren (zu Freiſingen ꝛc.) ſtehen, ſo darf man auch hier wohl (mit Stieglitz) an die damaligen Sächſiſchen Fürſtinnen denken, namentlich an Hedwig, Otto's Gemahlin und Tochter des Brandenburgiſchen Markgrafen Albrecht des Bären, und an ihre beiden Töchter Adela und Sophia, Gemah-lin des Herzogs Ulrich von Böhmen, ſo daß die Stäbe die beiden regierenden Fürſtinnen auszeichneten: ſollten dabei dieſe Frauenbil-der zugleich auch eine bibliſche Bedeutung haben. Vielleicht ſind ebenſo in den männlichen Geſtalten Bildniſſe des Sächſiſchen Hau-

ſes zu ſehen; wenigſtens iſt bei der ſo auffallenden Idealiſirung aller dieſer Bilder, eine nicht minder auffallende, ganz eigenthümliche, faſt ſprechende Belebung nicht zu verkennen, welche nur nach der Natur gebildet ſein kann; und es iſt dabei, außer dem erwähnten Schwiegerſohne, auch Otto's beider Söhne, Albrecht und Dietrich, zu gedenken. Bemerkenswerth ſind in dieſer Hinſicht noch die drei engliſch-ſchönen Jünglingsköpfe, welche gerade nur über den drei Frauen ſich auf die oben geöffnete Niſchen derſelben mit den Händen ſtützen und hereinſchauen: ſie erinnern, beim Ueberblicke des Ganzen, zugleich ſehr lieblich an den tiefen Apoſtelſpruch über das hier dargeſtellte Geheimnis der Menſchwerdung und Erlöſung, „in welches ſelbſt die Engel gelüſtet zu ſchauen.“ Gewis iſt, daß in dieſen Bildern der Vorhalle die Ahnen der Mutter Gottes, die Verkündiger und Vorläufer Chriſti dargeſtellt ſind. — Als ungewöhnlich, iſt noch die reichere mütterliche Darſtellung der Heiligen Jungfrau in dem Hochbilde über dem Eingange zu bemerken. Die beiden oben ſchwebenden Engel, die jeder eine Kugel darbieten, bedeuten wohl Sonne und Mond, wie die beiden Engel neben dem Kreuze zu Wechſelburg; und der dritte Ball, welchen Maria dem Chriſtkinde darbietet, iſt der Apfel der Erde, aus dem das Kreuz erblühen ſoll. — Die ebenmäßige Stellung der knienden und ihre Geſchenke emporhaltenden drei Könige, iſt keinesweges einförmig; ſie ſtufen ſich vielmehr ſehr wohl in dem Halbrunde ab, ſo wie auf der andern Seite der ſtehende Engel mit dem Liljenſtabe, und der ſitzende Joſeph mit dem Wanderſtecken[1]).

Die über den übrigen Standbildern hereinſchauenden Thierköpfe und Vogelpaare ließen ſich auch wohl bibliſch deuten, daß ſelbſt „die Creatur ſich nach ihrer Erlöſung ſehnt,“ und wieder bei dem Gottmenſchen iſt, wie einſt bei dem erſten Menſchen. In ähnlichem Sinne ließen auch andere hier erſcheinende Thiergeſtalten ſich betrachten: der Widderkopf über Johannes mit dem Lammesſchilde iſt aber zunächſt altteſtamentliches Vorbild vom Opfer Abrahams. Die Löwen, welche damals gewöhnlich (auch in Wechſelburg) als Säulenträger gebraucht werden, (den überwundenen Fürſten der Welt bezeichnend,) ſind hier viel ſchicklicher auf die beiden äußerſten vortretenden Säulen gelegt, auf den Löwen von Juda deutend. Ueber-

---

[1]) Nicht Stuhllehne, wie Stieglitz angiebt.

Digitized by Google

haupt zeigt ſich hier, auch bei dem Ueberlieferten und Herkömmlichen die ſchönſte und bedeutſamſte Durchbildung und Mäßigung, namentlich auch bei den Menſchen- und Thiergeſtalten, auf welchen ſämmtliche Standbilder fußen, außer der einen, auf Weinranken ſtehenden Fürſtin. Solche Gebilde erſcheinen hier nur als Fortſetzung der mannigfaltigen Knäufe der kleineren Säulen, auf welchen dieſe eigentlichen Bildſäulen ſtehen. Der jugendliche Kopf unter den Füßen Johannes des Täufers (wie auch die Wechſelburger Kanzel ihn zeigt) ſcheint Anſpielung auf die Tochter der Herodias, die ihm das Haupt abtanzte. Auf den Pfeilern am Eingange ruhen ebenfalls Löwen und Greifen, die beide auch über der Thüre zu Wechſelburg vortreten: der Greif als Bild der Doppelnatur Chriſti, welche er im irdiſchen Paradieſe bei Dante vorbildet. Auf den übrigen Säulen liegen ſphinxartige Gebilde, die nicht minder räthſelhaft ſind, als die Aegyptiſchen, und ſchwerlich die vier Elemente vorſtellen (wie Puttrich S. 18 annimmt): ſie ſind aus Menſchen-, Thier- und Pflanzen-Geſtalten wunderſam zuſammengewachſen. In ihren ſprechenden Menſchengeſichtern ſieht man vermuthlich auch Bildniſſe, etwa eben der Bauleute und Bildner, beſcheiden zugleich als Träger der von ihnen aufſteigenden Rundbögen hingeſtellt; ſo wie die Köpfe über den Bildſäulen zugleich als Träger der Geſimſe vortreten, auf welchen die hohlen Rundbögen mit den heiligen Bildern ſich erheben. In dem würdigen bärtigen Bruſtbilde, welches den liebſten Jünger des Herrn trägt, möchte man inſonderheit den Altmeiſter erkennen. Kaum erſcheint hier im ganzen Werk irgend eine Misgeſtalt des Böſen und des Uebels: höchſtens etwa in der Schlange, auf welche die eine gekrönte Frau mit dem Stabe tritt, gleichwie Maria an der Wechſelburger Kanzel, zur Erfüllung des göttlichen Fluches. Selbſt das jüngſte Gericht ergeht hier nur auf der guten Seite, überall ſieht man nur Begnadigte und Selige, die aus den Gräbern in die Gemeinſchaft der Heiligen eingehen. Und auch durch ſolche Milde macht dieſe wunderreiche Pforte einen wahrhaft erbaulichen und beſeligenden Eindruck, und war der würdigſte Eingang zum innern Heiligthum, in welchem ohne Zweifel einſt alles auch durch edle Geſteine, Erze, Wand- und Glasgemälde verklärt wurde.

Bei aller Zuſammenſtimmung, im Einzelnen, wie im Ganzen, mit den nahen und gleichzeitigen Wechſelburger Bildwerken, bei gemeinſamem Schönheitsſinne, Naturwahrheit und Durchbildung, muß

Digitized by Google

man, mit dem größeren und reicheren Werke hier am Freiberger Dom, auch noch eine höhere Vollendung mit Vergnügen anerkennen; ſo wie unter den mannigfaltigen Arbeiten dieſer reichen Pforte ſelber wieder die Bildwerke an den Rundbogen-Frieſen als die gelungenſten hervortreten (Puttrich S. 18). Und gerade an dieſen ſehen wir höchſt auffallend die nackten Geſtalten der Auferſtehenden mit einer Wohlgeſtalt, Schönheit und Wahrheit gebildet, wie damals nirgend anderswo erſcheint; und dieſe verklärten Leiber ſind hier die wahre Auferſtehung der Kunſt ſelber. Ein ſolches gründliches Verſtändnis des nackten Menſchen (wie er aus Gotteshand, als ſein Ebenbild, hervorgegangen) zeigt ſich natürlich nicht minder auch an den bekleideten Geſtalten und Gliedmaßen, und es iſt eben die ſichere Durchzeichnung derſelben, ſo wie darüber die edle Gewandung in Wurf und Falten, wodurch dieſe Kunſtgebilde ſo wunderbar allein in ihrer Zeit daſtehen, und wodurch ſie nicht nur äußerlich in einzelen Stücken der Bekleidung (Mantel, Rock, Schuhe, Mütze ꝛc.) mit der Antike in Berührung ſtehen, ſondern auch in ſolchem Sinne zugleich antik ſind, wie es die wahre Bildkunſt, vor allen auch die Chriſtliche, immerdar ſein ſoll, und auch neuerdings wieder geworden iſt.

Wie nun aber dieſer auffallende und einzige Aufſchwung der Deutſchen Bildhauerkunſt im zwölften Jahrhundert zugegangen, bleibt bei alledem immer noch ein Räthſel, welches auch durch Stieglitz in der geſchichtlichen Abhandlung nicht gelöſt wird. Die ihm bei den Wechſelburger Bildwerken in unſerer Anzeige entgegengeſtellten Schwierigkeiten ſcheinen ihn bewogen zu haben, daß er ſeine dortige Annahme von Einwirkung Italieniſcher Künſtler hier ganz aufgiebt. Er wendet ſich nun wieder mehr den Byzantiniſchen Einflüſſen zu, ohne jedoch mehr als Allgemeines und Schwankendes beizubringen. Auch Puttrich, der unterdeſſen in Italien geweſen und die in jener Anzeige nach Förſters Beſchreibung und Zeichnungen angeführten gleichzeitigen Bildwerke der Italiener daſelbſt geſehen hat, verneint jetzt ihren vorausgeſetzten Einfluß auf unſere Altdeutſchen Bildwerke. Ihm erſcheinen dieſe vielmehr „als Vorläufer der trefflichſten Florentiniſchen Maler des 14—15ten Jahrhunderts, eines Gozzoli, Fieſole, Ghirlandajo ꝛc. mit denen ſie die größte Aehnlichkeit haben.“

Ich füge hinzu, daß ſie ſogar die Genannten noch übertreffen.

Digitized by Google

Augenfällig iſt, daß ſie auch daheim in Deutſchland, ſo wie alles Frühere, eben ſo alles Spätere ihrer Art und Kunſt übertreffen; wie ſchon bei den Wechſelburger Bildern im Vergleich mit den Naumburgern bemerkt wurde: die letzten tragen ſchon den ſchärferen geſtreckten Styl des hoch aufſtrebenden Spitzbogenbaues an ſich, erſcheinen mehr als bauliche Verzierung deſſelben, denn als ſelbſtändige Standbilder, wie ſolche dagegen hier an der goldenen Pforte, in Verbindung mit der ganzen Weichheit und Pracht des heimlich ſich abſchließenden und himmliſch ſich wölbenden Rundbogenbaues, daſtehen: eine gleiche ruhige und gemüthvolle Vollendung, ſüße Anmuth, Lieblichkeit und Leichtigkeit, in ſicherer, richtiger Geſtaltung, iſt nirgends weiter anzutreffen.

Können wir hier nun dermalen noch nicht erklären, geſchichtlich entwickeln, ſo nehmen wir jedoch das vorhandene Herrliche nicht minder mit Freuden und Anerkenntnis auf. Des Vollendeten iſt überall nicht viel, noch zu jeder Zeit; es erſcheint auch im ſcheinbaren Zuſammenhange der Entwickelung immer als ein wahres Wunder, ſteht immerdar allein, nur ſich ſelber gleich. Und wenn es uns gegenwärtig auch unbegreiflich iſt, wie die Urheber ſolcher Meiſterwerke verborgen bleiben konnten und wollten, ſo haben wir auch hierin unſre Zeit nicht zum Maaßſtabe zu nehmen. Als man alles noch zu Gottes Ehren that, gedachte man auch in dem Beſten nichts Beſonderes zu vollbringen, und nahm ſich ſeinen Lohn nicht dahin, eingedenk des Spruches: Und wenn wir auch das Beſte gethan ꝛc. Auch ſehen wir noch ſpäter, wie früher, denſelben zugleich hohen und demüthigen Sinn, und kennen z. B. eben ſo wenig die Meiſter des Freiburger und des Kölner Wunderbaues. Und iſt es in der Dichtkunſt anders? ſteht nicht unſer gröſtes nationales Dichtwerk in der vollendeten Geſtalt ebenſo namenlos da?

Und gerade gleichzeitig mit ſolcher poetiſchen Vollendung, gegen Ende des 12ten Jahrhunderts, iſt dieſe entſprechende plaſtiſche; und dabei dürfen wir uns vorläufig ſchon beruhigen, daß in eben dieſer Zeit des großen Kaiſers Friedrich I überhaupt die herrlichſten und gröſten Altdeutſchen Männer lebten, wie im Staate, ſo in der Kunſt: in der Dichtkunſt namentlich Walther, Wolfram, Gottfried; und vor allen möchte die poetiſch-ſinnliche und ſinnige Darſtellung des Meiſters Gottfried der plaſtiſchen Vollendung dieſer Bildwerke eines namenloſen Meiſters entſprechen. Dieſer lebt ſo in ſeinen



Digitized by Google

Werken; und er nicht allein, ſondern eine Genoſſenſchaft fähiger Gehülfen, und Schüler, wie ſolche die bildende und bauende Kunſt, anders als die Dichtkunſt, unmittelbar an einem großen Werke thätig zuläßt; und eine ſolche Schule (wenn man will) iſt nicht bloß für den Umfang der Wechſelburger und Freiberger Werke anzunehmen, ſondern iſt auch, bei aller Gleichartigkeit im Ganzen und Großen, durch die ſichtliche Verſchiedenheit des Einzelnen außer Zweifel.

Beide Herausgeber dieſer ſo wichtigen Denkmale vereinigen ſich mit Recht in dem Preiſe derſelben „in Hinſicht auf Form der ganzen Geſtalten, auf verſchiedenen Charakter der Köpfe, auf Sicherheit und Schönheit der Zeichnung, auf edlen Styl der Gewänder“ (S. 18), mit Hinweiſung auf die Abbildungen, von welchen (S. 6) verſichert wird, daß ſie durchaus nicht verſchönert ſind. Wir können dies völlig beſtätigen aus der uns durch Puttrich hier gewährten Anſicht der Zeichnungen ſelbſt, neben den von Fragonard in Paris darnach gemachten Steindrücken. Dieſe letzten ſind dem in ſolchen Arbeiten gerühmten Meiſter merkwürdig misrathen: die Anſicht des Ganzen iſt durch gewiſſenloſe Behandlung im Einzelnen, beſonders der Figuren, faſt unkenntlich, und die beiden Blätter mit den acht größeren Bildſäulen ſind nicht weniger ungenau und vornämlich im Ausdrucke der Geſichter ganz fremdartig. Davon kann ſich gegenwärtig jedermann überzeugen, indem Puttrich, der mit keine Koſten ſcheuendem Eifer dennoch keine verbeſſerte Platten von Fragonard erlangen konnte, ſondern für jene drei misrathenen Platten 700 Franken bezahlen mußte, wenn er ſeine Zeichnungen wiederhaben wollte, dieſe Zeichnungen nochmals daheim von Brandt und Schlick lithographiren ließ, und dadurch nunmehr treue und genaue Abbildungen derſelben liefert. Daneben bietet er aber auch (als Zugabe, ohne Preiserhöhung) die drei Blätter Fragonards, deren Vergleichung den Ruhm des Franzöſiſchen Künſtlers eben nicht vermehren wird, jedoch wohl dazu dient, die Trefflichkeit der Deutſchen Bildwerke noch mehr ins Licht zu ſetzen, wenn dieſe es auch nicht bedürfen.

Herr Puttrich berichtet uns dieſen Hergang, im Nachtrage zu des ſeitdem verſtorbenen Stieglitz Beſchreibung, in welcher noch ſo manches Nöthige berichtigt und ergänzt wird, mit der bewährten

Digitized by Google

Gründlichkeit und Bündigkeit. Wir haben für Alles ihm den herzlichſten Dank zu ſagen, und zu erkennen, daß uns hier zuerſt eine bisher unbekannte und ungeahnte Herrlichkeit der vaterländiſchen Kunſt aufgeſchloſſen iſt, welche dem Urheber dieſes mit ſo viel Hingebung unternommen und (wie die neue Namenliſte der Beförderer zeigt) ſo glücklich gedeihenden Werkes ſelber zum Ruhme gereicht.

**v. d. Hagen.**



Digitized by Google

## IX.

# Klagegedicht auf Herzog Johannes von Brabant.

Aus der Würzburger Handſchrift.

**Hie hebt sich an ein åbentůr**
**Die ist hůbsche vñ gehůr**

*I*ch reit eins tages durch tagealt
Min hunde ziehen vf den walt
Bl. 203. Durch kůrtzwile vñ durch nůtze
Wenne ez ist auch *vr*drůtze
Vil iagen vñ vahen niht
Mir begegent von geschiht
Eins frumen hirzes vart.
Der vart min leithunt innē wart
Wenne er beschrei sie balde
Da reit ich in dem walde
Der selben vart nach hengen
Die wile wolt sich niht lengē
Der hirz wart balde funden
Man zoch da abe den hunden
Die seil vñ lie sie laufen an
Der hirz vnvᷤre floch hin dan.
Biz daz er sich erlaufen lies
Min ieger da zvͮ valle blies.

Vn̄ tet den hunden also reht
Nu was ein seliger gotes knecht
In dem walde sedelhaft
Der het mit gût$^{s}$ ritt$^{s}$schaft
Ervohten daz er was erkant
Fůr einē helt durch manig lant
Der het d$^{s}$ w$^{s}$lt sich enzigen
Sin strit sin turnei was gedigē
An beten vn̄ an vasten
Man sach in selten rasten
In gotes dienst *e*rbeit er sich
An dem man gesůndet ich mich
Ich gedahte er sȯlte haben teil
An minē wilpret. wenne daz heil.
So nahe bi ime was geschehen
Ich gedahte du solt in selb$^{s}$ sehen
Sp. b. Ich nam zv̊ mir einen kneht d$^{s}$ trûg
Des hirzes einen vordern bûg.
Ich kerte da hin da ich in vant
Den seligen gotes heilant
In sine$^{s}$ zelle an sinē gebete
Daz er mit gût$^{s}$ andaht tete
Vf zv̊ got vil stetes
Er dankt *mir des* wilpretes
Er bat mich zv̊ ime sitzen nider
Da ret ich vil lůtzel wider
Wenne ez was auch wol min ger
Er sprach ir kumt selten her
Zv̊ mir *e*lenden man
Vn̄ ritent doch in disem tan
Dicke birsen vn̄ iagen
Als ich hȯre die lůte sagen
Die zv̊ mir habent wandel hår
Wenne ich gedenke daz ir war

Z. 42. mir des ſteht über ime sins, das unten punktirt iſt, als ungültig.
Z. 45. ſteht Wenne er ez.

Ander dinge nament
Vn vil selten kament
Zv̊ walde hirz vellen
Ernstlichen v̊wˢ gesellen
Seiten mir vō v̊ mere
Daz v̊wˢ hˢtze were
Enbrant nach wibes minnen
Wer v̊ch daz noch in sinnen
Daz ir der wibe wo̊ltent gˢn
So můste ir der hunde empˢn
Vn̄ abe lazzen v̊wer iagen
Wer gůten wiben wil behagen
Der schaffe mit ritters teten
Vn̄ auch mit trůwen steten
Sp. c. Daz sin trůwe vn̄ sin manheit
Den frauwen wůrde zv̊ mer geseit
Daz liebet man zv̊ wiben
Ich sprach ir lat beliben
Die rede hˢre vn̄ vatˢ min
Ez mohte wol etswenne sin
Daz man mit trůwē vn̄ mit manheit
Beide erwarb vn̄ auch erstreit
Wolbescheid*er* wibe grůz
Nu wizzēt vatˢ daz man můz
Beiagen die in ander wis
Die freuwen ahtent rittˢs pris.
So klein daz man sin niht genůzt
Zv̊ ansehen mich bedruzt
Der gar effenliche site
Da man ez erwirbet mit
Hůbscher frauwen grůzze
Der man sprach daz *got* můzze.
Got han in sinᵉ hulden.
Mag ieman denne vˢschulden
Minnēklichˢ wibe gunst

---

Z. 84. 85. beſſer ſi für die Wiederholung von got.

Mit keiner ander*er*leie kunst
Denne mit manheit vn̄ mit trůwē
Daz můz mich imm' růwen
Wenne ie der frauwē zart
Ist wol mit mannes trůwē bewart.
Sust můtz *ir ir* gewinnē trost
Sweliche frauwe sůlcher rede lost
Die vz falschez h'tzen grunt
Get durch lůgelichen munt.
Da wirt gekrenket wibes ere
Ich sprach vat' nieman mere.
Sp. d. Zim̊t d' minnē wanne d' nv.
Dicke vn̄ lute schrie*n*t iv
Wenne er bi frauwen sitzet
Er sw't daz er switzet
Ir ein' si die liebeste sin
Des selben hat er me den drin
Vnlange da vor vil tůr gesworn
Ez wart ime innēklichē zorn.
Het sin vngefůger schimpf.
Niht braht *in* rede in vngelimpf
Gûter wibe mer denne vier
Man siht in sam ein wildez tyer.
Bi frauwē an dem tantze toben
Vf sinem haubte treit er oben.
Ein lange wite kappen
Dv̊ ist mit langen lappen.
Vnden hin behenket
Im daz gez*u*̊der swenket
Vm̊ sines libes mitte
Mit manigē krumē tri*t*e
Get in der kappen er gesmogē
Die hende hat er vf gezogen
Vnder die kappen an sinē kropf
Ein důrre wit hat ime sinē kopf

Z. 99. für ir ir beſſer er ir

Vf der kappen vm̊ reiffet
Sin kappen zipfel sweifet
Lang nider get zv̊ der erde
Je nerrisch$^{s}$ sin geb$^{s}$de
Vn̄ ie tůrer er wenet wesen.
In důnket nieman sůlle genesen
Vor dem ysen lůwer
Hoch ob sinem kůwer.
Bl. 204. Sin ime die *hehe*sen abe geslagē
Daz wil ich mit vrlaube sagen
Ime hanget einer hende breit.
Sin vngefůgez niderkleit
Fůr die rȯcke hin ze tal.
Zv̊ tische ze tantze vn̄ v̊b$^{s}$al.
Siht man den vngehoften knabē
Die kappen vf dem haubte haben
Sie ist ime vf gebunden
Als eime v$^{s}$serten wunden
Mit einē seit *a*der mit ein$^{s}$ wit
Ime sint gespannē sine lit
In sin gewant daz er sich mag
Gerůren *nier*gen als ein sag
Den man stȯzzet kornes vol
Sin gůrtel zimt ime sere wol
Wenne er lit in allen
Sam er in wolle enpfallen
Sie gůrten sich deste liser
Daz sie niht daz yser
An dem gůrtel drůcke
Dv̊ rinke ist an dem růcke
Gekert. daz mezzer hanget vor
Wenne er sich stellet denne empor
Fůr minnēkliche frauwē rein.
So sleht er zwischen sin̄e bein
Sin mezzer vn̄ dar vf sin hant
Sam er Tuscan vn Brabant
Mit strite habe braht in vngemach

Digitized by Google

Der doch nie Ohsenstein gesach
Ir har ir berte si*n* in lang
So gar $v^{s}$worren ist ir gesang
Sp. b. Daz nieman wol gemerkē kan
Man siht die schamelosen man
Scheiteln sam die frauwē tragē
Der gotes fru̇nt begonde klagē
Die minne vn̄ auch die manheit
Er sprach $w^{s}$liche mir ist leit
Daz minne ist blint manheit *ſ*irt
Ach edeler helt Diepolt vō Pfirt
Vn̄ Friderich Klet von Ÿtenhein
Ir ku̇ndet nit mit solchē mein
Mit so argen teten
Vn̄ mit so snȯden weten
V̇ch lieben frauwē wol geborn
Ich weiz wol daz ir mit sporn.
In dienst reiner frauwen
Mer blůtes hant gehauwen.
Vz starker orsen siten
Denne alle die man riten
Von Elsaz zv̊ den wapen siht
Ir hetent niht der dinge pfliht
Die wibes ere machent krang
Des seiten sie v̊ch billichē dang
Wenne ir in ir willen
Offenbar $v^{n}$ stillen
Lip vn gůt $v^{s}$zartent
Vn̄ doch irs erbes wartent
Ir wurbent mit dienste also.
Man hort *in* ir wirde ho.
Durch manig lant erschellen
Des nam v̊ch zv̊ gesellen

---

Z. 161. beſſer sint für sin.
Z. 169. für ſirt ſteht $p^{s}$ſirt, das p unten punktirt; beſſer verirt.

Der manheit vest$^{s}$ dyamas.
Von Nidauwe grafe Růdolf was.
Sp. c. Der tůrste der da lebte
In h$^{s}$ren wis *er* swebte
Sin lob vor der h$^{s}$ren lob.
So wit vn̄ auch so v$^{s}$re ob
Daz ime keiner was gelich
Er was gůtes vn̄ můtes rich.
Ere konde er wol horden
Aller ritter orden
Was mit ime gezieret
Des wart er angesmieret
Gůteliche von manigē rotē munde
Wen̄e er in maht manige stunde
Freude vn̄ hůbscher *hofe* vil.
Daz man mit w$^{s}$dem ritter spil
Sȯlt dienen w$^{s}$den frauwen gut
Vn doch ir ere was wol behůt
Der gotes ritt$^{s}$ sprach zv̊ mir
Ich weste g$^{s}$n vn ist min gir
Ze wizzen v̊m dise diet
Die nv singē die krumē liet
Vn̄ frauwen dienen mit geschrei
Wie ir iust vn̄ ir turnei
Sie geordenieret vn̄ gestalt
Ich sprach sie t$^{s}$ben manigvalt
Loter wis der man sich sȯlte schamē
Beide teil die gent zv̊ samen
Wenne der turnei geteilet wirt
Ein teil sprichet lat vns vngeirt
Wir wȯllen de*in* gewinnē abe.
Sin ros daz můz sin ein knabe
Der sich niht erw$^{s}$n kan
*Ab*er ein e*l*ender man

Z. 207. hofe steht über rede, das unten punktirt ist.
Z. 223. besser dem für dein.

Digitized by Google

Sp. d. Der von v$^{s}$ren ist kumē dar
Sie sprechen nement eben war
Ist vf vnser sit ieman
Der sůmliche si den nemēt dran
Des enw$^{s}$n wir v̊ch niht
Die gelůbde da geschiht
Von den teiln beiden
Zehant siht man vz scheiden
Die fremden geste vn̄ auch die knabē
Die andern let man můzzig drabe
Vf dem turnei dort vn̄ hie
Man beg$^{s}$fet nieman an de*m* die
Gein den helsen v$^{s}$sprochen ist
Der heilige man sprach sȯlichē list
Ist w$^{s}$liche vngeneme
Wol heimischen ritt$^{s}$n zeme
Des. wa mit ritt$^{s}$lichem sit
Ein fremder ritt$^{s}$ zv̊ ime rit
Daz sie dem bůten mere
Zv̊hte. vn̄ da bi ere
Denne keinem landes manne
S*i* daz du sist im banne
Dv v$^{s}$flůchte veig$^{s}$ tot
Dv v$^{s}$midest vns den d$^{s}$ helfe ie bot
Mit gabe vn̄ in manige wis
Vn̄ allen den die ritters pris
Sůchten vn̄ lande zv̊ lande
Vil trůweliche erz ermande
Menliche vf ein sin$^{s}$ sit
Ez w$^{s}$ vf turnei *ab*$^{s}$ vf strit
Des sie mit trůwen*t* nemēt war
Der frůnde vn̄ geste die zv̊ in dar.

---

Z. 238 u. 39. an dem die Gein beſſer *ane* die De*n* gein.
Z. 240. für sȯlichē beſſer sȯlicher.
Z. 253. vn̄ meint vō.
Z. 258. beſſer trůwen.

Digitized by Google

Bl. 205. Durch pris dar waren kūmen
Ich mein den edeln hˢren frūmē
Von Honbˢger gref Wˢnher
Der *mag* hundert tusent sper
Durch minne hat zerstochen
Mit swˢten hat zv̊ brochen
Vf striten manigen stahel ring
Er kert sich an kein iůngeling
Der zv̊ wer het kraft noch maht
Sin arm er v̊m de*r* kragen flaht
Die man *manīg* ritter vz erwelt
Der het er manigē zv̊ erden gevelt
Eya Cůnrad Wˢnher von Hatstat
Walther *Spender* manigē pfat.
Durch minne hat geriten
Geturnie*r* vn̄ gestriten.
Deñe alle die man riten
Sach gewapent in den ziten.
Sie konden niht des loters gepflegē
Ob einˢ vnder wer gelegen.
Mit ir willen vf ir teil
Sie heten e gesatz vf heil.
Růcke bein vn̄ arme.
Ach hˢre got erbarme
Daz die niht immˢ sůlten leben
D*a* man sach rat vn̄ hilfe geben
Den fremdē frūmen gesten
Er bat mich an dem besten
Gar ernstliche mit geluste.
Ime sagen von der iuste
Der man sach nůwe minnˢ pflegen
Ich sprach in e*in* schat kein regē

Z. 262 für mag lies mang.
Z. 269 beſſer ze für manig.
Z. 274 beſſer geturnier*t*.
Z. 280 beſſer gesatz*t*.
Z. 290 für ein schat beſſer enschat.

Sp. b. Kein kou$^s$tu̇r die wirt in naz
Ir snȯder orden lert sie daz
Weder man noch ȯrsch niht entreit
Wapen rȯcke noch wapen kleit
Sie varen als ein beschundē ron
Ich wen niht in h$^s$tzen won
Kein ritt$^s$licher willė
Man siht sie halten stille
A*l*en mitten vf der ban.
Da stapfet ein$^s$ den andern an
Fu̇ze fu̇r fu̇zze gar zeglich.
Sie stůnden niendert dem glich.
Daz sie heten ritters ger.
Erschrocken neigen sich ir sper
*Zem*en sam sie wellen
Die helm nagel ze*l*en.
Des mu̇gen frauwen gelachen.
Man hȯrt kein sper erkrachen
Man siht kein *s*truntzel snurrē
Man siht auch niergē kein g*u̇r*ren.
Erbȯgen noch erstozzen
Sie sint niht din genozzen.
Von Brabant h$^s$tzoge Johan.
So sprach der heilige gotes man.
Der mit geher iust so warb
Daz er vn̄ auch sin ere so starb.
Vn̄ grefe Johan von Spanhe*im*
Der beider wille hal wol in ein
Sie liezen niht ir lagen
Die ritter iust pflagen.
Sam tůn die ysen ku̇wen.
Die mit geverde vn mit vntru̇wen
Sp. c. Halten vf der ban v$^s$swigen
Stille sam sie in lage ligē

---

Z. 305 für zemen ſteht zelen, das l punktirt und m übergeſchrieben.

Des ku̇nnē niht die w$^{s}$den getůn
Durch frauwen pris durch ritters rům
Sach man sie fu̇zze biegen
Girlich ihr schenkel fliegē
Von ȯrsches bůg zer langē
Ir ȯrsch su̇nder *t*wangen
Můsten laufen in der iust
In die helde mit der gelust
Taten gein wider sachen
Da hort man sper erkrachen
Zersprizeln vñ zerklieben
Da sach man *s*truntzeln stieben
Gegen dem himel durch die luft
Ir lib ir h$^{s}$tze fůr in guft
Durch rein$^{s}$ frauwen hulde
Des sȯllen wol von schulde.
Alle tugent riche wip.
Klagen der beider h$^{s}$ren lib.
Die nach ir hulde so wurbē
Daz sie e zit ersturben.
Nv bitent fu̇r sie mu̇ndel rot
Ez sol auch ir vnzitig tot
Allen ritt$^{s}$n wesen zorn
Milter h$^{s}$tze wart nie geborn
Denne h$^{s}$tzoge Johan von Brabant
De*s* ist durch Welische vñ tu̇sche lant
Mit manig$^{s}$ gůt$^{s}$ *r*at bewart
Auch was der Spanh*auw*er vō art
Fu̇r ander helde ein reht$^{s}$ degen
Er het in kriegē ob gelegen.
Sp. d. So manige wider satzen
Vñ auch vil manigem tratzen
Friliche vor gesezzen
Daz man des niht v$^{s}$gezzē
Sol. die wile die st$^{s}$nen stan
Die mit der w$^{s}$lde nv vmme gan

Z. 355 ſteht sazzen und t darüber.

Die leben wie sie wȯllen
Von hˢren vn̄ von gesellen
Sint mir die besten hin gevarn
Denne einˢ den got mu̇zze bewarn
Der wˢde Johans von Klingenberg
Sin wˢltliche mût sin manliche werg
In Beheim lant daz er da streit
Daz ime durch sin fru̇mkeit
Ein Ronauwˢ frum vn̄ rich
Von der *liebe* der helt Heinrich
Sin tohter zv̂ wibe gab
Vn̄ sich mit fru̇ntschaft zv̂ ime wag
Mit manigˢ gabe kosteber
Ime gab der wˢde Ronauwer
Veste bu̇rge vn̄ gûte lant
Auch hat des Klingenbˢgers hant
Den wiganden gebrochē abe.
Lant vn̄ lu̇te vn̄ sȯliche habe
Daz ich hu̇te vf disem tage.
*Mit* ime mit warheit sprechē mag
Er hat ervohten mere
Gûtes vn̄ auch ere
Den̄e keiner der Tu̇sche sprichet
Ey was er sper zestichet
Wenne er zv iust den helm vf bint
Vn̄ er sich an die minne besint.
Bl. 206. So siht man in niht halten
Sam nv tûn die vˢschalten
Man siht in frischlichen rēne
Schilte vn̄ helme zertrennen
Daz sie mu̇zzen zerisen
Ich wil in des wol prisen
Er lebt niht der swert vn̄ sper
Als dicke habe noch bewant als er
Des lazze in got gesunde leben

---

Z. 370 ſteht hinter liebe noch si, aber durchſtrichen.
Z. 380 für Mit beſſer Von.
Z. 389 vor rennen ſteht noch halten, aber durchſtrichen und punktirt.

Sin hertze mag wol in freudē swebē
Wenne er gedenket w' er ist
Mit einem sufzen an der frist
Der heilig man der rede gesweig
Sin haubt ime wider die erdē seig
Vn̄ sprach ach ab nemende welt
Wie wirt doch zele*zest* din gelt
So vngenem vn̄ so swach.
Vil gu̇teliche er zů ime da sprach
Ich wil nv nieman strafen
Ab ir hant v'slafen.
So snȯden iust vn̄ turnei
Ez mag ein ı̇glich wiser ley
Lieber birsen vn̄ iagen
Ir su̇lt den frauwē vō mir sagē
Daz got mit sin' gȯtlichen kraft
Zu trost hat der ritterschaft
Die reinen wib geschaffen
Vn̄ niht den tūmen affen
D*ie* wenen sin die sie niht sint
Man sol die torn an sinnē blint
Stozzen hinder eine tu̇r
Vn̄ sol ein ritter gen hin fu̇r.
Sp. b. Fu̇r die zarten frauwen
D*ie* durch sie ist v'hauwen
Vn̄ in ir dienst ist worden wunt
Mit grozzē erē manig stunt
Vn̄ ein' der noch zv̊m wapen rit
Vn̄ ritt'liche v'tůt sin zit
Vn̄ menliche waget sinen lib.
Den sȯln die zarten reinen wib
Mit zv̇hten zv̊ in ziehen
Vn̄ su̇ln die grecken fliehen
Die mit dem munde vehtent

---

Z. 402 für zelezest beſſer ze leste.
Z. 428 grecken meint wohl gecken.

Digitized by Google

Vn̄ frauwen lasten brehtent
Vn̄ anders sin zv̊ nihte gůt
Mich rů̊wet sol ir kugel hůt
Vn̄ ir *ſihe*licher *rob*
Erwerben gůt$^{s}$ wibe lob
Des můz ich in v$^{s}$gůnnē
Ich brů*fe* wol an der *sunnē*
Daz ez was der zit wol.
Daz man zv̊ huse ziehen sol
Ich bat den man vm̊ sine segen
Den gab mir der gotes degen.

Amen.

Hie get vz die abentůr
Die sol vns důnken gar gehůr.

Von dieſem Gedicht habe ich in dem Leben des Herzogs Johanns von Brabant (Minneſinger Th. IV, S. 44. vgl. S. 898. 908) ſchon einen Auszug gegeben. Dort ſind auch die neben dem Herzog als echte Ritter und Minner geprieſenen: Diepold von Pfirt, Friedrich Klet von Utenheim, Graf Rudolf von Nidau, Graf Wernher von Honberg (auch Minneſinger). Konrad Wernher von Hadſtatt, Walther Spender, Graf Johann von Spanheim, Johannes von Klingenberg, und Heinrich ein Ronauwer, — meiſt urkundlich nachgewieſen. K. W. v. Hadſtatt iſt 1272 auch Bürge der Grafen von Freiburg in Breisgau. H. Schreiber Freib. Urk. I, 70. Ein jüngerer iſt, ebd. I, 196. 222, in Freib. Urk. 1314 u. 1317 „Herr Wernher der guote man von Hadeſtat.“ Ueber Walther Spender, Ochſenſtein, und die dortige Heimat oder Befreundung des Dichters, vgl. noch Wernhers von Honberg Leben (Minneſ. IV, 94). Für Spanhauwer (Z. 352) iſt ohne Zweifel Spanheimer zu leſen. Von den Schweizer Herren von Klingenberg (ebd. 101. 103. 625) ſtammt vermuthlich auch Johannes, wie Heinrich, und kam durch die Habsburger nach Böhmen, wo die Burg Klingenberg, mit dem merkwürdigen alten Thurme (vgl. meine Reiſebriefe I, 156), das Stammhaus iſt. Sein Schwiegervater Heinrich der Ronauwer gehört ohne Zweifel zu den alten Böhmiſchen Grafen von Ron-

now[1]), deren erſter, Jaroslav, aus dem Hauſe Howora, ſich von der Herrſchaft Ronnow bei Bunzlau, ſeinem Erbtheile 1140, benannte, und deſſen Enkel Smilo K. Ottokars I Rath, wie ſein Urenkel Johannes königlicher Kanzler war. Heinriche finde ich aber nur bei den von Zdislav, einem Bruder Jaroslavs, ſtammenden Freiherren, von der Leipe, von welchen Heinrich I Erbmarſchall von Böhmen ward, 1356. Es iſt alſo Z. 370 für das unverſtändliche **von der liebe** ſicher zu leſen **von der Leibe** oder **Leipe**, Stammburg und Städtchen (Leipa bei Bunzlau) dieſes Nebenzweiges der Ronauwer.

Die Würzburger Handſchrift, welche allein dieſes Gedicht bewahrt, habe ich unter den Minneſingerhandſchriften (Th. IV, S. 901) umſtändlich verzeichnet. Unmittelbar auf daſſelbe folgt das Hohelied Heinrichs von Meiſſen, genannt Frauenlob, der in Böhmen auch befreundet war. (ebd. S. 732.)

[1]) Unterſchieden, auch durch Wappen, von den Herren von Ronau, deren Stammburg bei Schweidnitz liegt, und die mit Nikolaus v. R. 1396 anheben. Gauhe Adelslexikon.

v. d. Hagen.

# X.

## Minnelieder des Grafen Konrad von Kirchberg und Nitharts.

Die Weingarter Minneliederhandſchrift, welche in meiner Ausgabe der Minneſinger Th. IV, S. 898 umſtändlich verzeichnet iſt, enthält, unter den namenloſen Nachträgen von anderen Händen, 65 Strophen Nitharts und Göli's, welche ebd. Th. III, S. 665. 757 anderweitig nachgewieſen und benutzt ſind. Dazwiſchen ſteht (S. 192) das ebd. S. 587 angeführte Lied des Grafen Konrad von Kirchberg, welches ich hier buchſtäblich aus des Freiherrn J. von Laßberg Abſchrift mittheile, weil ich es bei meiner Ausgabe noch nicht vollſtändig hatte:

1. **Ach winter din gewalt.** **(M. 1)**
**tvot vns aber hv́re lait.**
**vn̄ geswaigt vns die vogelline.**
**vn̄ velwet grv̊nen walt.**
**vn̄ dar zvo die linden brait.**
**vn̄ verderbet vns der bluomen schin.**
**des bin ich vnvro. doch mag sin wol werden rat.**
**wil dv́ gvote dv́ raine.**
**tröstcn mich alaine.**
**min mvot mir hohe stat.**

2. **Mir wære wol gelich.** **(5)**
**baidv́ blvomen vn̄ der cle.**
**wolte si genade an mir bege.**
**so wvrde ich vroedenrich.**
**ſvegete si des niht. owe**



Digitized by Google

verdirbet mir min lieber wan.
der an vroeden gar volleclich mich beriet.
do ich si ze vrowen.
erste begvnde schowen.
von kvmber ich schiet.

3. Wie lange sol das sin. (2)
das din rosevarwer mvnt.
niht endet minen kvmber lang.
zwai liehtv́ wængelv́.
gvot fv́r sendv́ not.
vn̄ ain minneclicher vmbevang.
waffen herre io wolte ir roeselehter munt.
mir ain kv́ssen lihen.
sorge mich verzihen.
wolt ich sa ze stvnt.

4. Nain si wænet des. (4)
ob si minne mich gewer.
da von si mich lat noch vngewert.
das si denne niht genes.
ia ir stirbet me
die niht minnent. so ir minne gert.
mere denne zwo sint bi minen zilen tot.
die niht minnen wolten.
so sv́ minnen solten.
vnd minne ins gebot.

5. Swenne ich ir minne ger. (3)
so fraget si was minne si.
so kan ich sis bas beschaiden niht.
so volge miner lere.
si mir ettewenne bi.
aine wile vnd des niemanne seh.
liht kvmet es also. e das wir vns schaiden dann.
das ich sis gelere.
das si es iemer
ze wvnsche wol kan.

Dieſes Lied iſt aus der Maneſſiſchen Sammlung leicht herzuſtellen, gewinnt hier alſo eben nicht, ſelbſt nicht den in Str. 2 mangelnden Inreim, der ſonſt alle Str. verbindet: doch ſind einige Lesarten bemerkenswerth, und die veränderte Strophenfolge (anſtatt 1. 5. 2. 4. 3.) beabſichtigte einen epigrammatiſchen Schluß. —

Das folgende Nithardslied iſt aus der Brentano-Meuſebachiſchen Papierhandſchrift genommen, deren übrigen Inhalt ich in meiner Sammlung der Nithartslieder nachgewieſen habe (Minneſ. Th. IV, S. 910). Dieſes Lied allein findet ſich ſonſt nirgends. Es iſt das 19te und letzte, Bl. 27:

## Her Neithart von Rewental vnd sein bruder Eberzann.

1. Nu frawet euch ir werden stoltzen layen
es kompt noch hewr ein liebe sumer zeit
(...) gegen dissem werden mayen
der vnns frewde vnd hochs gemute geyt
der grůne walt der ist schon mit lawb bedecket,
die heyde preit der anger weyt
mit liec(h)ten plumlein meinsterlich bestecket
der rossen schein mit gewalt zw velde leytt

2. Die liechten plumlein durch den klee auff dringẽ
das kumpt vns vō des lichten mayen schein,
die nachtigal gar meinsterlich her klingen,
(..) vnd and^s cleine walt voglein
den wider streyt [singẽ], die lerch kompt vns [hertenlichen] mit irr^s styme,
dar zw mancher acker man
mit sein^s rewten nach dem pfflug her singen,
*geno by* er die ze(i)t v^streybt.

3. Die svmer wůn die wil vns frawden pringẽ
irr junge tochter ir sult frolich sein
hupffen tantzen rayen vnd springẽ
yekliche acht ir vmb ein krentzlein,
last euch die schu gar meinsterliche snůren,
hencket das har an die pleich

Digitized by Google

last euch den plinden von der kirchen furne
(. . . . . . . . . . . .)

4. So rat ich euch ir oden tumen pawrñ,
ir tragt allezeit grossen uber mutt,
ir kumpt hewr all ge(n) Zeisselmaur,
iecklichs acht yms vmb ein schawben hut
der lobentantz hebt sich pei ds linden
dar kumpt Pintz vnd Rudigs,
des Pernmans sunee wil an den reyen springẽ,
die sumer toclein helt er schon.

5. So kumpt dar von Tutelhawssen der Crelle,
zw dem tantze als ichs usnomẽ hab,
Wachssengul vnd ander sein gesellen,
ir ist so viel der ich nit neñen kan,
den spil man wollens mit ym dar pringẽ
nu hut sich der von Potengran,
sie tragẽ spies vnd dor zw scharffe klingẽ,
keiner pringt sein hauptlein gantz dor von

6. Sich hat bereyt võ Hagental der Prewsse,
vnd sein bruder junge Helmsrot,
sein nochgepawr Hengẽtriel vnd auch der Rewse
die kumen all vnd gult es in den tot
der Kusprecht sune er wolt sein nit derwinden,
Engepolt vn(d) Vahepolt
die must man pey ds weissen kirchen vinden,
das sind alles freund wol in der note

7. Ir ist so vil der ich nit dar genennẽ
die da pei dem tẽpel sullen sein
xxiiii munch ir wol erkennẽ,
die pringt Ekh vnd auch der Perwein,
der Kusprecht kumpt mit sein dicken joppen
mit im zoget der Hengentriel,
der lest sich auch gar meinsterlich drein schoppen
ym schawmppt sein part als ein eberswein

8. Sie sungen vnd sprungẽ vmbhin bey der linden,
mit frawden hin bis auff vesper tzeit,

Digitized by Google

das ubrich trinckū kond sich an in finden,
der schimpff ward wol einē ernst geleich,
sie wur(d)en vmb den for tantzū sere krigen,
ieclicher wolt der erste sein,
wie offt vnd dicke hies eine^s den ander liegen
dem spil man ward das trinckelt mit der pffewe

9. Sie schlugen in das die p(f)eif von ym d(r)ate
den spilman dauch(t) der schimpff gar vngesmack, (l. ungemach)
er viel sich das das plut von ym flosse, (schrate?)
sieben zend die riren ym ernoch, (l. darnach)
ich dacht der schimpff wil alſo trigē
mir was ausz dem stadel goch,
ich kund mich seree in ein winckel smigen,
durch ein lucken ich zw dem tantz sahee

10. Sie schriten durch die helm also geswinde
durch die scheiteln spielten sie daz harr,
waffen schriben ir weyb vnd kint,
icliche nam irres mannes war,
der toten lagen vil auff einē platze,
hende vnd vinger one zall
ich smog mich in den stadel als ein katzee
irres muchns (l. musens) name sie eben war

11. Do die schrim streich hetten ein ende
mugt ir horū was dornach besickt, (l. geschicht)
sie schrien wopffen vnd wunden ire hende,
etlicher der het seins gesellen nicht
vnd heten hin verlorū &c &c

Die Seite und das Lied ſind nicht zu Ende geſchrieben. Nur die Strophen, nicht die Reime ſind abgeſetzt, und die letzten zuweilen durch Striche, und roth durchſtrichene Anfangsbuchſtaben der Reimzeilen bezeichnet. Die alte Abſchrift des 15. Jahrhunderts iſt ſehr nachläſſig, ſelbſt in den Reimen. Ich habe nur einige Ergänzungen und Berichtigungen in runden Klammern beigefügt, und Ueberflüſſiges durch eckige Klammern ausgeſchieden. Der

Inhalt des Liedes, die blutige Bauernſchlägerei, iſt mehreren anderen (meiner Samml. 44. 95. 117. 120. 125 ꝛc.) ähnlich, und bezieht ſich noch beſtimmt (Str. 7) auf das Lied, wie Nithart 24 Bauern zu Mönchen machte, in eben dieſer Handſchrift, und im alten Drucke (Minneſ. Th. III, S. 302).

Der auf der Kehrſeite des letzten, 29ſten Blattes, von andrer alter Hand geſchriebene Anfang eines Marienliedes lautet:

**Meyt aller eren  Ich sölt mern̄**
**Dein reÿchesz lob  so pin ich grob**
**von deine$^{s}$ wgrd zu tichten**
**alsz meÿn gesanck  ist leyder kranck**
**dasz ich nun sol  dich gnaden voll**
**myt meyne$^{s}$ stim̄  ausz richten**
**dasz laup vnd  grasz aller gryesz**
**mon stern vnd auch (d)y sunne**
**alsz firmament zu samen st*eÿ*sz**
**aller (p)laneten wun*d*e**
**dy v$^{s}$möten̄ nit ein gantz (g)eticht ein ort deinsz lobsz volpringen**
**dar ümb (hi)lff meyner plodigkeyt dw reyne meyt**
**das ich (m)it synn  dyr küny*ng***
**ein lietlein müg gesi*nē*.**

**Mey[ey]t hoch*eg*born̄  meyt ausderkorn̄**
**meit gnaden schreyn̄  meyt keisser*in̄***
**meÿt österleÿche (s)unne**
**[meyt hohe wyrd] meyt neuen tügent  meyt keüsche yügent**
**meÿt aller gnaden wune**
**meyt wol gesytter tzederpaüm**
**dw gottes gartten (v)rüchtig**
**desz hymelreyches gnaden fraue**
**du (g)ottesz muter zuchtigk**
**dw pyt dasz heyll dasz — — —**

Das Uebrige fehlt mit den folgenden Blättern.

v. d. Hagen.

Digitized by Google

# XI.

# Die Deutſchen Bücher auf der Vatikaniſchen Bibliothek in Rom[1]).

Auf der Vatikaniſchen Bibliothek werden einige hundert Deutſche Handſchriften meiſt poetiſchen Inhalts, und über 2000 Deutſchgedruckte und auch in Deutſchland gebundene Bücher aufbewahrt[2]). Alle dieſe Fremdlinge ruhen hier ſeit dem 17ten Jahrhundert, als Herzog Maximilian von Bayern, nach der Plünderung der Stadt Heidelberg durch Tilly im September 1622 dieſe und ſo viele koſtbare Griechiſche und Lateiniſche Handſchriften der dortigen Pfalzgräflichen Bibliothek als Siegesdenkmal und Beſtechungsmittel dem Pabſt Gregor XV verehrte, der ſie, auf mehr als 100 Maulthiere geladen, unter der Anführung des bekannten Leo Allatius, über die Alpen wie in einem Triumphzuge nach Rom führen ließ. Außer dieſen ſind weiter keine Deutſche Bücher in die Vatikaniſche Sammlung gekommen[3]).

---

[1]) Aus dem unſerer Geſellſchaft verehrten handſchriftlichen Nachlaſſe des im Jahre 1837 verſtorbenen Staatsraths Uhden, der früher Preußiſcher Geſchäftsträger in Rom war, und vornämlich den Dante zum Gegenſtande ſeiner Studien machte. Er hat den wichtigſten Theil der leider noch immer im Vatikan gefangen liegenden Altdeutſchen Bücher umſtändlich beſchrieben, wie fernere Mittheilungen hier zeigen werden. H.

[2]) S. Bibliotheca historiae litterariae selecta, olim titulo Introductionis in notitiam rei litterariae et usum Bibliothecarum insignita, cujus primas lineas duxit B. G. Struvius – post – opus ita formavit, ut fere novum dici queat, Joh. Frider. Jugler. Jenae 1754. 8. pag. 180 sq. Dan. Parei historia Bavarico-Palatina. Francof. ad Moenum. 1717. 4. pag. 363. (pag. 455 456 edit. antiquioris. 8.)

[3]) De fatis Bibliothecae olim Heidelbergensis vide: Hirsching, Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands nach alphabetischer Ordnung der Städte. Erlangen 1788. Bd. 1, S. 147 fg. et ibidem citati

*a.* Catalogus Codic. Mss. Bibliothecae Vaticanae Aut. Assemanni.

*b.* Wundt de celeberrima quondam Bibliotheca Heidelbergensi. 4. (programma) 1776.

Von den Deutſchen Handſchriften hat der päpſtliche Collegienrath Herr Friedr. *Adelung* bei ſeinem Aufenthalte in Rom einige, wenn gleich unvollſtändige, doch dankenswerthe Nachrichten geſammelt, und ſolche im Jahre 1796 durch den Druck bekannt gemacht. Außer einigen ſchätzbaren, doch nicht ſehr alten Handſchriften des Heldenbuchs, der *Nibelungen*, des Parcivals, ſind mehrere Bände angefüllt mit Gedichten ſpäterer Meiſterſänger, und gereimten Satyren aus der Zeit der Gährung des verdorbenen Katholicismus und der Abſonderung der proteſtantiſchen Kirchengeſellſchaften. Sicher, wovon ich ſelbſt mich überzeugt habe, iſt unter dieſen Handſchriften nicht jene berühmte Sammlung alter Deutſcher Minneſinger [1]) verborgen, die Karl der Große veranſtaltete, und die man in den verſchloſſenen Schreinen der Vatikaniſchen Bibliothek, nach mehr als einer Anzeige Deutſcher Litteratoren, vermuthete.

Die gedruckten Deutſchen Bücher der ehemaligen Heidelbergſchen Bibliothek lagen, wer weiß wie viele Jahre, übereinander gehäuft, ohne Ordnung in einigen Schränken eng zuſammengedrängt, als mich mein Freund, der erſte Cuſtos der Vatikaniſchen Bibliothek, der Prälat Marini, veranlaßte, ſie durchzuſehn und ſo viel es der Raum zuließ, zu ordnen. Man hatte ſich nie um Werke bekümmert, deren Sprache noch jetzt den Römiſchen Gelehrten völlig unbekannt iſt. Ein beſſeres Schickſal ſchien ihnen zu werden, als der Protector unſers nie genug zu rühmenden Landsmanns, Cardinal Alexander Albani, den Deutſchen *Winkelmann* als beſoldeten Scrittore [2]) der Vatikaniſchen Bibliothek anſtellte, mit der ausdrücklichen Anweiſung, die Deutſchen Bücher der ehemaligen Heidelberger Sammlung zu ordnen, und ein Verzeichnis davon zu verfertigen. Daß der thätige Alterthumsforſcher dieſer Aufgabe nimmer ſich unterzogen hat, wird niemand befremden, der Winkelmanns Arbeiten auf einem vor ihm ſo wüſten, durch ihn doch hin und wieder gebahnten Felde einzuſehen und zu ſchätzen verſteht.

Früher als Winkelmann, iſt vermuthlich von irgend einem unwiſſenden Deutſchen Mönche das Verzeichnis dieſer Bücher gemacht worden, welches noch vorhanden iſt. Es beſteht in einem großen Quartbande, in welchem auf den einzelnen Blättern Zettelchen mit

---

1) Heldenlieder. Vergl. *Bragur* VI, 2, 245 ff. — Wegen der *Nibelungen* vgl. Germania II, 67. H.

2) Perſonale der Bibliothek: Scrittori. Scoppatori 2. Cand. bibliothec. 2 Custodi.

den ins Lateiniſche, mitunter auch unrichtig überſetzten Titeln der Bücher aufgeklebt, und dieſe nach dem Format verzeichnet ſtehen. Obgleich in dieſem Katalog die Bücher numerirt ſind, ſo ſtimmen doch häufig mit dieſen Nummern die an den Rücken der Bücher angeklebten, oder auf Papierſchnitzen geſchrieben in den Büchern liegenden, nicht überein; theils ſind ſie von dieſen abgelöſt, theils herausgefallen. Auch ſind die Bände der Bücher, die harten ſehr künſtlichen ſchweinsledernen ausgenommen, hin und wieder ſehr beſchädigt, und auf den vielen Einbänden von rothem und violettem Sammet und Atlas ſind noch die Spuren der koſtbaren Treſſen ſichtbar, welche vielleicht ſchon von Tillys Soldaten, die, wie gleichzeitige Schriftſteller verſichern, auch in die Pfalzgräfliche Bibliothek plündernd eindrangen, gewaltſam abgeriſſen worden.

Unter den Deutſchen Büchern ſind, wie man in einer Bibliothek vermuthen kann, die von der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an, ununterbrochen und immer mit wachſendem Eifer von den vortrefflichen Regenten des Pfalzbayerſchen Hauſes mit Handſchriften und Büchern aller Art bereichert wurde, ſehr viele Merkwürdigkeiten. Die Exemplare ſind alle von vorzüglicher Schönheit, die Holzſchnitte, wo dergleichen vorkommen, gewöhnlich recht zierlich ausgemalt. Die Bände, großentheils von Schweinsleder, künſtlich bedeckt mit allerhand Porträten, ſymboliſchen Figuren, Denkſprüchen, auch einige mit dem Wappen des Churfürſten Ludwig, ſeiner Gemahlin Eliſabeth, des Pfalzgrafen Ottheinrich, welche zum Theil mit Farben ausgemahlt ſind; die Jahreszahl des Einbandes iſt darauf bemerkt, und durch die dabei gedruckten, gewöhnlich ſchwarz gefärbten großen einzelnen Buchſtaben ſcheint ſich der Buchbinder, wie noch heut zu Tage die Meiſter dieſer Kunſt doch mit ihrem ganzen Namen zu thun pflegen, beſcheiden angezeigt zu haben.

Incunabeln, das heißt ſolche Werke, die mit Holztafeln, welche ganze Seiten Schrift eingeſchnitten enthalten, gedruckt ſind, und die dem Drucke mit beweglichen Typen vorausgingen, fehlen ganz in dieſer Heidelberger Sammlung. Solcher Mangel ſcheint hier unglaublich, und wahrſcheinlich enthielt auch die Pfalzgräfliche Bibliothek eine vollſtändige Sammlung dieſer ſeltenen Merkwürdigkeiten, die hernach, vermuthlich erſt zu Rom, verſchleppt worden ſind [1]).

[1]) Der Verf. hat ſie nur überſehen, weil ſie unter den Handſchriften ſtanden; wie ſie noch das Verzeichnis bei Wilken zeigt. H.

Denn nicht ohne Grund wird vermuthet, daß mehrere von denſelben in die Privatbibliothek des vorigen Pabſtes Pius VI gekommen ſind, der mit einer eifrigen Liebhaberei alte Drucke ſammelte, und dem von Manchen, die ſich bei ihm beliebt machen und von ihm gewinnen wollten, heimlich entwendete Schätze der öffentlichen Bibliothek, als Beiträge zu ſeiner überaus vortrefflichen Privatſammlung dieſer Art zugebracht wurden. Nur eins dieſer Incunabeln, und zwar eins der ſeltenſten und merkwürdigſten, vermuthlich aus der Heidelbergſchen Bibliothek, wird hier aufbewahrt; es iſt die Apokalypſe, ein Werk in klein Folio, welches aus 48 Holzſchnitten mit dabei geſtochenen Lateiniſchen Inſchriften beſteht. Nach den Merkmalen, die der genaue Herr von Heinicken von den 5 verſchiedenen Ausgaben dieſes Werkes angiebt, iſt dies ein Exemplar der zweiten Ausgabe deſſelben, und zwar ein vollſtändiges, wie nur eins zu Paris in der ehemaligen La Valliereſchen, jetzt öffentlichen Bibliothek, und eins zu Harlem (doch letzteres mit abgenutzten Platten gedruckt), bekannt iſt. Die hieſige (Berliner) Königliche Bibliothek beſitzt gleichfalls ein aber mangelhaftes Exemplar dieſer 2ten Ausgabe der Apokalypſe. Die Holzſchnitte des Exemplares der Vatikaniſchen Bibliothek ſind illuminirt, die Abdrücke kräftig, das Papier iſt ſtark, ein wenig bräunlich geworden, und nur im Anfang ſind einige Blätter an den Ecken mit neuem Papier ausgebeſſert. Auf der Hinterſeite der erſten Tafel iſt in Deutſcher Sprache mit halbgothiſchen Buchſtaben, und noch ziemlich ſchwarzer Dinte, die Legende des Heil. Johannes geſchrieben; oben ſteht **Legende von S. Johannes des Evangelisten. Item nota: Es ist zu mercken dafs die Figur des Buchs saind von Sanct Joh. des evangelisten Leben zu dem ersten wie er geprediget hab und darnach, wie er getaufft hab und da sachnd im die Haiden auff und verclagten in gen den richter** u. ſ. w. Aehnliche Deutſche Erklärungen ſind auf den weißen Rückſeiten der Holzſchnitte, beigeſchrieben, bis zur Tafel **O**, wo ſie aufhören. Auf einigen Blättern ſtehen auch am Rande der Holzſchnitte ſelbſt einige Anmerkungen, theils in Deutſcher, theils in Lateiniſcher Sprache, ſo wie auch in letzterer Sprache auf der Rückſeite einiger Tafeln gleichfalls Bemerkungen hinzugeſchrieben ſind. Alle beziehen ſich auf die Vorſtellungen und Figuren der Holzſchnitte.

Von Werken, die mit beweglichen Typen noch vor dem

Digitized by Google

Jahre 1500 gedruckt ſind, habe ich in der Heidelberger Bibliothek 17 vorgefunden. Es ſind unter dieſen einige Ausgaben, die ſelbſt Denis und Panzer nicht gekannt haben. Zu unſerer heutigen Unterhaltung will ich davon nur Eins herausheben, deſſen Inhalt, außer der Seltenheit des Werkes ſelbſt, in mehreren Rückſichten intereſſant iſt. Es iſt „das pûch der peyn der ſelen und von den freuden der erwelten, vnd iſt zu latein genamt visio Tundali zu teutſch die geſicht Tundali“[1]). Die Ausgabe die ich vor mir hatte, iſt zuſammengedruckt, im Jahr 1476, vermuthlich zu Augsburg (wie Panzer in ſeinen Annalen der ältern Deutſchen Literatur bemerkt) mit dem „Buch das der heylig vater und Bapſt ſanctus Gregorius ſelbs gemacht hat vnd von den Heyligen die bey ſeinen Zeyten vnd davor geweſen ſind in welſchen Landen vnd von iren Wunderzeychen vnd ſind gar vil ſchôner exempel vnd heiſſet das Buch in latein liber dyalogorum das iſt zu teûtſch ſo vil als das Buch der Zweyer red mit einander“, mit einigen andern Tractaten, als den Geſichten des Biſchofs Forſen, einer Wundergeſchichte in Sicilien, der Kunſt des Sterbens, und einem Auszug aus dem Tractat quatuor novissimorum, der vier letzten Dinge.

Dieſe Schrift enthält auf 22 Blättern die Bekehrungsgeſchichte eines Irländiſchen Edelmanns, mit Namen Tundalus. Einſt zu Tiſch ſitzend mit einem ſeiner Freunde, erbleichte er jählings, fiel nieder mit allen Zeichen des Todes, und erwachte erſt am dritten Tage. Da erzählte er, wie ſeine Seele, ſitzend auf ihrem Leichnam, ungewiß geweſen, wohin ſie ſich wenden ſolle. Es nahen ſich Legionen böſer Geiſter zu ihr und verſpotten ſie; dann ſchickt Gott ſeinen Engel. Dieſer heißt die Seele ihm folgen. Er ſieht mit dem Engel folgende Szenen, die in Abſchnitten erzählt werden, deren Rubriken ich hier mittheile:

C Hie würt Tundalo gezeygt die pein der manſchlechtigẽ vñ der dieb.

C Die pein der Geiczigen. Hier müſſen ſie durch den Rachen des ungeheuren Thiers Acheron, in deſſen Maul die beiden Rieſen Bergoſius und Tonallus ſtehen wie 2 Säulen.

C die pein der dieb vñ rauber.

C Von der Herberg Phriſini.

[1]) Vgl. über dieſe Dichtung und ihre mannigfaltigen Bearbeitungen Muſ. für Altd. Litt. I, 561 u. Leben der Minneſinger S. 386. H.

C Von der pein geiſtlicher leut. Dieſe werden von einem großen Thiere verſchlungen, zerkaut, verdaut, wieder von ſich gegeben; ſie werden ſchwanger an allen ihren Gliedern, gebären reißende Thiere durch alle Glieder; ihre Schamtheile werden zu Schlangen.

C von einem weg zů dem Tod. Sie gehen einen ſchmalen dunkeln Weg immer abwärts; kommen zur „ſchmidgaſſē darinn vil ſchmid waren. Da erhorte die ſel eyn groß vngemeſſēs grißgramē vō wainē vñ heůlen. Dieſe Pein heißt volkanus, nach einē mān d' v'derbt vil mēſchē mit ſeiē v'jrrtē ſinnē.“

C Von dem weg zů der helle pein.

C von der pein in der vndern hell.

C Von dem fürſten der vinſternuß. Hier ſieht er den Luciper, der iſt auf einem Roſt angekettet, wird ſelbſt gemartert, martert aber auch alle verdammten Seelen.

C Von einem gemeſſen klaren liecht. Je mehr ſie ſich von der Hölle entfernen, je klärer wird es umher, und aller Geſtank verliert ſich; ſie kommen vor einer hohen Mauer vorbey, vnd endhalb ſahen ſie viel Männer und Frauen, die mit Hunger, Durſt, Wind, Regen und Schnee gepeinigt wurden. Dieſe leiden ſolche pein nur einige (ettlich) Jahre, hernach werden ſie zur Ruhe geführt. Sie werden ſo geſtraft, weil ſie ihre Güter den Armen nicht ſo mitgetheilt haben, als ſie ſollten.

C Von einem frölichē veld vñ von dem prunnen des lebens. Ein Thor geht gegen ſie auf und durch daſſelbe kommen ſie auf ein grůns veld dz ſchmackt ſůſſigklich wol vñ dz ſtůnd vol ſchöner plůmē, vñ wz wunnigklich klar vñ lyecht. Unter den unzähligen Seelen, die ſich hier erfreuen, ſehen ſie auch zwey Könige, **Donatus** und **Cōchorber.**

C Von einē klaren wolgeziertē hauß vnd von dem künig Comarchus.

C von der ſtat vñ glori der eeleut.

C die glori der ſeligen martrer der abprecher zeytlicher gelůſt

C von der glori vnd freud der münch vñ der nunnen.

C von der glori vñ freůd der beſchirmer vnd pauer der goczheůſer.

C von der glori der neůn kör der engel vnd der ſeligen junckfrauen.

Nach dieſem letzten Geſicht erwacht Tundalus, wird communi-
zirt, beſſert ſich.

„Darnach gab er alles ſein gůt armen leůten vñ beſorget ſein leben ſeliglich vnd prediget gotes wort andechtigklich mit groſſer demůtikeyt. aber ſeiner andacht vñ abſtinencz mochtẽ wir nicht nachkomen noch zeuolgen. Darum̃ ſo haben wir nū das geſchriben zů einẽ nucz vñ zů peſſerung dẽ die es leſẽ oder hörren Amen.“

Die hieſige Königl. Bibliothek beſitzt eine Handſchrift dieſer Viſion des Ritters Tundalus unter dem Titel:

**Histori vom Ritter Tundali aufs Irland Geschehen ann. M°. C°. xliiii Im andern Jar Conrades des Römischen Königs da Jerusalem verherget wart. 1144. gar ein uraltes Büchlin.** wozu von anderer, vielleicht ein wenig neuerer Hand hinzugeſchrieben worden: **Hiemit haben die alten lehrer ire frechen junge Leuten von sünden abschreecken wöllen.**

Das Werk iſt auf groben leinen Papier in ſehr kleinem Oktavformat, mit eckigen Deutſchen Buchſtaben, ziemlich ſchwarzer Dinte geſchrieben, und hat 62 Blätter. Es enthält nicht jenes gedruckte Deutſche Werk vollſtändig, ſondern iſt nur ein Auszug deſſelben, und beyde ſind Ueberſetzungen oder Nachahmungen des alten Lateiniſchen Originals, welches Panzer in ſeinen Annalen der ältern Deutſchen Literatur (S. 212) beſchreibt, mit dem Titel: **Incipit libellus de raptu Tūdali et eius visione tractans de penis inferni et gaudiis Paradisi;** gedruckt mit beweglichen Typen, mit Holzſchnitten verziert, doch ohne Bemerkung des Druckorts und der Jahreszahl. Panzer giebt aus ſeinem Werke das Jahr der Viſion des Tundalus 1149 an; das Berliner Manuſcript ſetzt ſie an drei verſchiedenen Stellen in das Jahr 1144. Doch ſind die beiden übrigen, hier als ſynchroniſtiſch angeführten Begebenheiten unrichtig; denn das Jahr 1144 iſt nicht das 2te Jahr Konrads, der ſchon im Jahre 1138 zum Kaiſer gekrönt wurde, und nicht Jeruſalem, wohl aber Edeſſa, wurde in dem angezeigten Jahre von den Türken unter der Anführung des Zengi eingenommen, geplündert und viele Chriſten mit ihrem Biſchof Hugo grauſam ermordet.

Indeſſen fällt doch nach beiden Angaben die Viſion in die erſte Hälfte des 12ten Jahrhunderts, und, welches merkwürdig iſt, um einige Jahre ſpäter, als eine ſehr berühmte ähnliche Entzückung eines jungen Benediktiner-Mönchs in dem berühmten Kloſter zu

Monte Caſſino im Königreiche Neapel. Dieſer hieß Albericus, ward in ſeinem 9ten Jahre tödtlich krank, blieb 9 Tage hindurch ohne alle Zeichen des Lebens, und ward in dieſer Zeit entrückt, daß es ihn dünkte, er werde von einer Taube emporgehoben und vom Heiligen Petrus und 2 Engeln durch die Qualen der Hölle, die Peinigung des Fegefeuers, und von dem H. Petrus dann durch die Freuden des Paradieſes geführt. Dieſe Viſion ward von dem bekannten **Petrus diaconus**, dem Mitbruder des Albericus, im Kloſter in Lateiniſcher Sprache ausführlich beſchrieben, in allen Gegenden Europas verbreitet, und gab den älteren Italieniſchen Malern Stoff zu ihren Vorſtellungen der Hölle, wie auch, welches beinahe außer Zweifel geſetzt iſt, dem mit erſtaunenswerther Kraft der Kenntnis und der Dichtung ausgerüſteten Dante zu ſeinem ewigen Gedicht der **divina Commedia** oder göttlichen Darſtellungen. Ob die Viſion des Irländiſchen Ritters nur eine Nachahmung des Neapolitaniſchen Benediktiners ſei, kann erſt nach genauer Durchſicht der Lateiniſchen Urſchrift der erſtern, die ich noch nicht geſehen habe, näher beſtimmt werden; ſo wie auch die Frage, in wiefern beide Viſionen nicht obenhin zu verlachen ſind, ſondern als nothwendig lautgewordene, gern gehörte Anklänge der Stimmung reizbarer Gemüther in jenen Zeiten politiſcher und moraliſcher verderblicher Unruhen, erſcheinen müſſen, einer weitern Erörterung wohl werth ſein dürfte.

**Uhden.**

Digitized by Google

## XII.

# Tägliches Ordensgebet
## der Geſellſchaft Unſerer Lieben Frauen
## auf dem Berge zu Brandenburg.

Aus der Stiftungsurkunde dieſer Geſellſchaft vom Churfürſten Friedrich II. v. Jahre 1443.

---

Muder aller ſelicheit,
Dy louet dy Chriſtenheit
Byplicht to allen ſtunden!
Doch in vorder Innicheit
To dines Loues Werdicheit
Hebbe ick my verbunden.

Ane ſorge ick nichten byn
Dat Herte, mód vnde ſyn
Gar ſeyne dat bedenken.
Wu, wen, vnde to welker ſtund
Dancken Wercke vnde Mund
Dy an deine Loue Krencken.

Reyne Juncfrow ſo is nód
Dat dyne gude oue rich Gnad
My ſulke Gnade geue
Dat myt Ruwe Bicht vnd But,
Ik Premtze myns ſelues mut
Vnde ſo In Hulden Leue

Inſunderheit bidde ick dy,
Gyff ſulke Genade my,
Dat ik in minen jaren



Digitized by Google

Jn rechten Edelen ſtad
Ane Schande vnde Miſſedat
Mit eren möge varen.

An der letzten Stunde myn
Wan ick lide ſmert vnde pyn
Vnde van hir vorſcheide,
Do my denn Maria Troſt
Dat ick ſelich, gantz verloſt
Vare hen in dyn Geleide.
Amen.

Ueber dies Gebet heißt es in der churfürſtlichen Stiftungsurkunde des Ordens der Kettenträger oder Marianenbrüder vom oben gedachten Jahre:

„Wy hebben vorder geordent, dat eyn Jöwelk in der Selſchapp, ſchall alle dage to Eren, vnde Werdicheit der Juncfrowen Marien, ſpreken vnde beden dat nye Gebeth, dat to der Selſchapp gemaket is, dat anheuet „Muder aller ſelicheit" odder offt hy des nicht Konde, ſo ſchal hy beden ſouen **Pater noster** vnde ſouen **ave Maria**, mochte odder Konde hy diſſe Gebeth nicht, ſo ſchal hy welkes dages hy der Gebet neyn dede, geuen armen luden ſouen penninge, vnde welkerleyn hy eyn dot vnde wu vake So verdinet hy Virtich dage Ufflates, dy dy Erwerdige Jn God Vader, Er Stephan Biſchopp to Brandeborch dar to gegeuen vnde beſtediget hefft."

**A. F. Riedel.**

Digitized by Google

## XIII.

### Einleitung zu den

## „Statuta vndt Wilkör der Stadt Wilßnack,

**ſo den Burgern hieſelbſt furgehalten vndt von Ihnen ſamptlich vndt ſonderlichen allerſeits bewilligt, auch mit ihrem hernach folgenden eide becrefftigett. Dinſtags post Misericord. domini 1589.**

Wenn man In einer Schulen fein
Gleichwohl bericht die Kinderlein
Vndt doch dabey nichtt Birkenſafft
gebraucht, ſo wirdt kein Nutz geſchafft.
Alß wen auff die Leges nichtt
Ein execution geſchichtt,
So wirken ſie an Ehr vndt zuchtt
Beim Pöſel gar geringe fruchtt.
Den, wie ein glock, der zu einer friſt
Der Klöppel außgefallen iſt,
Ob man ſie gleich In hohem Thurm
beweget, macht gar keinen ſturm.
Alß han die Statuten auch
Kein ſonder anſehn, Nutz noch brauch,
Wen nicht auf Ihr vorbrechung baldt
Wirdt die geſatzte ſtraff geſtalt.
Darumb Ihr Herſchafft lobens voll
Beſchrenckt Ja ewre Leges wol.
Vndt laſt ſie nicht mit warem ſchein
Ein Spinneweb vergleichen ſein

In welchem nur die kleinen fligu,
gefangen vndt gefreſſen ligu,
Die groſſen aber das zu reiſſn,
Vndt on gefahr hindurcher ſchmeiſſn.
Sondern haltt feſt (: wie itzt geſagtt:)
Ob den Statuten vnuerzagtt
Vndt ſtrafft ohn all erbarmung friſch
All ärgerliche böſe Fiſch;
Wie Ihr ſie fangt In ewren Teich,
Gott geb, ſie ſeindt Arm oder Reich
Vndt mugen haben nach dem Standt,
Ein Seiden oder leingewandt.
Alß werdet Ihr mitt ſolchen Dingn
Dem Volck ein furcht Ins Hertze bringn
Vndt ſchaffen, das ein Jederman
Sich wirdt befleiſſen rechter Ban.
Wo aber Ihr werd ſeiner ſtraſſn
Ein reiffen Buben lauffen laſſn,
Vndt für ſein wolverwircktes blutt
Furbitt annemen oder Gutt.
So werdet Ihr (: ohn alles lachn:)
Euch, ſeiner Sundt theilhafftig machn,
Vndt andern auch alſo zu lebn
Ein Vrſach vndt erleubnus gebn.
Derwegen ſtrafft Ja in der zeitt
Doch vbet auch Barmhertzigkeitt.
In fellen, die nach ihrer maß
Auß lieb vndt Rechtt, erfordern daß.
Den das **Summum jus**, das wiſt Ihr wol
Iſt allerley Gebrechen voll,
Vndt thutt, mitt ſeiner Rechtsgeſtalt,
Gar manchem Menſchen groß gewald.
Alß es dan manchen Herren krencktt,
Wen er bisweilen dran gedencktt,
Daß er im Rechtt für weinig Jahrn
Sey etwas altzu ſchnell gefahrn.
Den Menſchen blut, iſt thewre wahr
Für Gottes angeſichte Klar,

Welchs im Gewiſſen Klebet feſt,
Vndt ſich mitt Gelt nicht ſönen leſt.
Darumb bedechtig procedirt,
Alſs weiſer Herſchafft wol gebürt,
Vndt meidet eigne Rach mitt fleiſs,
Auff das euch nichtt der Rewel beiſs.[1])

[1]) Iſt nicht etwa in Tewel (Teufel; Tebel im Schelmufſki) zu verändern, obgleich es darauf hinausläuft. **Reuel** und **Reuling** iſt nämlich alte perſönliche Vorſtellung der **Reue** und Strafe. Vgl. in Friſchs Wörterbuch: **Reuwel-Stoſs**, aus Brants Narrenſchiff; und „ſie müſſen ſich umſonſt den **Reuling beiſſen** laſſen, aus Luthers Büchlein von Aufrichtung der Schulen, und Agricola's Sprichwörtern.

H.

**A. F. Riedel.**

Digitized by Google

# XIV.

## Über Joachim Arentſees Komödie des geiſtlichen Maleſizrechtes.

(Vorgeleſen am 10ten November 1838.)

Der Herr Dr. Neumann zu Greifenberg in der Ukermark hat die Güte gehabt, uns die Handſchrift eines bisher ungedruckten Gedichtes und unbekannten Dichters aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts zu überſenden. Das Gedicht entwickelt mit voller Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand nach Lutheriſchem Lehrbegriff in der Form eines Schauſpiels den Weg, auf welchem allein der Menſch zur Seligkeit gelange. Ich erfülle jetzt den ehrenvollen Auftrag, die geehrte Geſellſchaft mit dieſem Buche bekannt zu machen.

Der Titel, theils mit ſchwarzer, theils mit rother Tinte geſchrieben (zwei Buchſtaben haben auch goldfarbene Striche) heißt:

„Comoedia
des Geiſtlichenn Malafitzrechtenn, wie in der perſon Adams das gantze menſchliche geſchlecht fur Recht geſtalt, angeclagt, gehört vnnd mit Vrteil vnnd Recht zum Ewigenn tod verdampt, Aber widerumb durch Furbit erlöſet gerecht vnnd Selig wird. Allenn armen Sundernn zu troſt, Daraus die groſſe liebe vnnd Barmhertzigkheit Gottes zu erkennenn.

Joachim Arentsehe.

Der Heilgenſchrifft Inhalt vnnd Kern,
Iſt das man Chriſtum kennen lern
von Chriſto lernt man widerum
wie man hinnauff gegn Himel kum,

Digitized by Google

Dis kleine Buchlein lehret das
Da findeſtu die rechte ſtraß,
Wie Sie Chriſtus offenbart hat,
Dem ſage danck fur ſeine gnadt."

Auf der Kehrſeite des Titelblattes ſteht: „1 Timot: 2. Es iſt nur Ein Mitler."

Auf das Titelblatt folgt eine neun Seiten lange Zueignung: „Der durchlauchtigſten Hochgebornen Furſtinnen vnd Frawen Fraw Catharina gebornen vnnd Marggreffinnen zu Brandenburg In Preuſſen zu Stettin Pommern der Caſſubē Wenden vnd in Schleſienn, zu Croſſen Hertzoginnen, Burggreffinnen zu Nurmbergk vnd Furſtinnenn zu Ruegenn." Arentſee ſagt hier der Fürſtin, das „**Simbolum Apostolorum**" ſchließe mit den Worten: „Das wir auch glauben ein ewiges Leben." Um dieſes nun lebten, glaubten, duldeten wir Alles. Was aber das ewige Leben ſei, das erkläre der Erlöſer ſelbſt Joh. 17: „Nemlich den Vater, das ehr warer Got ſei, vnnd den ehr geſand hat, Iheſum Chriſtum recht erkennen." Die Erkenntniß Chriſti ſei aber zweierlei, entweder nach der Vernunft äußerlich als eines frommen Mannes, der Jedem Gutes thut, welche Erkenntniß Nichts zur Seligkeit helfe; oder man kenne ihn durch Offenbarung, die vom Himmel allein gegeben werde, nach ſeinem göttlichen Weſen, „als einen Gnadenſtull, Furbitter, Mitler vnd Seligmacher." Und „dieſe ſelige lehre vnd aller hochſte weißheit iſt die himliſche Leitter, darauf God mit allen Schetzenn herunter zu vns kumpt, vnd wir widerumb zu Ihme." „Alle Menſchen die von anfang ſelig ſind wordenn, habens allein erlangt durch dieſſen Chriſtum." Als Wahrzeichen deſſen und mit Beziehung auf Offenbarung 13, 8 („Das Lamb Gottes iſt erwurget von anfang der weld") erklärt er, daß Adam und Eva mit Lammfellen bekleidet worden, ſo wie auch Gott, der überhaupt gern äußerliche Zeichen und Merkmale ſeiner Führung zur Seligkeit gebe, deßhalb ein Wort geſprochen und ein Zeichen gegeben. Das Wort ſei: „Des weibes ſamen ſol der Schlangen den Kopff zurtretten," und das Zeichen ſei das Opfer. Dies Wort und dies Zeichen ſeien „Adams Euangelium geweſen biß auff Noha vnnd Abraham." Für Noah ſeien Wort und Zeichen geweſen, daß Gott ihn habe wollen im Kaſten erhalten, und der Regenbogen. Dann fährt Arentſee fort, die „Sindtflut" ſei Noahs, die Beſchneidung

Abrahams Taufe geweſen. Ohne Blut habe ſich Gott nicht wollen verſöhnen laſſen, daher die Beſprengung der Thüren und Pfoſten mit Lammsblut, als der Würgengel durch Ägypten gezogen. Alle gläubigen Juden, die Chriſten waren, ſeien nur mit eitel Blut umgegangen, hätten aber der gnädigen Verheißung Gottes geglaubt, daß er ihnen durch Chriſtum die Sünde vergeben werde. Und dieſe äußerlichen Zeichen ſeien bei der Kirche Gottes geblieben bis auf Chriſtum, den verheißenen, den ſie vorbedeutet hätten, und der ſich ſelbſt aufgeopfert „vnnd als ein vnſchuldigs Lemblein mit Vergiſſung ſeines bluts das werck der Erlöſung, wie ihme ſein Vater befolenn verrichtet, da hörenn nu die alten Ceremonien auff, dann Chriſtus war des Geſetzes ende.“ Chriſtus ſetzt nun ein „ein herlich neu Teſtament, darinne man nicht mehr Schlachtenn vnnd wurgenn, Sondern nu eſſenn vnnd trinckenn vnd frolich ſein ſollt, gibt ſeinen waren Leib zur ſpeiſe vnd ſein wares blut zum trancke, mit feſter vnnd gewiſſer zuſage wehr gleubet vnnd getaufft wird, das der ſoll ſelig werdenn.“ Hierauf läßt der Erlöſer ſich ſelbſt taufen, wobei der Himmel ſich öffnet, der heilige Geiſt herabfährt und Gott Vater befiehlt, ſeinen lieben Sohn anzunehmen und zu hören, an dem er Wohlgefallen habe. Daher iſt ſtatt der alten Ceremonien nun Chriſtum hören, der höchſte Gottesdienſt, ohne welchen kein Menſch Gott gefällt; und ſo iſt eben dieſes auch allein das göttliche, ewige und allmächtige Wort, „welches fur God ſo edel, teur vnd werd iſt, das es in ſeines Sohns blut geſtandenn, vnnd ſo treffentliche hohe dinge von vergebung der Sunde vnnd Gottes ewigen gnade vnnd Barmhertzigheit allen die es mit gleubigenn hertzenn annehmen verkundigt, das es nicht zu ſchreibenn, vnnd außzureden, God auch nummermehr dafur gnugſſam kann gelobet vnnd gedanckt werden.“ Dies Wort nun werde „in dieſſem Buchlein auff ein ſonderliche faſt bewegliche durchdringende weiſe gehandelt vmb der rohen Jugent auch alter verſtockter Leut willenn.“ Ihnen zum Schrecken und Troſt ſei es „in dieſe form des Rechtenn geordenet.“ Sie müßten, wenn es „agirt“ werde, nothwendig frommer werden, und die ſelig machende Lehre von der Rechtfertigung begreifen. Es ſei hierin der Inhalt faſt der ganzen heiligen Schrift kurz verfaßt, und da die Fürſtin dieſe Lehre von Jugend auf geliebt, ſo hoffe er, ſie werde das Buch „zum Frolichen Neuen Jars geſchenck“ annehmen, worauf er ſich ihrer Gnade empfiehlt, für ſie

Digitized by Google

ſelbſt aber, ihren Gemahl, „Jungen herrenn vnnd Freulein" den göttlichen Schutz erfleht. Die Zueignung iſt geſchrieben Halberſtadt 16 November 1587.

Es folgen nun auf zweien Seiten die „Perſonenn dieſer Comoedj," und zwar ſo, daß gegen einander über links die Namen derer ſtehen, welche als die Spieler gedacht werden, und rechts die Rollen, alſo entgegengeſetzt als auf unſeren Schauſpielzetteln. Da aber, wie ſich aus dem Stück ſelbſt ergeben wird, jene angeblichen Spieler nur wegen ihrer Eigenſchaften zu ihrer Rolle gekommen ſind (es ſind ja ſogar Eigenſchaften zu Schauſpielern erhoben), ſo werden in ihm häufig die Spieler ſelbſt ſtatt ihrer Rollen genannt. Wir finden daher auch, daß zum Adam des Stückes dem Sinnbilde der Menſchheit von Adam dem erſten Menſchen bald als von einer fremden bald auch als von derſelben Perſon geſprochen wird.

Folgendes ſind nun die Perſonen und Rollen: Zuerſt Prologus; dieſem folgen: „Godt der Vater der Oberſte, Godt der Sohn Hauptman, Godt der Heiliggeiſt des Beclagten Aduocat oder Patron, der Engell Trumſchleger, die Apoſtel Hauptmans Trabanten **Mutae personae**, Moyſes Schultheis, Adam der Beclagte, Wahrheitt Gewiſſenn Zeugenn, Geſetz Profoß, Sunde Todt Stöckenknechte, Teuffel Scharffrichter." Nach dieſen folgen, ebenfalls einzeln aufgeführt, die Patriarchen, die ſechzehn Propheten, S. Paulus und die Evangeliſten als „Beiſitzer im Rechten."

Dem Perſonenverzeichniß folgt auf 206 Seiten die Komödie ſelbſt. Sie wird eröffnet durch den Prologus, welcher erzählt:

„Was die Summa vnd Inhalt ſey
dieſſer gegenwertign Comedy."

Er kündigt ſie dann an (freilich ohne dieſen Ausdruck zu gebrauchen) als eine zuſammenhängende Allegorie, nämlich als Vorſtellung eines Kriegsrechts über die ganze ſündige Menſchheit, welche in Adam vorgeſtellt ſei.

„In Adam wird Menſchlich geſchlecht
alhie geſtelt furs Malſitz recht,"

weil er den Artikelbrief, d. h. die zehn Gebote nicht gehalten. Darauf fährt der Prolog in ſeiner Allegorie fort, und verwebt in dieſe die bekannte Stelle Epheſer 6, 13 bis 17. Er ſagt, das Buch der Lebendigen ſei das Muſterregiſter derer,

Digitized by Google

„die ſich Chriſto haben ergebn
bey Jhm zu ſterben vnd zu leben.“

Gottes Wort ſei die Beſtallung, auf die wir der heiligen Dreifaltigkeit in der Taufe geſchworen, das Siegel ſei das Sacrament des Altars, das Feldzeichen Chriſti Blut, die Loſung oder Feldgeſchrei die Glaubensartikel, das „Paſbort“ die Beichte und Abſolution, der Kriegesſchauplatz das zeitliche Leben, der Hauptmann Jeſus Chriſt, der Feind der Fürſt dieſer Welt, ſeine Genoſſen die gottloſe Welt und unſer Fleiſch. Umgürtet ſollen wir ſein mit dem Harniſch Gottes, mit der Wahrheit und Gerechtigkeit, und an den Füßen geſtiefelt mit dem Frieden des Evangeliums. Wir ſollen tragen den Schild des Glaubens, den Helm des Heils, das Schwert des Gebetes. Dennoch würden wir in Gefahr ſein, wenn nicht der heilige Geiſt unſer Patron und Advocat wäre, und wenn nicht Chriſtus unſer Haupt unſer ſich annähme. In Bezug auf dies alles ſchließt dann der Prolog:

„Wie ihr all werdet horen nu'
darumb ſeit ſtill, hört fleiſſig zu.“

In Actus j Scena j (dieſer wie der vierte Act haben nur eine Scene) treten auf Gott der Vater als Oberſter und der Engel als Trommelſchläger. Gott der Vater ſpricht in ununterbrochener langer Rede zuerſt über ſeine Eigenſchaften, und dabei am ausführlichſten über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. Dies aber könnten nur die Gläubigen verſtehen, menſchliche Vernunft und Weisheit ſei in göttlichen Dingen Thorheit. Und ſo thut Gott die Frage, wie der Menſch die Geſetze begreifen wolle, nach denen ſeine Welt geſchaffen worden, ſich erhalte und entwickle, und webt ungezwungen eine Schilderung derſelben ein, welche an Hiob 38 und Sirach 1 erinnert, ohne jedoch dieſen Bibelſtellen immer nachzuſprechen. Wir heben den Übergang zu dieſer Schilderung und ihren Anfang hier aus, wodurch wir zugleich Gelegenheit haben, eine Probe von der Sprache und Form des Stückes zu geben:

„Sag mir? wo war ich zu der Zeit
ehe himmel vnd Erdt ward bereit?
Sage mir? Wie es damit zuging
das Jch aus nichts macht alle Ding?
Wehr gab mir rath in dieſſen ſachn
Wie Jch ſolt diß vnd Jennes machn?

Digitized by Google

Der Sonnen vnd des Monden ſchein?
Wie viel der Sternen ſolten ſein?
Wie viel man ſand am Meere ſind?
Wie viel tropffen im regen ſind?
Vnd wo doch lufft vnd wind herkumpt!
Vnd wo der wind ſein ruhe nimpt?
Wie der Himmel ſo hoch vnd weit
Vnd ſo koſtlich iſt zubereit,
Vnd ſo ordentlich wird regirt
Das man nicht einen mangel ſpurt
Sonn vnd Mon haben ihren lauff
Sie gehn unter vnd widder auff,
Zu gewiſſer ſtund vnd zeitten
Die Sie nummer vberſchreitten.
Die Sterne thun auch dergleichen
Man ſieht viel wunder vnd zeichen,
Die wolckn ſich hin vnd her bewegn
Im Sommer find ſich Taw vnd Regn
Do es im Winter freurt vnd Schneit
Tag vnd Nacht halten Ire zeit,
Die Erde gruenet alle Jar
Vnd bringet Laub vnd graß heruor,
Der Blumlein farb iſt mancherley
Sie dienen tzu viel Artzeney.
Sag mir? wo her es die farbe nimpt?
Vnd woher Jhme ſein crafft kumpt?
Das eins heilet vnd macht geſundt
Ein anders todtet vnd macht wundt,
Das ein reucht wol, Das ander nit
Ein Jhdes bringt ſein tugent mit
Iſt Jhmand der ſich weiſſe dunckt
Der ſag warann die Erde henckt?
Ehr ſag warauff der Himmel ſteh
Vnd wie es doch domit zugehe,
Das alles waſſer im Meer fließ
Vnd ſich das Meer nicht vbergieß?
Das ſo mancherley angeſicht
Vnd keins dem andern gleichet nicht?

Digitized by Google

Vnter ſo viel Menſchenn vnd Thier
Iſt Ihmand Klug der ſage mir
Wehr mich doch hat Inſtituirt
Wie der Menſch ſolt werden formirt?"

Und nun werden die Eigenſchaften der menſchlichen Glieder und dann die Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes aufgeführt. Von da wendet ſich Gott zum Leben der Menſchen im Paradieſe und dem Sündenfalle, und ſpricht dabei plötzlich von ſich in der Mehrheit, was er bisher nicht gethan. Ob dies eine Wirkung iſt von einer Erinnerung an den Anfang des erſten Buches Moſes, iſt nicht zu entſcheiden, da Moſes nicht an der mit der Stelle unſeres Gedichtes zuſammenfallenden (1 Moſ. 3, 15) ſondern früher (1, 26) den Herrn in der Mehrheit von ſich ſprechen läßt. Es mögen hier einige Verſe aus dieſen Stellen folgen:

„Ich nam ein ripp aus ſeinem Leib
Vnd macht daraus ein ſchenes weib"

. . . . . . . . . . .

„Wir ſetzten Ihn, ins Paradeiß
In ein Garten gepflantzt mit fleiß"

. . . . . . . . . . .

„Ehr fiell in vnſer vngenadt
ward vnterworffn dem ewign Todt"

Zunächſt ſpricht Gott dann von der Menſchen Sündhaftigkeit und fügt hinzu:

„Ich bin ein Eyfferiger Godt
Ich ſtraff der Veter miſſethat,
In das dritte vnd vierte glidt."

Und da die Sünde immer mehr Überhand nehme, ſo wolle er die „ſtraff friſch laſſen gehn," damit die Buben erſchrecken und ſich beſſern. Er fordert deshalb den Engel auf, unter Trommelſchlag Alle zum Malefizrecht zuſammenzurufen, was dieſer auch mit wenigen Worten verrichtet.

Es folgt nun eine **Nota**, worin angegeben wird, in welcher Ordnung die Gerichtsleute auftreten, und ſich theils „in die Bancke" ſetzen, theils aufſtellen. So erſcheinen die heilige Dreifaltigkeit, Moſes, der nachher einen weißen Stab in die Hand nimmt, mit den Geſetzestafeln, ihm zu den Seiten Trabanten, hinter ihm ſämmtliche Beiſitzer; ferner Adam gebunden an Strick und Ketten, hinter

Digitized by Google

ihm als Scharfrichter der Teufel, auf beiden Seiten Adams als Stockknechte Sünde und Tod, die ihn gefaßt halten. Dann folgen der Profoß (das Geſetz) und die Zeugen (Wahrheit und Gewiſſen). Wegen der Ordnung, welche ſie auf der Bühne haben ſollen, wird noch auf ein neben folgendes Gemälde verwieſen, welches aber ausgeſchnitten iſt. Noch iſt ein ſchmaler Streifen des eingeklebten Blattes bemerklich, auf dem es geſtanden.

Es folgt nun Actus 2 Scena j. Der Schultheiß fragt alle Beiſitzer der Reihe nach („Außbeſcheiden der Heiligen Dreyfaltigheit") bei ihrem Eide, ob heute rechte Zeit und Stunde ſei, daß er ſeinen Stab zu Recht führen und mit den Beiſitzern Recht ſprechen könne. Nachdem jeder dies bejaht, läßt er ſie (die heilige Dreyfaltigkeit wieder ausgenommen) auf die vorgeſtellten Artikel zum Rechte ſchwören. Dann „ſpannt er die Gerichtsbank und bannt das Recht," d. h. er weiht das Gericht, daß alle menſchlichen Nebenrückſichten daraus verſchwinden, und jeder nur nach ſeinem Gewiſſen auf die beſchwornen Artikel Recht ſpreche. Die Stelle lautet im Gedichte alſo:

„Nu ſetzenn Sie ſich alle widerumb nidder wie Sie vor geſeſſen ſein vnnd ſpricht der Schultheis weitter alſo

Dieweill Jr all bei eurem Eidt
Vermanet vnd gefraget ſeidt,
Vnd habt zum Rechten geſchworen
Wil ſich nu ferner geburenn
Das Jch die Gerichtsbanck ſpanne
Vnd als Schultheiß das Recht banne.

Der Schultheiß ſchlecht mit ſeinem Stabe fur ſich auff den Tiſch vnnd Sie alle in der Banck (ausgenommen die Heilige Dreifaltigheit) entblöſſen ihre heupter vnd ſpricht der Schultheis weitter

Jch ſpann die Banck zu dieſſer friſt
Vnd verbann was zuwidder iſt
Dem waren Götlichen Rechten
Wegen Gottes des Almechten,
Von dem alle das Recht herfliſt
Vnd alſo ordiniret iſt,
Jch bitt ſein Götlich Maieſtat
Das ehr mir auch verley genadt
Domit ich meinen ſtab vnd gwalt

Digitized by Google

Zu recht mug fueren dergeſtalt,
Was heut alhie fur dieſſem recht
geclagt vnd furbracht werden möcht
Vber die Seel, Leib, Blut vnd fleiſch
Vrteilen wollen vnparteiſch.
Nicht nach gunſt, vmb gab, verwantnis
Gewalt, Reichthumb nach Bekantnis,
Sondern nach dem rechten Inhalt
der Artikel die vns furgeſtalt,
Darauff wir alle groß vnd klein
Dem Hern globt vnd geſchworen ſein.

Es ſol keiner vnter vns allen
Richten vnd ein Vrteil fellen,
Auf eins andern rede vnd wordt
Was einer von dem andern hort,
Sondern ein Jder ſei gefliſſn
Das ehr auf ſein eigen gewiſſn,
Fur ſich ſelbſt recht ſprech vnd vrteil
Wie ehr ſolchs verantworten will,
Wens kumpt fur Gottes angeſicht
Auch ſol keiner mit gewalt nicht
Ins recht reden zu dieſſer zeit
Bei verluſt ſeiner Seligheit."

Hierauf ruft der Schultheiß die Kläger vor. Es treten Geſetz und Zeugen „in die Bancke" dann der Teufel, Sünde und Tod mit dem gebundenen Adam, von welchem unſere Komödie verlangt, er ſolle traurig ausſehen. Nun erhebt in Actus 2 Scena 2 das Geſetz die Anklage: Adam ſei meineidig wider die Artikel, und müſſe als Beleidiger göttlicher Majeſtät mit Leib und Seele den Teufeln in der Hölle übergeben werden. Am Rande iſt bei dieſen letzten Worten bemerkt: „Teuffel lacht." Adam weiſt die Anklage ab, das Geſetz beſpricht ſich leiſe mit Teufel, Sünde und Tod, behauptet dann zum zweiten Mal die Anklage, und beruft ſich dabei auf einen Brief mit großem Siegel, den es hervorzieht, und auf die Zeugen. Adam erklärt ſich wieder unſchuldig der Anklage, und verhofft deshalb „zu Godt, zum Schultſſen vnd dem Gotlichen recht," daß er werde losgeſprochen werden. Der Schultheis beſchließt nun

Digitized by Google

die Artikel des Geſetzes einzeln zu leſen, und für jeden einzelnen die Unterſuchung anzuſtellen. In Actus 2 Scena 3 wird Adam daher auf jeden dieſer Artikel, alſo die zehn Gebote, einzeln verhört. Jedes derſelben wird genau nach der Lutheriſchen Bibel, alſo ohne Vers und Reim gegeben, doch werden das neunte und zehnte zuſammengefaßt. Unmittelbar nach jedem Gebote folgt Luthers Erklärung, wie ſie die Kinder aus dem Katechismus noch heute lernen, doch iſt dieſe wieder in Reime gebracht. Nach Vorleſung jedes einzelnen Gebotes behauptet Adam, er habe dawider nicht geſündigt, wird jedoch durch die darauf folgende Unterſuchung bei den erſten Geboten ſchon ſo eingeſchüchtert, daß er bei den letzten ſeine Unſchuld weniger dreiſt behauptet. Das Geſetz fordert nämlich bei jedem Gebote nach Adams Abweiſung der Schuld, daß die bezüglichen Stellen des erwähnten Briefes verleſen, und die Zeugen vernommen werden. Dieſe ſagen einſtimmig gegen Adam aus, und beſchuldigen ihn aller möglichen Sünden und Laſter, wobei ſie manchen Blick in die Gewohnheiten der Zeit geſtatten. Adam räumt dann jedes Mal die Anklage ein, entſchuldigt ſich aber mit Unwiſſenheit und Verführung, oder damit, daß es alle Welt nicht anders mache; klagt aber am Schluß des Verhöres, daß es ſchlechthin unmöglich für irgend einen Menſchen ſei, ſelig zu werden, und daß ſeine eigenen guten Werke alle vergeblich ſeien, weil ſie nicht aus dem Glauben gekommen. Das Geſetz behauptet nun zum dritten Mal die Anklage, und verlangt Umfrage über die Strafe wegen beleidigter Majeſtät. Adam bittet, es nicht zu genau zu nehmen.

„Soll man ſo gnaw rechnung geben
So kumpt niemand ins ewig Lebn.
Nu ſchuff God nicht den Himel drum
das Genß vnd Enten darin kum,
Sondern hat die Menſchen erwelt
Vnd Ihnen herberg da beſtelt
Dartzu ehr auch mich verſehn hat
Hab ich geſundigt ich bitt gnadt.“

Der Schultheiß verſpricht nur genaues Recht, und gebietet den Partheien unterdeß zurückzutreten. Dieſe entfernen ſich auch von der Gerichtsbank, Adam wird dabei unbarmherzig von ihnen mit fortgezerrt, und ſpricht noch weinend:

Digitized by Google

„Herr Schultheiß lieber Herre mein
wolt mir ein Gnedigr Richter ſein."

In Actus 3 Scena j beklagt Adam ſein Elend, wobei er ſich nicht ſelten ziemlich nahe an Worte der Bibel anlehnt, verflucht nach Hiob 3 den Tag ſeiner Geburt, und fordert die Berge auf, über ihn zu fallen. Als ihn aber Sünde, Tod und Teufel noch mehr ängſtigen, und ihn zur Hölle reißen wollen, ſo ruft er den Schultheiß an, ihm zu helfen. Dieſer erklärt ſich aber unfähig dazu, denn hier könne nur Gott vom Himmel ihm Hülfe bringen. Da ruft in Actus 3 Scena 2 Adam zu Gott dem heiligen Geiſt, er möge kommen, ihm Troſt bringen, ſein Sachwalter ſein, wie Chriſtus verheißen, und ihn heiligen. Der heilige Geiſt antwortet, ohne jedoch Adam unmittelbar anzureden, indem er zuerſt von ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen ſpricht. Dann fordert er Jeſaias und Johannes auf, aus der Bank zu treten, und Adam zu tröſten, wobei er ſelbſt, der heilige Geiſt, ihnen beiſtehen, und dem Adam die Gewißheit der Befreiung von der Klage geben werde. Dem Teufel aber heißt er ſie gebieten, daß er ſich nicht eher an Adam mache, bis das Urtheil über denſelben würde ergangen ſein.

In Actus 3 Scena 3 räth nun Jeſaias dem Adam: dafern ſeine Sünden ihm herzlich leid ſeien, und er ſeine Zuverſicht auf Gottes Barmherzigkeit ſetze, ſo ſolle er ſich an Gottes im Paradieſe gegebenen Verheißung halten (dieſelbe, die Arentſee ſchon in der Zueignung ſo bedeutſam hervorgehoben):

„Des weibs ſamen ſolt dich retten
Vnd der Schlangen Kopff zertretten."

Eine Verheißung, die Gott, auf den Heiland der Welt deutend, auch den Erzvätern und David gegeben, und von der er, Jeſaias ſelbſt, gepredigt (7, 14)

„ein Jungfraw wurd ein Sohn gebern,
Auff den man Achtung haben ſollt
ehr wurd die ſund der gantzen welt,
Auff ſich nehmen, dafur ſterben
Vns widder Gottes Huld erwerbn."

Und dann fährt er fort:

„Dieſſer Heiland iſt vns geborn
Fur Funfftzehn hundert achtzig Jarn
Iſt fur Hieruſalem geſtorbn

hat vns bei Got gnad erworbenn
Den Himel vnnd ewigs leben
Dem ſoltu dich allein ergebn.“

Adam erinnert ſich nun wohl der Weiſſagung vom Meſſias, hat aber nicht gewußt, daß derſelbe ſchon gekommen, und fragt, wo er ihn finde, fürchtet auch, als großer Sünder, nicht vor ihn kommen zu dürfen. Da ſagt nun Johannes, daß der Erlöſer in die Welt gekommen ſei, die Sünder ſelig zu machen, und das Verlorne wieder zu bringen, und führt dies abwechſelnd mit Jeſaias in einer Menge von Bibelſprüchen aus, darunter auch ſolchen, die nicht aus den Schriften der Sprechenden ſelbſt genommen ſind. Dann entwickelt Johannes der Reihe nach die Barmherzigkeit Gottes des Vaters, der durch die Taufe mit dem Menſchen einen Bund gemacht, und um ſeines Sohnes willen, ihm die Sünde vergeben, Gottes des Sohnes, der die Menſchen als Brüder annimmt, und für die Sünde ſeiner Gläubigen am Kreuze genug gethan hat, Gottes des heiligen Geiſtes, der mit ſeiner Kraft der Menſchen Beiſtand ſein will. Adam wird zwar durch dieſe Reden getröſtet, klagt aber doch, daß das Geſetz ihn ruhelos zur Höllenſtrafe verdamme, und fragt, wie er ihm aus den Händen komme. Da antwortet Jeſaias, das Geſetz ſei gegeben, daß ein jeder ſein ſündliches Leben erkenne, doch nicht, daß er verzweifle, wie auch Paulus bei den Galatern (3, 24) ſage, das Geſetz ſei unſer Zuchtmeiſter. Aber das Geſetz, fährt der Prophet fort, könne an ſich nicht zur Seligkeit helfen, da ſeine Wirkungen in uns nicht unſere, ſondern des Zuchtmeiſters Werke ſeien. Daher erhebe ſich Unwille und Feindſchaft gegen das Geſetz und ſomit gegen Gott, der das Geſetz gegeben. Und folglich ſolle der Menſch nicht aus Furcht vor Strafe oder Hoffnung des Lohnes Gutes thun, ſondern aus Luſt zur Gerechtigkeit. Anders müſſe er verdammet und verloren ſein. Adam glaubt aber, daß kein Menſch Gutes thue ohne Furcht vor Strafe, und fragt, was ſonach zu machen ſei. Da erwiedert Jeſaias, das Geſetz wirke, daß die Leute ſich nicht unter einander ſelbſt fräßen, mordeten, raubten, wie dieſes ja vor Zeiten unter den gottloſen Heiden geſchehen ſei, ſondern damit ſie bei einander in Frieden ſich ernährten und mehrten. Darum habe Gott im neuen Teſtamente auch das Geſetz nicht abgeſchafft, obgleich er es nicht zu brauchen begehrt, und die Seinen deſſelben nicht bedürften. Denn nöthig wäre es nur



Digitized by Google

den Schelmen, beſſer werde niemand dadurch, es komme auch keiner dadurch in den Himmel. Um in den Himmel zu kommen, dazu gehöre, daß man ſich an Chriſtum allein halte, und ſeiner ſich tröſte, dabei jedoch ſo viel Gutes thue, als man könne, theils weil Gott es gern habe, theils damit man ſeine Liebe beweiſe. Aber die Werke an ſich könnten nicht in den Himmel bringen, ſonſt wäre Chriſtus unnöthig geſtorben. Zuletzt verweiſt Johannes über alles Geſagte auf das Evangelium.

„Darinnen muſtu ſtudirenn
vnd dich darnach reguliren,
Darinnen ſteckt Gottes Weißheit
vnd der recht weg zur ſeligheit."

Dies Evangelium, welches der einige Gottesſohn aus des Vaters Schoße gebracht, ſei eine tröſtliche Offenbarung der göttlichen Liebe, indem es zeige, daß Gott ſeinen Sohn erwürgen ließ, damit uns alle Sünde vergeben ſei. Von dieſem Sohne wird nun geſagt, daß er, ſelbſt ohne Sünde, unſere Sünden als die ſeinigen annehme, und ihrer wegen ſich habe kreuzigen laſſen. Seine Auferſtehung aber beweiſe, daß er für jede unſerer Sünden vollkommen Genüge gethan. Denn wenn der Teufel eine einzige Sünde noch nachweiſen könnte, die Chriſtus nicht bezahlt hätte, ſo hätte Chriſtus müſſen im Tode bleiben, er wäre nie auferſtanden. So aber wären wir vor Gott ſo rein, als der Erlöſer ſelbſt war. Weiter ſagt nun Johannes vom Evangelium, es ſei die Verkündigung von der Sendung des heiligen Geiſtes, welcher uns vom Böſen zu Gott bekehre, und uns von Gottes Liebe und unſerer Kindſchaft Gottes Zeugniß gebe, ſo daß wir ſchon hier auf Erden das ſelige Leben beginnen ſollen, welches im Himmel vollendet werde. Und ſo ſolle Adam denn feſt glauben, daß alle ſeine Sünde, die geerbte wie jede andere, vergeben ſei; dies ſei der einzige Weg zur Seligkeit. Als Adam ſich dieſer Rede freut, und nur ein Herz wünſcht, welches feſt glauben könne, empfiehlt ihm Johannes ſtetiges Beten, und lehrt ihm das Vaterunſer. Aber er fängt dies Gebet zwei Mal an, weil er das erſte Mal ſich gleich nach dem Anfange unterbricht, um in langer Rede innigfreudig es herauszuheben, daß wir garſtigen, ſtinkenden Madenſäcke als Chriſti Brüder den Herren Zebaoth dürfen Vater nennen, ihn den Schöpfer der Welt, vor dem die Engel und Menſchen ſich beugen, und vor deſſen Namen die

Digitized by Google

Teufel erſchrecken. So nenne ihn ſelbſt kein Engel Vater, und es ſei bis zu Chriſtus kein ſo heiliger Mann geweſen, der ihm dieſen Namen gegeben hätte, ſondern Chriſtus habe dies gewirkt, deſſen und des Vaters Liebe daher geprieſen wird. Und nun erſt macht Johannes wieder den Übergang zum Vaterunſer mit der weitausgeführten Bemerkung, wie gern der Vater es habe, daß wir ihn bitten. Das Gebet ſelbſt iſt in vier und dreißig Reime gefaßt, hinter denen in noch ſieben Zeilen der Beter ſein unerſchütterliches Vertrauen auf Erhörung ausſpricht. Adam, dem man die Luſt anmerkt, mehr zu erfahren, fragt nun, woran er wiſſe, daß ſein Gebet erhört ſei. Da verweiſt Johannes auf Gottes eignes Wort und Eid, daß er den Beter erhören wolle, und auf das heilige Abendmahl als das Siegel und äußere Zeichen, daß Gott mit uns Gemeinſchaft haben wolle, daher wir in demſelben Vergebung der Sünde und Gottes Gnade finden ſollen.

Adam durch Johannes Worte innig erfreut, ſagt:

„Ich mags ſagen ohn allen ſchertz
itzt erwarmpt mir mein kaltes hertz“,

und betet dann dankend zu Gott, der ihm ſeine Miſſethat vergebe, ihn errette vom ewigen Verderben, ihm mehr gebe, als er ſelbſt begehrt, ja ihn zu einem Könige des Himmels und der Erde und zu ſeinem Freunde aus einem Kinde des Teufels mache. Nach dem Gebet erklärt Jeſaias dem Adam, er ſei genug unterrichtet, und ermahnt ihn, bei dem Erlöſer jetzt beſtändig und feſt zu bleiben. Dann werde er doch zur Seligkeit kommen, wenn jetzt auch ein ſchreckliches Urtheil ihn zur Hölle verdammen ſollte. Adam freut ſich, von dem „Berichte“ des Geſetzes zum Worte Chriſti gerettet zu ſein, und entläßt dankend ſeine Unterweiſer, die ſich wieder an ihren Ort ſetzen.

Nun treten in Actus 4 Scena j, Sünde Tod, Teufel und Geſetz wieder zu Adam. Die Sünde beſtreitet, was ihm die „vnnutz Leut“ ſo eben „furgebleut“ hätten, und behauptet im Gegentheil, Gott ſtrafe ſtreng. Beweis deſſen ſei die „Sindflut“, der Untergang Sodoms, Trojas, Jeruſalems, worin viel feine Leute, frommer als Adam, geweſen. Er werde noch heut erfahren, daß es anders ſei, als die „weſcher“ es geſagt. Nach der Sünde zählt der Tod viele auf, die ihm vom ſtrafenden Gott übergeben ſeien. Er habe heiliger Leute Kinder zu Tauſenden genommen, die hinab in die Hölle gefahren. Ob Adam beſſer ſei als Kain, Saul, die Je-

raeliten in der Wüſte? Adam möge ſich drein ergeben, daß er ihm mit Haut und Haar angehöre. Nun beginnt der Teufel zu ſprechen, ſchlägt dem Adam auf die Schulter, der ihm heut doch noch müſſe zugeſprochen werden, und tröſtet ihn, er habe ein ſehr großes Schloß mit ſehr vielen Kaiſern, Königen und Fürſten darin, da wolle er ihn auch herbergen und „herlich wol tractiren". Adam erwiedert kurz:

„Dein Loſament mir nicht gefelt
mir iſt ander Herberg beſtelt".

Als auch das Geſetz ihm ziemlich kurz bemerklich macht, daß er kein Gebot gehalten, und folglich unmöglich ohne Strafe bleiben könne, ſo erwiedert Adam:

„Ach du kumpſt abermal daher
Und machſt mir da ein groß gebler."

Auch ermahnt er Sünde, Tod und Teufel, etwas gemach zu thun. Er habe zwar die Hölle wohl verdient, doch habe er nicht ihnen geſündigt, ſei auch nicht ihr Geſchöpf. Chriſtus, den ſie unſchuldig umgebracht, und an den ſie ihr Recht verloren hätten, der ſei ihm geboren, deſſen Thaten eigne er ſich an. Und wenn ihnen auch nachgegeben werde, ihn, den Adam, in dieſem Leben an Fleiſch und Blut anzugreifen, ſo wären ſie doch ſeine Gefangenen, da ſein Heiland ſie überwunden. Das Geſetz möge ihn immerhin lehren, wie er ſich äußerlich halten ſolle, aber er wolle ihm kurzum nicht erlauben, ihm an Herz und Glauben zu greifen, da er ſeinen lieben Bräutigam Chriſtus annehme, in deſſen Schoß er ſich verkrieche, den er um den Hals faſſe, der ihn lehren ſolle, wie man einen gnädigen Gott erlange. Chriſti Verdienſt mache ihn ſelig. Was ſie von Gottes Zorn gegen ihn geſagt, ſei erſtunken und erlogen, ſie ſollten ſich hintrollen, die zu tröſten, welche den Erlöſer nicht kennten. Und als nun der Teufel dem Adam wieder droht, weil er „forſch vnd trotzich" ſei, ſo erwiedert Adam ſchließlich, er verlaſſe ſich auf den Heiland, wo der bleibe, bleibe auch er.

Nun ſchreitet in Actus 5 Scena j das Gericht wieder weiter. Der Schultheiß fragt die Beiſitzer einzeln und der Reihe nach um ihr Urtheil. Die aus dem alten Teſtament erklären Adam mit Leib und Seele der Hölle verfallen, wenn Gott nicht begnadige; die Evangeliſten aber und Paulus erklären, wer an Chriſtus glaube, der gewinne die Seligkeit, nur wer an ihn nicht glaube, der ſei verdammt. Nachdem ſo jeder Beiſitzer geſprochen, überreicht Moſes

Digitized by Google

ſeinen Stab an Gott den Vater, und dieſer fragt ihn um ein Urtheil. Moſes antwortet:

„Jehoua Almechtiger Godt
wehr vbertrit Deine Gebot
Der ſey verflucht in ſein geſchlecht
Doch iſt genad bei allem recht."

Hierauf empfängt Moſes ſeinen Stab aus der Hand Gottes zurück, ſchreibt das Urtheil, und ruft in Actus 5 Scena 2 alle auf, wieder herbei zu treten, da er es vorlieſt. Adam wird darin, weil er gegen Gott ungehorſam geweſen, ihn nicht über Alles und ſeinen Nächſten nicht als ſich ſelbſt geliebt hat, dem Teufel überantwortet, damit dieſer ihn in der Hölle in einem ewigen Feuer bewahre, welches ſchon für ihn bereit ſei. Als aber Moſes jetzt den Stab über Adam brechen will, fällt ihm der Sohn Gottes in den Arm, und hält dann eine lange Rede. In dieſer ſchildert er zuerſt den Zuſtand des Menſchen im Stande der Unſchuld, wobei er ganz plötzlich von der Gottheit wieder, wie früher Gott der Vater bei einer ähnlichen Stelle gethan, in der Mehrheit ſpricht:

„Der menſch iſt mein, Keins andern nicht
aus Erd habn wir Jhn zugericht."

Eine Redeform, die vielleicht hier eintritt, um die ſchaffende Dreifaltigkeit zu bezeichnen. Nach dem Stande der Unſchuld erzählt der Erlöſer den Sündenfall, das daher entſprungene Verderben, den Entſchluß Gottes, ſeinen Sohn auf die Erde zu ſenden, und ihn leiden zu laſſen, damit die Menſchheit erlöſt werde, ſeine Geburt, ſein verachtetes Leben, ſein Leiden, ſeinen Kreuzestod. Er empfiehlt die Menſchheit wegen ſeiner Leiden der Liebe des Vaters, bittet ſie zu heiligen in ſeiner Wahrheit, und ihnen den heiligen Geiſt zu ſenden, erklärt ſie und das Gericht über ſie für ſein Eigenthum, und verkündet, daß er gekommen ſei, allen ſeinen Gläubigen das ewige Leben zu geben. Und als er nun Adam fragt, ob er dies glaube, antwortet Adam dadurch, daß er das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß (auch dieſes in Reimen) ſpricht, und darauf die Bitte folgen läßt um Hülfe in ſeiner Schwachheit. Da befiehlt nun der Erlöſer der Sünde dem Tode und Teufel, Adams Bande zu löſen, und den Gefangenen ihm ſelbſt zu übergeben. Er fügt hinzu, er habe den Himmel ſchon ewig beſeſſen, er beſitze denſelben aber auch zum zweiten Male wegen ſeines Gehorſams gegen den Vater. Und

Digitized by Google

dieſen zweiten Beſitz, deſſen er ſelbſt alſo nirgend bedürfe, übergebe er allen Gläubigen, die ihn ſonſt nicht hätten erwerben können, und die nun ohne ihr Verdienſt nur zugreifen dürften, und ihm „ein ewig Deo gratias“ dafür ſagen. Der Sünde, dem Tode und Teufel habe er alle Macht genommen, und daher wolle er ſie nun auch binden mit den Ketten der Finſterniß. Er feſſelt ſie dann wirklich mit Adams Ketten zuſammen, wobei ſie zittern und heulen, und erklärt ſie verſtoßen in den Abgrund der Hölle. Darauf erklärt er gegen Adam, daß nun Alles vollbracht ſei, was der Vater gewollt und die Propheten geſchrieben, und ermahnt ihn, daß er dieſe Wohlthat, die ihm, dem Erlöſer, viel Mühe gemacht, gegen jedermann rühmen, Gott aber und ſeinen Erlöſer ewig dafür loben und preiſen, und ſeinen Gott nicht mehr durch Sünde erzürnen ſolle. Er, der Heiland gehe jetzt hin, ihm in ſeines Vaters Hauſe die Wohnung zu bereiten. Adam fällt nun vor dem Erlöſer nieder, dankt ihm, den er nicht genug preiſen und ehren könnte, wenn er auch ſo manche Zunge hätte, als Laub und Gras im Felde und Sand am Meer wäre, und empfiehlt ſich ſeinem Schutze. Chriſtus erwiedert kurz: „Ich bleibe bei dir ewiglich“ und geht dann davon. Adam aber „ſteht auff geht auff vnnd nidder ſpatziren mit gefaltenen henden vnd ſpricht zu den zuhörernn.“ Er bittet ſie, ewig nicht zu vergeſſen das Werk, das Chriſtus ausgerichtet durch ſeinen Tod, und ermahnt ſie zu beachten, was ſie jetzt an ihm ſelbſt geſehn. Daß die Liebe Gottes ſein einiges Kindlein in den Tod gegeben, nicht für Freunde ſondern für Feinde, daß der Gerechte für den Schuldigen, der Herr für den Knecht geſtorben ſei, das ſei eine ſo ernſte Sache, daß jeder ſein Leben beſſern ſollte. Dann ſchließt er:

„Darzu wöll God ſein gnade gebn,
Das wir entgehn der Hellen wee
Das wunſchet Jochim Arentſee.
Ehre ſey Godt“

Dies iſt der Inhalt des Stückes. Er iſt ſo ausführlich gegeben, daß es ein Eingreifen in das Urtheilen jedes Einzelnen wäre, wenn ich über denſelben mich noch weiter beurtheilend auslaſſen wollte. Doch iſt auch Einiges außer ihm wohl noch einer kurzen Bemerkung bedürftig.

Zuerſt muß es noch beſonders ausgeſprochen werden, was ſchon aus der Inhaltsanzeige als wahrſcheinlich hervorgehen mußte, daß

das Stück dem Standpunkte der Zeit gemäß, in welcher es entſtanden iſt, ſchlicht und einfach ſich abwickelt, und höchſtens nur aus zwei Scenen beſteht, wenn wir dieſen Ausdruck in demjenigen Sinne nehmen, in welchem er jetzt gewöhnlich iſt. Die erſte Scene iſt nämlich, was Arentſee Actus 1 nennt, wo Gott der Vater und der Engel ſich auf der Bühne befinden; alles Übrige bildet die zweite Scene. Nämlich ſchon am Schluß ſeines erſten Actes läßt er in der oben erwähnten Nota ſämmtliche übrigen Perſonen auftreten, und dieſe verlaſſen, wie wir geſehn, die Bühne nun nicht wieder bis zum Schluß des Stückes. Es ſind alſo Arentſees Acte und Scenen ſchlechthin nur Abſchnitte in der Entwicklung desjenigen Gedankens, welcher durch das ganze Stück geht.

Einer rühmenden Bemerkung möchte es werth ſein, daß, obgleich alle Perſonen des Stückes nur allegoriſche ſind, — einige ſogar nur bloße Begriffe, die hier als ſelbſtſtändige Perſonen auftreten müſſen, — daß deſſen ungeachtet alle ſich als ganze Perſonen in allſeitiger Vollſtändigkeit alles deſſen zeigen, was als gemeinſchaftliches Weſen jeder Perſönlichkeit erſcheint, und daß ſie daneben ſich doch auch faſt überall wieder deutlich durch die beſondere, verſchiedene Richtung und Entwicklung auszeichnen, die jeder verſchiedenen Perſönlichkeit als ſolcher zukommen muß. Dieſes Erforderniß einer guten Dichtung iſt auch in neueren Zeiten nicht immer gehörig beachtet, und es fehlt auch in unſerem Jahrhundert nicht an ſolchen Bildungen, die man nur mit demjenigen Rechte ganze Perſonen nennen dürfte, mit welchem man diejenige Hälfte einen völligen Baum nennen dürfte, welche übrig bliebe, wenn man den ganzen Baum von dem Erdboden an durch die Mitte des ganzen Stammes hinauf bis in die Spitze geſpalten, und die eine abgetrennte Hälfte weggeworfen hätte. Noch mehr aber als in unſeren Zeiten zeigt ſich dieſer Fehler in den Werken früherer Zeiten, und ich habe ihn noch ganz kürzlich in dem Werke eines berühmten Dichters aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in Johann Riſts Schauſpiele „das friedejauchzende Teutſchland“ wieder gefunden. Auch hier ſind in dem eigentlichen Stücke die Perſonen meiſtens Allegorien oder Begriffe, aber ſie zeigen auch eben weiter Nichts als nur das, was ihr Begriff bedingt, und auch das kaum; ſo daß das Schauſpiel auch im Gebiet der Gelehrſamkeit nur eine ſehr bedingte Theilnahme in Anſpruch nehmen könnte, wenn nicht in den Zwiſchenſpielen Bauern

und Soldaten des dreißigjährigen Krieges erſchienen, welche in voller Perſönlichkeit auftreten. Ganz anders iſt es in Arentſees Gedicht. Obgleich der Verfaſſer ganz von dem Inhalte ſeines Stückes als von dem Wichtigſten, was die Welt kennt, durchdrungen iſt, obgleich daher ſein Gedicht faſt als ein lyriſches anzuſehen iſt, und ſo es leicht zu erwarten wäre, Arentſee würde auf die Ausbildung des Perſönlichen weniger geachtet haben, ſo iſt doch jede Perſon in vollſtändiger Entwickelung dargeſtellt, und auch die ähnlichen Perſonen, ſobald ſie mehr als wenige Worte zu ſprechen haben, unterſcheiden ſich noch oft wieder von einander. So unterſcheidet ſich z. B. der Teufel durch größere Zuverſicht, Frechheit und Bosheit von Sünde und Tod, obgleich alle drei im Stück ziemlich daſſelbe Geſchäft haben. Ebenfalls unterſcheiden ſich unter einander die drei Perſonen der Gottheit; auch ſind die Beiſitzer aus dem alten Teſtament in ihrer Maſſe verſchieden von denen aus dem neuen. Nur Johannes und Jeſaias, wo ſie beide den Adam tröſten, ſind nicht ſo unterſchieden, daß nicht, einzelne auf ihre Perſonen unmittelbar bezügliche Äußerungen abgerechnet, die Rede des einen auch die des andern ſein könnte.

Wenn wir jetzt zu dem Gedankengange uns wenden, ſo iſt dieſer im Großen und Ganzen durch die Inhaltsanzeige gegeben. Fragen wir aber nach der Ausführung der einzelnen Glieder in jedem einzelnen Hauptgedanken, ſo finden wir hier bisweilen dasjenige, worauf es beſonders ankommt, theils überhaupt nicht genug hervorgehoben, theils auch mit Nebengedanken verbunden, welche durch ihre Wichtigkeit an ſich, oder weil der Verfaſſer ſie mit beſonderer Liebe behandelt hat, ſo ſtark hervortreten, daß der Hauptgedanke nothwendig zurücktreten muß. Außerdem kommt es bisweilen vor, daß derſelbe Gedanke, nachdem er ſchon am gebührenden Orte entwickelt iſt, auch ſpäter an einer Stelle wieder vorkommt, wo er leicht in der Erinnerung anklingen konnte, ohne daß er ſtreng zur Gedankenfolge gehörte. Auch ſieht man nicht immer, wie einzelne Ausführungen zum Hauptgedanken gehören, ſo daß ſie leicht als Abirren von der Hauptſache erſcheinen können. Als Beiſpiel folge hier noch einmal der Inhalt jener Stelle, wo Johannes dem Adam erklären will, was das Evangelium ſei. Es zeigt dieſelbe zwar nicht alle eben angeführten Fehler, aber ſie wird doch wenigſtens zum Theil unſere Behauptung belegen. Nachdem Adam gefragt hat,

Digitized by Google

was das Evangelium ſei, antwortet Johannes zuerſt, es ſei eine tröſtliche Offenbarung des göttlichen Willens, worin Gott uns ſeine Liebe mit der That bewieſen habe, indem er ſeinen Sohn für uns habe am Kreuze ſterben und wieder auferſtehen laſſen, damit unſre Sünde vergeben ſei. Dann aber fährt Johannes fort, nicht als gebe er den Inhalt des Evangeliums an, ſondern als ſpreche er aus eigener Begeiſterung, die das ausſprechen muß, wovon das Herz voll iſt. Er rühmt und preiſet, daß der Erlöſer für unſere Sünde geſtorben und auferſtanden ſei, und fügt noch einen langen Beweis hinzu, daß wir nun vor den Augen Gottes völlig gerechtfertigt und ſündenrein wären. Hierauf lenkt er erſt wieder ein, ſagt, das Alles ſtehe auch in der Schrift, und fährt nun fort, den Inhalt des Evangeliums in Bezug auf den heiligen Geiſt anzugeben. — So viel über dieſe Fehler, die aber weder ſo häufig noch ſo läſtig werden, daß ſie dem merkwürdigen Buche ihren Werth nehmen könnten.

In Rückſicht des Ausdrucks ſteht der Verfaſſer nicht über der allgemeinen Bildungsſtufe ſeiner Zeit, d. h. ſo warm und innig ſeine Sprache ſein kann, ſo fehlt es doch auch nicht an Sätzen und Ausdrücken, die unſerer Zeit zu derb oder wohl gar widerlich erſcheinen müſſen, und um ſo greller hervortreten, wenn ſie ſich etwa gar an Stellen finden, welche eine geſteigerte Empfindung haben.

Die Verſe finden wir in unſerm Stücke, wie ſie in einer Zeit ſein können, wo das Gefühl für verſchiedene Zeitdauer der Sylben verloren gegangen, und das für den Wortton noch nicht genug entwickelt iſt. Sie ſind gezählte Sylben, deren acht auf einen Vers gehen, und wir müſſen das Gedicht ſchon loben, indem wir bemerken, daß in den Verſen eine beſtimmte nämlich die jambiſche Bewegung bereits vorherrſchend iſt, obgleich in einigen Verſen dieſer Rhythmus ſich gar nicht erkennen läßt, und in vielen nur mit den größten Härten durchzuführen iſt. Wir haben nicht nöthig, Beiſpiele anzuführen, da in den früher gegebenen die Beweiſe häufig genug ſind. Aber die Zählung der Sylben iſt meiſtens ſehr genau beobachtet, und wenn ſie hin und wieder vergeſſen iſt, ſo iſt wohl nur an ein Überſehen des Schreibers zu denken, der eine leicht verſchluckte Sylbe zu viel geſchrieben hat. Denn es fehlt häufig nicht an unbequemen und harten Auslaſſungen, damit die Sylbenzahl richtig bleibe.

Was endlich die Reime betrifft, ſo haben die vorher gegebenen

Digitized by Google

Beiſpiele hinlänglich gezeigt, wie unbeholfen auch dieſe ſind. Aber es iſt gleichfalls bekannt genug, daß wir es hier mit einer Unempfindlichkeit nicht des einzelnen Dichters ſondern der ganzen Zeit zu thun haben.

Ich muß nun noch eines Gedichtes erwähnen, welches hinter unſerem Schauſpiel auf acht Seiten ohne Seitenzahl ſteht, und ſeinem Inhalte nach mit dem Schauſpiel zuſammengehört. Der Titel iſt: „Vom Menſchlichen Elend ein Geſangk mit Dreyen ſtimmen. **Ad Aequales. Mors et culpa sumus, foedum de stercore stercus, Eluuies virus foetida massa, Lutum.** Joachim Arentſehe." Auf den nächſten zwei Seiten folgen die Singſtimmen für den Primus, Secundus, Tertius diſcantus, und dann auf fünf Seiten das Lied ſelbſt in ſechszehn vierzeiligen Stanzen. In dieſem Liede verkündet uns ein Verſtorbener, welche Herrlichkeit, Macht, Weisheit u. ſ. f. ihn auf Erden umkleidet habe, und wie dieſelben jetzt in Aſche und andere unſchönere ſelbſt widerliche Dinge verwandelt ſeien. Eben ſo ekelhafte Weſen nun ſeien auch wir. Nichts Elenderes ſei auf Erden als der Menſch, und zwar durch ſeine Sünde. Darum ſollen wir uns feſt an Chriſtum anſchließen, nur er werde uns retten. Auch dieſer letzte Theil des Gedichtes iſt ohne rechte dichteriſche Kraft und Begeiſterung geſchrieben, er iſt gleichfalls unſchön, und kann uns mit dem Gedichte nicht verſöhnen, welches ſelbſt erbaulich nur für Wenige ſein möchte.

So viel von dem überſendeten Buche, von deſſen Verfaſſer ich leider bis jetzt weiter Nichts angeben kann. Sollte ich, was vielleicht möglich iſt, mehr von ihm erfahren können, ſo werde ich nicht unterlaſſen, es der geehrten Geſellſchaft mitzutheilen. Aber ich kann nicht ſchließen, ohne gegen den Herrn Überſender den vollſten Dank gewiß mit Zuſtimmung unſerer ganzen Geſellſchaft, und alſo auch in ihrem Namen, auszuſprechen, und den Wunſch hinzuzufügen, daß auch Andere, in deren Händen unbekannt ſich merkwürdige Bücher unſerer Vorzeit befinden, der Geſellſchaft möchten Kunde von denſelben zukommen laſſen.

**Zelle.**

Digitized by Google

## XV.

# Die Nibelungen oder Niveller.

Schon manchfaltige Verſuche ſind gemacht worden, unſern großen Heldenſang, das Nibelungenlied, ſei es allebig, ſei es einzellebig, zu deuten. Unter jener Art verſtehen wir die Verſuche, die Hauptgeſtalten des Liedes, entweder als chemiſche Stoffe, oder als Geſtirne zu erklären. Dort erſcheint Siegfried als Schwefelſäure, Vitriol oder Victriol, weil er der Victor oder Sieger iſt; hier erſcheint er als Sonnenheld, weil er zur Sonnenwende zu Grunde geht. Die einzellebige oder geſchichtliche Deutung haben vorzüglich Johannes Müller, Göttling, Leichtlen, Ledebur und zuletzt Gieſebrecht in Germania II, Seite 203 u. ſ. w. dargeſtellt. Unlängſt iſt ein neuer Verſuch dieſer Art gemacht in der Schrift: Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. Unterſuchungen über den Urſprung der Nibelungenſage; von Dr. Emil Rückert. 1836. 8. 122 Seiten.

Um von dem Namen des Liedes und ſeiner Oertlichkeit anzufangen, ſo hat Leichtlen, in ſeinen Forſchungen I, 2, Seite 48, den Nibelgau „auf den Gränzen von Schwaben, Baiern, Oſt- und Rheinfranken“ darunter verſtanden. Aber wie will dieſe Landſchaft am Oberrheine mit Xanten, dem Sitze Siegfrieds am Niederrheine, zuſammenſtimmen? Dieſe Klippe vermeidet Ledebur, indem er in Dorows Muſeum, Berlin 1827, den Gau Nivenheim am Niederrheine verſteht, wo Xanten ganz nahe iſt. Einen dritten Verſuch hat nun Dr. Rückert gemacht, indem er den Gau Nivella in Südbrabant, woran noch die jetzige Stadt Nivelles erinnert, verſteht. Dieſe Stadt Nivelles oder Nivella war, wie der Verfaſſer, S. 46 ſagt, „von großer Bedeutung und von hohem Alter,“ und er beruft ſich

auf den für ſeine Zeit ſehr kritiſchen Verfaſſer der brabantiſchen Alterthümer Grammaye, welcher dafür hält, daß die dortige Burg um das Jahr 500, alſo bald nach den Zeiten Chlodio's, der in der Nachbarſchaft wohnte, erbaut worden ſei, um ſich in dieſer waldreichen Gegend beſſer gegen die Angriffe der Hunnen vertheidigen zu können. Wir können dem Verfaſſer noch eine Beſtätigung aus einem andern alten Gedichte geben. Wenn er Seite 48 ſagt: „Nivelles, der Hauptort in Wälſch-Brabant, wäre demnach ſchon in den früheſten Zeiten die Hauptfeſte der franzöſiſchen Mark an der Gränze Auſtraſiens gegen Neuſtrien geweſen, welche ſich über Hennegau, den carbonariſchen Wald und Wälſch-Flandern gegen St. Omer, nach der Küſte hinzog," ſo bringt eine Stelle im Hörnen Siegfried gleich im Anfange, wo von Siegfrieds Aufenthalt bei einem Waffenſchmide die Rede iſt, den eben erwähnten carbonariſchen Wald mit dem Köhler-Wald in Verbindung, in welchem Siegfried den Drachen oder Lindwurm erſchlug und verbrannte. Für dieſe Oertlichkeit führt der Verfaſſer noch an: 1) daß Vitry, zwiſchen Arras und Douay, wo Siegbert I (Siegfried) ermordet wurde, nahe bei dieſer Gränzmark liegt; 2) daß in dem Gedichte Gudrun die Mark zu Waleis, wo Seyfried (Siegfried) zu Felde liegt, an dieſe Gränzmark der Walen oder Wälſchen erinnert, welche noch bis auf den heutigen Tag die Sprachſcheide zwiſchen Germaniſcher oder Flandriſcher und Romaniſcher oder Franzöſiſcher Zunge iſt; auch ſetzt der Verf. mit dieſen Walen die Wolſungen der nordiſchen Sage in Verbindung; 3) daß der Ort, wo der Lindwurm lag, ganz in der Nähe von Nivelles ſein mußte, mag dieſer Ort nun im NW. von Nivelles, nach der nordiſchen Sage Gnitahaide d. h. Genterhaide, da Gent nach Seite 82 nordiſch Gnita heißen ſoll, — oder im SW. von Nivelles der Köhler-Wald ſein. Für die Gegend von Gent hätte der Verfaſſer zwei Stellen aus dem Reineke Vos I, 24 und 28, anführen können. In beiden Stellen wird auf Emmerichs Schatz hingedeutet, nur daß in letzter Stelle im Allgemeinen Oſtflandern ſtatt Gent angegeben, und in der erſten Gent nur als Ort der Verſchwörung genannt iſt. Für die Gegend des Köhlerwaldes ſpricht der Verf. ſelbſt S. 78: „Der Berg, worin Alberich hauſt, iſt offenbar Mons, Bergen, die Burg Albero's. Dort wo auf dem Burgſtall, **castri locus**, von Mons der Thurm des Albero oder Aubronius ſteht, wo einſt Albero, durch den umgebenden carbonari-

Digitized by Google

„ſchen Wald geſchützt, ſein väterliches Erbe gegen die Merovinger „vertheidigt hatte, dort waltet er als Zwerg fortwährend im Berge „und hütet die Schätze ſeines Hauſes. Dort, nicht in Nivelles „ſelbſt, iſt die Nibelungenburg zu denken, wohin Siegfried, von „Iſenſtein (Yſſelſtein) aus, ſchifft“ u. ſ. w.

Dieſen Alberich (Albero, Auberon, Oberon) bezieht unſer Verfaſſer auf einen der drei Söhne Chlodio's. Er ſagt Seite 70: „In „der fränkiſchen Geſchichte findet ſich bei dem Uebergange von Chlodio „zu Merovâus eine dunkle Stelle. Nur ſo viel bemerkt man deut„lich, daß nach Chlodio's Tode ein Erbfolgeſtreit zwiſchen mehren „Thronbewerbern ausbrach“; und Seite 71: „Auf dieſe dunkle Stelle „der fränkiſchen Geſchichte wirft nun die, wie es ſcheint, bisher noch „nicht beachtete Chronik von Hennegau einiges Licht, welches zu„gleich den Zuſammenhang unſerer Sage mit der Geſchichte auf„hellt.“ Chlodio nämlich hatte nach dieſer Chronik drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald. Der erſte baute auf dem Gipfel des Berges, an welchem Mons, die Hauptſtadt von Hennegau, liegt, eine Burg, welche noch ſpäter der Burgſtall hieß, und noch 1621 nannte das Volk einen Thurm an jener Stelle, den Thurm des Alberon oder Auberon (**Aubronii turris**). Hiemit bringt der Verfaſſer die nordiſche Sage in Verbindung, indem er Seite 80 in dem zweiten Sohne Chlodio's, Reginar, den nordiſchen Regin erkennt, ſo wie den Zwerg Andvari auf Antwerpen bezieht, wo ein Räuber gewohnt habe, der allen Vorüberſchiffenden, die ihm nicht gutwillig die Hälfte ihrer Waaren als Zoll entrichteten, die Hände abgehauen und in den Strom geworfen habe, wovon die Burg Antwerpen d. h. Hand werfen, genannt worden ſei. (**Grammaye Antwerpia** Seite 3). Dieſer Oertlichkeit von Antwerpen lag nun die Genterhaide oder Gnitahaide ganz nahe.

Was nun den Haupthelden unſers Liedes Siegfried betrifft, ſo erkennt unſer Verfaſſer ebenſo wie Göttling, Leichtlen und ich ſelbſt, darin den geſchichtlichen Siegbert, nur daß er den Ripuariſchen Siegbert und den Auſtraſiſchen Siegbert I darunter verſteht, wogegen Leichtlen in den drei Auſtraſiern Siegbert I. II. III. die Farben zum Gemälde unſers Siegfrieds findet. Merkwürdig iſt, daß ſowohl der Ripuariſche, als auch die beiden erſten Auſtraſiſchen Siegberte, wie Siegfried, meuchlings ermordet wurden: der Ripuarier 509 auf einer Jagd im Buchenwalde auf Veranlaſſung ſeines

Sohnes; Siegbert I, im J. 575 bei Vitry auf Anſtiften ſeiner rachſüchtigen Schwägerin Fredegunda; Siegbert II, im J. 613 ebenfalls durch einen Verwandten. Mone und Gieſebrecht führen aber die Sage noch weiter zurück bis auf Civilis 70 n. Chr. und bis auf Armin 70 Jahre früher. Beide unternahmen den Kampf mit einem Drachen, nämlich mit dem mächtigen römiſchen Reiche. Die Erſtürmung des römiſchen Lagers zu Santen (vetera castra) durch Civilis (Bergen?) machte ihn berühmt am Niederrhein und könnte ihm wohl den Beinamen Sieger erworben haben, wie denn noch ſpäter in Santen ein heiliger Victor verehrt wurde. Was Armin betrifft, ſo vermuthet Gieſebrecht, daß Armin (Irmin) eine religiöſe Benennung geweſen ſei und daß ſein eigentlicher Name die Familienbezeichnung Sieg gehabt habe, wie ſeine Verwandten Siegmar (Segimer), Siegeſt (Segeſt), Siegmund (Segimund); welche Wurzel vielleicht mit dem Hauſe Sieg (Sege) in Verbindung ſtehen könnte. Außerdem finden ſich noch andere Vergleichungen: 1) Armin, mit römiſcher Waffenkunſt bekannt, kann durch ein ledernes Panzerhemd die Sage von ſeiner Hornhaut und durch einen ehernen Panzer die Sage von der Tarnhaut gegeben haben; 2) das Verſtehen der Vogelſprache in der nordiſchen Sage könnte auf eine Kenntniß der römiſchen Sprache deuten; 3) ſein Ende durch Verwandte hat große Aehnlichkeit mit Siegfrieds Ermordung durch Verwandte.

In Brunhild erkennt Hr. Dr. Rückert, wie alle übrigen geſchichtlichen Erklärer, die Gemahlin Siegberts I. Nur Gieſebrecht verfolgt die Sage noch weiter bis zu der ſchönen Rieſenjungfrau Keltine, von der Diodoros von Sicilien erzählt. Noch näher, und mit der Geſchichte des Civilis verwandt, können die göttlich verehrten Zauberjungfrauen Veleda und Auriria hieher gezogen werden, von denen Tacitus in der Germania 8 erzählt. Außer dem Brunhildenſtein im Taunus bei Frankfurt, führt Rückert S. 20 auch einen Brunhildenſtein bei Namür an.

Im Hagen erkennt unſer Verfaſſer den geſchichtlichen Heune (Eune), wie Göttling, nnd in ſeiner Burg Troneck mit mir das Schloß an der Tron zwiſchen Birkenfeld und Trier.

In der Chriemhild ſieht der Verf. S. 25 eine Anſpielung auf die Honoria, Schweſter des abendländiſchen Kaiſers Valentinian III, „die ſich durch Ueberſendung eines Ringes dem Attila zur Ehe

„angetragen hatte, worauf dieſer mit Heeresmacht das abendländi⸗
„ſche Reich angriff, unter dem Vorwande, er fordere die Braut,
„die man ihm widerrechtlich vorenthielt. Wie es nun dieſer Braut⸗
„ring war, der die Hunnen herbeirief und unermeßliches Unglück
„über das abendländiſche Reich brachte, ſo iſt es auch in der Nibe⸗
„lungenſage der verhängnißvolle Ring (nordiſch: Andvara⸗naut),
„der Siegfried und vielen anderen Helden den Tod bringt und die
„ſchreckliche Kataſtrophe der Nibelungen herbeiführt.“

Wenn bei der vorigen Geſtalt der Verfaſſer ſich vom belgiſchen Boden entfernte, ſo kehrt er bei Siegfrieds Schwrte Balmung wieder zu jener Heimat zurück. Er ſagt S. 94: „Da auch die nordiſche
„Sage dem Siegfrid ein Schwert, **voelsk**, das wälſche genannt, zu⸗
„ſchreibt, (in deutſcher Sage Welſung), ſo ſind wir berechtigt, die
„Benennung Balmung ebenfalls aus jener gebirgigen und erzreichen
„Gegend Wälſchlands herzuleiten, welche an das Nibelungenland
„gränzt, und hierzu bietet ſich ſehr bequem die im ſüdlichen Henne⸗
„gau in der Nähe des eiſenhaltigen Gebirgszuges auf einem Hügel
„liegende Stadt **Beaumont**, **Bellomontium** dar, indem **Belmont** in
„deutſcher Ausſprache ſehr leicht in Balmung übergehen konnte.“

Auch für den Bruder des Niblung, nämlich Schilbung führt der Verfaſſer einen belgiſchen Urſprung auf. Der Name kann allerdings eine ſehr gewöhnliche Umſtellung von Schiblung ſein. Nun liegt ungefähr 4 Stunden oſtwärts von Nivelles in einer hügelreichen Gegend (der alten **praefectura montana**) die Stadt Gembloux, die in der Volksſprache Giblou heißt. S. 98: „Das
„Volk nämlich ſagt ſtatt **Gembloux**, **Giblou**, wie denn auch die
„Karte in den brabantiſchen Annalen von Haräus den Ort **Gem-**
„**blours**, die umliegende Grafſchaft aber **Giblou** ſchreibt. Nach
„der Mundart von Wälſch⸗Brabant, worin **Nivelles** ſowohl als **Gi-**
„**blou** liegt, würden, wie von jenem **Nivelon**, ſo von dieſem **Gi-**
„**blon** als Geſchlechtsname abzuleiten ſein, welches in deutſcher
„Ausſprache Schiblung lautet.“

So hat der Verfaſſer mit großer Beleſenheit und vielem Scharfſinne an die südbelgiſche Gränze in ein kleines Viereck einiger Meilen zwiſchen **Nivelles**, **Mons** und dem **Carbonari**-Wald (Bergen mit dem Köhlerwalde), **Beaumont** und **Giblou**, als die Heimat der Nibelungenſage, in Anſpruch genommen. In einem Halbkreiſe liegen die mit der Sage verwandten Oertlichkeiten: gen Süd⸗

Digitized by Google

Weſten der Sitz der auſtraſiſchen Herrſcher; gen Norden die Genter Haide, die in der nordiſchen Sage an die Stelle des Köhlerwaldes trat; dann etwas entfernter Antwerpen, was an den nordiſchen Andvara-Ring erinnert, und noch weiter abwärts Yſſelſtein an der utrechter Yſſel; endlich gen Nord-Oſten Santen. Nicht mit Unrecht alſo hat der Verfaſſer dem Könige der Belgier dieſe Schrift gewidmet:

Heil, Herrſcher, Dir im alten Land der Franken,
Wo noch, ob ihre Sprache auch verklungen,
Fortgrünt der deutſche Stamm der Nibelungeu.

Wir wiſſen nicht, ob der Verſaſſer verwandt iſt mit unſerm berühmten Volksdichter Friedrich Rückert; aber wenigſtens iſt er kein unwürdiger Namensvetter, und man könnte ihm auf Rückertſche Weiſe zurufen:

Was weggeſchwommen in der Zeiten Welle,
Das rücket Rückert an die rechte Stelle.
Er nivellirt das Land der Nibelungen
Und ſchiebt zurecht die Burg der Schibelungen.

**Zeune.**

Digitized by Google

## XVI.

## Abſtoßung (repulsio).

Wenn unſer berühmter Sprachforſcher in Leipzig, Hr. Prof. Hermann, den Namen Anziehung (attractio) für eine Sprachform gebraucht hat, wo ein ſelbſtändiger Nachſatz von der Wortfügung des Vorderſatzes mit fortgeriſſen wird, z. B. contigit mihi, esse beato (ſtatt beatum); cui nomen Calpurnio (ſt. Calpurnius oder Calpurnii): ſo möchte ich für den umgekehrten Fall, wo ein vom Vorderſatz abhängiger Nachſatz ſich ſelbſtändig macht, Abſtoßung (repulsio) nennen. Man könnte erſteren Fall mit einer Centralregierung, letzteren mit einer Föderativ- oder Bundesregierung vergleichen.

Beiſpiele aus dieſer Abſtoßung ſind: Justin. XII, 6. Multum profuere Callisthenis philosophi preces, condiscipulatu apud Aristotelem familiaris illi, et tunc ab ipso rege ad prodenda memoriae acta eius accitus (ſtatt acciti). Klage 1544. o we mir, armez wip (ſtatt armem wibe). Ebenſo bei griechiſchen Tragikern: ὤ μοι ἐγω. Hamlet III, 1. bei Schlegel II, 3.

Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod,
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt,

ſtatt dem unentdeckten Land'.

Zeune.

## XVII.

# Zur Erklärung der Gudrun.

In dem Heldengedichte Gudrun iſt der Kreis der Sagen ſo eigenthümlich, daß ſchon darum nicht wohl anzunehmen iſt, daß dieſes Heldengedicht mit dem Nibelungenliede in Einer und derſelben Sprache geſchrieben ſei. Wie ſich im Niebelungenliede der Rhein und deſſen Umgegend als Schauplatz darbietet, ſo iſt in der Gudrun das Meer, die Nordſee der Hauptſchauplatz. Sucht man den hiſtoriſchen Grund des Nibelungenliedes mit Recht in der Völkerwanderung, ſo dürfte das Geſchichtliche der Gudrun in den kühnen Zügen der Normannen zu ſuchen ſein. Im Mittelpunkt dieſer Normannenzüge ſteht nun der Eroberer Englands Kanut der Große. Dieſe Thatſachen fallen ſchon in die Geſchichte und ſind der Schluß der Normannenzüge. Zu dieſer heroiſchen Vorzeit bildete die ſpätere Zeit in der Geſchichte der Nord- und Oſtſeeſtädte ein Nachſpiel. Irland und die Normandie ſind nächſt dem Meere die Länder, in welchen der Kampf gekämpft wird. Unter den Helden des Gedichts zeichnet ſich beſonders Wate aus, ſo daß er wohl eine nähere Betrachtung verdienet.

### Wate.

Wate iſt ein tüchtiger Seeheld, welcher dem Könige Herwig von Seeland die Gudrun wieder gewinnen half. Wate heißt der Held von Sturmland. Dieſes Land ſcheint wegen innerer Unruhen zu kühnen Fahrten leicht Theilnehmer hergegeben zu haben. Schon Adam von Bremen (Ausgabe von Mader, Helmſtädt p. 48) ſagt: **Sturmarii, eo quod seditionibus illa gens movetur.** Nach den Hochdeutſchen Gloſſen (Maßmann Denkmäler Deutſcher Sprache und Schrift I, S. 85) heißt **sturma seditio.** In einer Note zu

Digitized by Google

Fiſcher's Geſchichte des Deutſchen Handels Th. I, S. 201 werden „die Sturmer, Haydeler und Dytmerſe" als ſeefahrende Völkerſchaften genannt. Es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß der König von Seeland ſchon damals wie jetzt einen Lehnsnexus ausübte, vermöge deſſen die Vaſallen ihm in den Krieg zu folgen verpflichtet waren. Hagen (Irmin S. 34) und Grimm (Irmenſtraße S. 32) erwähnen eine Watlingsſtraße in England, welche von Dover nach Cheſter führt. Sollte dieſe nicht vielleicht in Beziehung zu unſerm Helden ſtehen, entweder weil er ſie baute, oder weil er ſie ſicherte. Ebd. S. 38 wird dieſe Straße eine Himmelsſtraße genannt, nach der ſich die Schiffer zu richten pflegten, und von einem Rieſen Wade, der in ſeinem Boote auf derſelben fuhr. Da Wate nach der Ableitung von **waelta**, tapfer, einen Heerführer und kühnen Mann bedeutet, ſo ſtimmt ſo ziemlich Alles zuſammen, dieſe Land- und Himmelsſtraße (Milchſtraße) als eine Erinnerung an den Wate zu betrachten.

Für den frühern Verkehr der Däniſchen Inſeln mit den Mauren, mit Holland und der Normandie, zeugt der zu **Vaalse** auf der Inſel Falſter im Jahre 1835 gemachte Fund von Arabiſchen, Deutſchen, Holländiſchen, Engländiſchen und einer Münze welche zu Rouen in der Normandie unter den erſten Richards geſchlagen iſt. (**Société Royale des Antiquaires du Nord à Copenhague Séance annuelle 30 Janvier 1836 p. 5** ff.

---

Aus der Geſchichte der Städte und des Norddeutſchen Handels, hoffe ich, ſollen der Gudrun noch manche Erläuterungen zufließen. Es fehlt mir aber jetzt an Zeit, dieſelben in einem zuſammenhangenden Werke mitzutheilen. Daher möge die Geſellſchaft dieſe Bemerkungen nachſichtsvoll aufnehmen und ſie dorthin reihen, wohin ſie gehören.

Wismar den 31. Sept. 1837.

**C. C. H. Burmeiſter.**
Dr. phil.



Digitized by Google

# XVIII.

# Goethe.

## 1. Iphigenia, erſte Darſtellung.

Vorgeleſen zur Goethe-Feier in der Deutſchen Geſellſchaft am Wolfgangs-Tage 1838.

Wir wiſſen durch Goethe ſelber, daß Iphigenia zu ſeinen älteſten Werken gehört, ſchon in den Jahren 1776 bis 1779, bei Gelegenheit einer Liebhaber-Bühne und feſtlicher Tage (beſonders zu Ettersburg) gedichtet, und dargeſtellt wurde. Einer ſeiner älteſten Freunde, der in den Jahren 1783 bis 1793 ſein Arzt war, der ihm nun auch ſchon gefolgte würdige Hufeland, ſah als Jüngling, ihn ſelber den Oreſtes darſtellen, und kann nicht genug die göttergleiche Erſcheinung des von den Göttern ſtammenden Helden preiſen.[1]) Als Goethe im Jahr 1786 nach Italien reiſte, nahm er die Handſchrift dieſer erſten Iphigenia mit, und bildete ſie dort völlig um, in welcher Geſtalt ſie in ſeinen geſammelten Schriften (1787) erſchien. Goethe hat ſelber die ältere Handſchrift nicht bewahrt; es haben ſich aber neulich Abſchriften dieſer Iphigenia in

[1]) Zu Dr. Vogels Beſchreibung der letzten Krankheit Göthe's, in der Zeitſchrift für praktiſche Heilkunde 1833, S. 37: „Als Knabe und Jüngling ſchon ſah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erſcheinen, in voller Kraft und Blüte der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den er als Oreſtes im griechiſchen Coſtüm in der Darſtellung ſeiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu ſehen. Noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung phyſiſcher und geiſtiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Göthe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgeſtaltung der kleinen Weimariſchen Welt hatte.“

Digitized by Google

Gotha und Oldenburg gefunden, und eine Ausgabe der letzten iſt angekündigt[1]) Schon vor dem Jahre 1786 war auch eine Abſchrift hieher nach Berlin gekommen, und aus dieſer rührte die Stelle her, welche bei Gelegenheit der hieſigen Aufführung der Iphigenia zu Goethe's Geburtstág, den 28. Auguſt 1837, in der Staatszeitung gegeben wurde. Der Beſitzer dieſer hier folgenden Stücke, Juſtizrath F. Schulz, wollte dieſelben ſchon bei der vorjährigen Goethe-Feier mittheilen, welche jedoch durch die Cholera vereitelt wurde; und diesmal, ſelber verhindert, übergab er mir freundlich dieſelben zur Vorleſung.

Die Vergleichung dieſer Stücke mit der letzten Bearbeitung iſt eben ſo anziehend, als lehrreich, und erfüllt zugleich mit neuer Bewunderung für den unſterblichen Dichter, der ſich hier auch wieder als ein Gelegenheitsdichter im höchſten Sinne bethätigt. Man ſieht dem Ganzen den augenblicklichen Erguß an, der mit ſolcher Gewalt und Schönheit nur einem ſo mächtigen dichteriſchen Urquell entſtrömen konnte. Dabei iſt die Geſtaltung, wie frei ſie ſich hinzeichnet, und wie neu eigenthümlich ſie lebt, doch ſchon in bewundernswürdigem Einklange mit dem antiken Stoff und Bildung. Sie iſt nicht ſowohl in Proſa, als in freien und mannigfaltig ſich bewegenden Rhythmen, welche an den geeigneten Stellen ſchon von ſelber den regelmäßigen Versſchritt annehmen, und daher keiner Umbildung bedurften.

Es wird erzählt, daß Glucks Iphigenia, welche gerade damals auch zuerſt erſchien, Goethe'n mehr als irgend etwas anderes die volle Vorſtellung der antiken Tragödie gewährte; und ſeine hohe Verehrung dieſes Meiſterwerkes ſprach er rührend aus, als er im November 1826 der erſten aller Gluck'ſchen Iphigenien[2]), der Milder-Hauptmann, in einen Abdruck ſeiner Iphigenia ſchrieb:

„Dies unſchuldvolle, fromme Spiel,
Das edlen Beifall ſich errungen,

---

[1]) Von dem Conrector Dr. Stahr in Oldenburg, der gefälligſt dem Rector Bormann die Einleitung, zur Vorleſung bei dieſer Göthe-Feier, mitgetheilt hat.

[2]) Die Gunſt des Zufalls fügte noch, daß gerade für den Abend dieſes Wolfgangs-Tages die Aufführung von Glucks Iphigenia angekündigt war.

Errichte doch ein höhres Ziel,
Von Gluck betont, von Dir geſungen.“

Wir wollen uns glücklich preiſen, daß wir zwei ſolche vollendete Iphigenien haben, welche in jeder der beiden Hauptrichtungen unſrer Bühne ein Höchſtes für alle Zeiten darſtellen.

Bekanntlich hat Göthe ſeinen Taſſo aus einer ähnlichen früheren Geſtalt (1780) in die jetzige umgebildet (1787); weil dieſer aber damals nicht auf die Bühne gekommen, ſo möchten ſich ſchwerlich noch Abſchriften finden. Sehr deutlich iſt eine ähnliche Geſtaltung auch am Egmont (ſchon 1775) zu gewahren, wenigſtens in der allein vorliegenden letzten Ausbildung (1787). Derſelbe iſt, dem Stoffe angemeſſen, nicht in regelmäßige Jamben gebracht, ſtellenweiſe jedoch treten dieſe, oder doch ähnliche Rhythmen, ganz vernehmlich hervor, wie die Blüte aus der Knoſpe.

Die folgenden Auftritte aus der erſten Iphigenia werden für ſich ſelber reden: zur Vergleichung hat jeder leicht die zweite zur Hand.

1.

## Erſte Scene des erſten Akts.

Iphigenie allein.

Heraus in Eure Schatten, ewig rege Wipfel
Des heilgen Hayns, hinein ins Heiligthum
Der Göttinn, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer —
Und meine Seele gewöhnt ſich nicht hieher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter Euch verborgen!
Und immer bin ich, wie im erſten, fremd . . . .
Denn mein Verlangen ſteht
Hinüber nach dem ſchönen Lande
Der Griechen!
Und immer mögt' ich über's Meer hinüber
Das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen.
Weh dem, der fern von Aeltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führet!
Ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen!
Ihm ſchwärmen abwärts die Gedanken
Nach ſeines Vaters Wohnung,
An jene Stellen, wo die goldne Sonne

Digitized by Google

Zum erſtenmahl den Himmel vor Ihm aufſchloß;
Hin, wo die Spiele der Mitgebohrnen
Die ſanften, liebſten Erdenbande knüpften . . . . .
Der Frauen Zuſtand iſt der ſchlimmſte
Vor allen Menſchen!
Will dem Mann das Glück, ſo herrſcht Er,
Und erficht im Felde Ruhm;
Und haben Ihm die Götter Unglück zubereitet,
So fällt Er . . .
Der Erſtling von den Seinen
In den ſchönen Tod . . .
Allein des Weibes Glück iſt enggebunden;
Sie dankt Ihr Wohl ſtets Andern, öfters Fremden,
Und wann Zerſtörung ihr Haus ergreift,
Führt Sie aus rauchenden Trümmern
Durch der erſchlagnen Liebſten Blut
Der Ueberwinder fort!
Auch hier an dieſer heilgen Stätte
Hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverey!
Wie ſchwer wird's mir, dir wider Willen dienen,
O ewig reine Göttin, Retterin,
Dir ſollte — dir mein Leben
Zum ew'gen Dienſt geweyht ſein!
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft,
Und hoffe noch, Diana! Die du mich —
Verſtoßne Tochter des größten Königes
In deinen heilgen ſanften Arm genommen!
Ja! Tochter Jovis,
Haſt du den Mann, deß Tochter du forderteſt,
Haſt du den Göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Haſt du den glücklich von dem Felde
Der umgewandten Troja
Zurück begleitet?
Haſt du meine Geſchwiſter
Elektra und Oreſt, den Knaben,
Und unſre Mutter, Ihm zu Hauſe
Den ſchönen Schaz bewahret,

Digitized by Google

So rette mich —
Die Du vom Tode mich gerettet
Auch von dem Leben hier
Dem zweyten Tode!

2.

## Erſte Scene des dritten Akts.

Iphigenie, Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher! Ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichen Geſchicks —
Die Freyheit, die ich gebe,
Iſt wie der lezte, lichte Augenblick
Des ſchwer erkrankten —
Des Todes Vorboth!
Noch kann und darf ich mir's nicht ſagen,
Daß ihr verlohren ſeyd!
Durch meine Hand ſollt Ihr nicht fallen!
Und keine andre darf Euch,
So lang ich Prieſterinn Dianens bin, berühren,
Allein das Prieſterthum hängt von dem König . . .
Der zürnt mit mir,
Und ſeine Gnade mit theurem Löſegeld
Euch zu erhandlen, verſagt mein Herz;
O werther Landsmann — Jeder Knecht
Der an dem Heerd der Väter nur geſtreift,
Iſt uns im fremden Land ſo hoch willkommen —
Wie ſoll ich Euch genug mit Ehr' und Lieb umfaßen?
Die Ihr von keinem niedern Haus entſprungen,
Durch Blut und Stand an jene Helden gränzt,
Die ich von Aeltern her verehre.

Oreſt.

Verbirgſt Du Deinen Stand und Namen
Mit Fleiß? Oder darf ich wißen,
Mit wem ich rede?

Iphigenie.

Du ſollſt es wißen! Izo ſag mir an,
Das Schickſal derer, die von Troja zurück

Digitized by Google

Mit ungnädigem Gott ihre Heymath betraten!
Jung bin ich hieher gekommen . . .
Doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern
Die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüſtet
Dem ſchönſten Ruhm entgegen gingen.
O ſag mir! Fiel der große Agamemnon
In ſeinem eignen Haus durch ſeiner Frauen Liſt?

Oreſt.

So iſt es, wie Du ſagſt.

Iphigenie.

Unſeeliges Myzen! So haben Tantal's Enkel
Den Fluch, gleich einem unvertilgbarn Unkraut
Mit voller Hand geſät, und jedem ihrer Kinder
Wieder einen Mörder! —
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt!
O ſag mir an:
Wie iſt des großen Stammes lezte Pflanze,
Den Mordgeſinnten
Ein aufkeimender gefährlicher Rächer,
Wie iſt Oreſt dem Schreckenstag entgangen?
Hat ihn ein gleich Geſchick in des Avernus
Schwarzes Nez verwickelt?
Hat Ihn ein Gott gerettet?
Lebt er, lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben. . . . .

Iphigenie.

O goldne Sonne! Nimm deine ſchönſten Strahlen
Und lege ſie zum Dank vor Jovis Thron,
Denn ich bin arm und ſtumm . . .

Oreſt.

Wenn Du Gaſtfreundlich dieſem Hauſe
Verbunden biſt,
Wie ich aus Deiner ſchönen Freude ſchließe,
So halt Dein Herz feſt, denn dem Fröhlichen
Iſt unerwarteter Rückfall in die Schmerzen
Unerträglich —
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Digitized by Google

Iphigenie.

Hab ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Es lebt Oreſt! Elektra lebt!

Oreſt.

Haſt Du für Clytymneſtra nichts zu fürchten?

Iphigenie.

Die ſey den Göttern überlaſſen!
Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Oreſt.

Auch ſie iſt aus dem Land der Hoffnung abgeſchnitten!

Iphigenie.

Hat ſie in Wuth ihr eigen Blut vergoſſen?

Oreſt.

Nein! doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod!

Iphigenie.

Sprich deutlicher, damit ich's ſchnell erfahre.
Die Ungewisheit ſchlägt
Mit tauſendfältigem Verdacht
Mir an das Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter zum Boten auserſehen
Der That, die ich in jene
Unfruchtbare, klangloſe Höhlen
Der alten Nacht verbergen möchte —
Wider Willen zwingſt Du mich . . . .
Allein Dein holder Mund
Darf auch was ſchmerzlichs fordern und erhält's!
Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel,
Oreſten noch.

Strophius, des Vaters Schwäher
Erzog ihn heimlich neben ſeinem Sohne Pylades.
Und da die beyden aufgewachſen waren,
Brannt' es ihnen in der Seele,

Des Königs Tod zu rächen.
Sie kamen nach Myzene,

Gering an Tracht,
Als brächten ſie die Nachricht von Oreſtens Tod
Mit ſeiner Aſche.
Wohl empfangen von der Königinn
Gehn ſie in das Haus.
Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen!
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heilgen Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war.
Und hier am Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur von Blut
Aus denen oft geſcheurten Steinen noch
Heraus zu leuchten ſchien;
Hier mahlt Elektra die grauenvolle That
Und ihre Knechtſchaft
Und die glückliche, das Reich beſitzende Verräther,
Und die Gefahren all mit ihrer Feuerzunge —
Und Clytymneſtra fiel durch ihres Sohnes Hand —

Iphigenie.

Unſterbliche! auf Euren Wolken
Habt Ihr nur dieſe Jahre her
Von Menſchen mich geſondert,
Und die kindliche Beſchäftigung,
Auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten
Mir aufgetragen,
Und meine Seele dieſem Feuer gleich
In ewger Klarheit zu Euch aufgezogen,
Daß ich ſo ſpät die ſchwehren Thaten
Erfahren ſoll?
O ſag mir vom Unglücklichen!
Sag von Oreſten.

Oreſt.

Es wär ihm wohl
Wann man von ſeinem Tod auch ſagen könnte!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut

Digitized by Google

Der Mutter Geiſt
Und ruft den alten Töchtern der Nacht,
Die auf den Mord der Blutsverwandten
Die hergebrachten Rechte
Wie ein hungrig Heer von Geyern raſtlos verfolgen.
Sie ruft ſie auf.
Und die alten Schröckniße
Der Zweifel und die Reu und die zu ſpät
Sich ewig in ſich ſelbſt verzehrende
Und nährende Betrachtung und Ueberlegung
Der That, die ſchon gethan iſt,
Steigen wie ein Dampf vom Acheron
Vor ihnen auf,
Und nun berechtigt zum Verderben treten ſie
Den ſchönen Boden der Gottbeſäten Erde,
Wovon ſie längſt hinweggebannt ſind.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben keine Raſt als wieder neu zu ſchrökken.

Iphigenie.

Unſeeliger! Du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt, was Er, der arme Flüchtling leidet.

Oreſt.

Was ſagſt Du mir? Was wähnſt Du gleichen Fall?

Iphigenie.

Den Brudermord, der Dich auch Schuld'gen drückt,
Vertraute mir Dein jüngſter. (Pylades)

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß Du, groſſe Seele,
Betrogen wirſt,
Ein lügenhaft Gewebe mag mistrauiſch
Ein Fremder dem Andern zur Falle
Vor die Füße knüpfen!
Zwiſchen uns ſey Wahrheit!
Ich bin Oreſt!
Und dieſes ſchuld'ge Haupt ſenkt nach der Grube ſich
Und ſucht den Tod.
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer Du auch ſeyſt,

So wünſch ich Dir Errettung
Und meinem Freunde — Nicht mir!
Du ſcheinſt hier ungern zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht!
Und laßt mich hier! Laßt meinen
Vor dem Altar der Göttin entſeelten Körper
Vom Fels in's Meer geſtürzt,
Mein drüber rauchend Blut
Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen. —
Und geht, daheim im ſchönen Griechenland
Ein neues Leben glücklich anzufangen.

Iphigenie.

Deinen Rath ewig zu verehren
Tochter Latos!
Wär mir ein Geſetz —
Dir mein Schickſal ganz zu vertrauen . . . .
Aber ſolche Hoffnung hatt' ich nicht auf Dich,
Noch auf Deinen weitregierenden Vater!
Soll der Menſch die Götter wohl bitten?
Sein kühnſter Wunſch reicht
Der Gnade, der ſchönſten Tochter Jovis
Nicht an die Kniee,
Wann ſie mit Seegen die Hand gefüllt
Von den Unſterblichen
Freywillig herabkommt . . .
Wie man den König an ſeinen Geſchenken erkennt,
Denn er iſt reich vor Tauſenden —
So erkennt man die Götter
An lang bereiteten, lang aufgeſparten Gaben,
Denn ihre Weisheit ſieht allein die Zukunft
Die jedes Abends geſtirnte Hülle
Den Menſchen zudeckt.
Sie hören gelaſſen das Flehn,
Das um Beſchleunigung kindlich bittet,
Aber unreif bricht eine Gottheit
Nie der Erfüllung goldne Früchte;
Und wehe dem Menſchen,
Der ungeduldig ſie ertruzend

Digitized by Google

An dem ſauren Genuß ſich den Tod ißt!
Aus dem Blute Hyazinth's
Sproßte die ſchönſte Blume!
Die Schweſtern Phaeton's
Weinten lieblichen Balſam —
Und mir ſteigt aus der Aeltern Blut
Ein Reis der Errettung,
Das zum ſchattenreichen Baume
Knospen und Wuchs hat . . .
Was es auch ſey . .
Laßt mir dieſes Glück nicht,
Wie das Geſpenſt eines geſchiednen Geliebten
Eitel vorübergehn!

Oreſt.

Wenn Du die Götter anrufſt
Für Dich und Pylades,
So nenne mich nicht!
Sey gegen die Geſellſchaft des Verbrechers
Auf Deiner Huth —
Dem Böſen iſt's kein Vortheil
Und dem guten Schade.

Iphigenie.

Mein Schickſal iſt an Deines feſtgebunden!

Oreſt

Mit nichten!
Laß allein mich zu den Todten gehn!
Verhülleſt Du in Deinen heilgen Schleyer
Den Schuldigen —
Du birgſt mich nicht vor'm Blick der Furien,
Und Deine heilige Geſellſchaft
Hält ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
In dieſen heiligen, geweyhten Hayn
Wagt ihr verfluchter Fuß ſich nicht.
Doch hör' ich unter der Erde hie und da
Ein gräßliches Gelächter;
Wie Wölfe um den Baum,
Auf den ein Reiſender ſich rettete,
Harren ſie nur hungriger —

Sie horchen auf den erſten Tritt,
Der dieſes Ufers ungeweyhten Boden
Berührt, ſie ſteigen,
Den Staub von ihren Häuptern ſchüttelnd auf,
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt Du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar es für einen, dem die Götter freundlich ſind.

Iphigenie.

Sie gaben Dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Den gelben, matten Schein des Todtenfluſſes
Seh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie.

Haſt Du nur eine Schweſter,
Die Elektra heißt?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich. Eine andre nahm
Ein gut Geſchick
Bey Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß die Fragen!
Und geſelle Dich nicht auch zu den Erinnen!
Sie blaſen ewig mir die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrand
In mir ſtill verglimmen.
Soll die Glut dann ewig angefacht
Genährt mit Höllenſchwefel
Mir auf der Seele brennen?

Iphigenie.

Süßes Rauchwerk bring ich drauf.
O laß den Hauch der Liebe
Nicht unwillkommen Dir den Buſen treffen!
Oreſt, mein Theurer!
Hat das Geleit der Schreckensgötter
So jede Ader in dir aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone

Verſteinert ſich ein Zauber
Dir durch die Glieder?
Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab;
O ſollte einer reinen Schweſter Wort
Hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! Es ruft!
So willſt Du mein Verderben?
Hat eine Rache-Gottheit ſich in Dich verkleidet?
Wer biſt Du?
Daß Du mit entſetzlicher Stimme
Mein Innerſtes in ſeinen Tiefen wendeſt?

Iphigenie.

Es zeigt ſich Dir im tiefen Herzen an!
Oreſt!
Ich bin's!
Sieh' Iphigenie!
Ich lebe!

Oreſt.

Du?

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! laß! Ich rathe Dir's!
O rühre mich nicht an!
Wie Creuſa's Brautkleid zündet
Ein unauslöſchlich Feuer
Sich von mir fort!
Laß mich!
Wie Herkul will ich Unwürdiger ſterben
Am Tod voll Schmach!
In mich verſchloßen ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn!
O höre mich! O ſieh mich an!
Wie mir es iſt —
Nach einer langen Reihe von Jahren

Digitized by Google

Zum erſtenmal dem Liebſten auf der Welt
Das Haupt zu küſſen . . . . . .
Und meine Arme, die den Winden nur
So lange ſehnend ausgebreitet waren,
Um Dich zu ſchließen!
O laſſe mich!
Denn es quillt heller nicht von dem Parnaß
Die ew'ge Quelle ſprudelnd ſo von Fels zu Fels
In's goldne Thal hinab,
Wie Freude, mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſeelig Meer mich rings umfängt!
Oreſt — mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymfe! Ich traue Dir nicht! . . .
Spotte nicht des Unglückſeeligen!
Und wende Deine Liebe irgend einem Gott zu!
Diana rächt ein Vergehen hart!
Wie ſie der Männer Liebkoſen verachtet,
Fordert ſie ſtrenge Nymfen,
Und viele Helden haben ihre Rache ſchwer gefühlt!
Wenn Du gefällig biſt, ſo rette meinen Freund,
Der mit mir irrt!
Auf jenem Pfade ſuch ihn auf!
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner!

Iphigenie.

Faſſe Dich, Oreſt!
Erkenne mich!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene ſtrafbare Luſt!
O nehmt, Ihr Götter, nehmt
Den Wahn ihm von dem ſtarren Aug'!
Und macht uns nicht im Augenblick
Des höchſten Glückes elend!
Die längſtverlorne Iphigenie iſt hier!
Sie ward in Aulis nicht geopfert!
Der Göttin Gnadenhand hat mich hieher gerettet.
Und Du — Gefangner! Verurtheilter!



Digitized by Google

Sieh!
Die Prieſterin iſt Deine Schweſter!

Oreſt.

Unſeelige!
So mag die Sonne dann
Die letzte Greuel
Von Tantal's Enkeln ſehen!
Wär nur Elektra hier!
Damit nicht irgend ſie zu einem grauſamen Schickſal
Aufbewahrt bleibe!
Gut, Prieſterin!
Ich folg Dir zum Altar!
Der Brudermord iſt hergebracht in unſerm Stamm!
Und Götter!
Nehmt Dank!
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt!
Und laß Dir rathen:
Habe nicht den Tag zu lieb,
Noch die fröhlichen Sterne —
Und folge mir in Proſerpinen's Reich hinab!
Verderblicher, als das Gewürm,
Das aus dem ſiedenden Schwefelſchlamm ſich zeugt,
Iſt, was von uns entſpringt.
O komm, komm kinderlos
Und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich voll Erbarmen an!
Laß ab! laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Clytemneſtra
Auch einen Weg nach ihres Sohnes Herzen!
Allein — Sie fiel!
Tritt auf, unwilliger Geiſt!
In Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien!
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bey!
Es iſt das Letzte und das Gräßlichſte!
Bisher vergoſſen wir das Blut
Aus Haß und Rache!
Nun wird die Schweſterliebe

Zu dieſer That gezwungen . . .
Weine nicht!
Lebe wohl!
Seit meinen erſten Jahren hab ich nichts geliebt!
Wie ich Dich lieben konnte, Schweſter!
Doch — Ich bin reif!
Ja! heb das Meſſer hoch!
Und reiß den Buſen auf,
Und öffne dieſen Strömen, die hier ſieden,
Den Weg! (Sinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen
Dieß Glück und Elend
Vermag ich nicht!
Wo find' ich Pylades? Dich theuren Mann? (ab.)

---

3.

## Zweite Scene des dritten Akts.

Oreſt allein (wie erwachend).

Noch Einen — reiche mir
Aus Lethes Fluten — —
Den letzten Becher!
Bald iſt der böſe Kampf des Lebens
Aus meinem Buſen weggeſpühlt!
Bald fließt mein Geiſt — wie in die Quelle des Vergeſſens
Selbſt verwandelt,
Zu Euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel!
Wie iſt's ſo ſtill!
Willkommen iſt die Ruh dem Umgetriebnen!
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn . . . .
Wer iſt die Schaar?
Sie gehen friedlich mit einander . .
Alte und Junge
Und Männer mit den Weibern!
Sie ſind es, meine Ahnherrn!
Sie ſind's!
Mit Thyeſten geht Atreus und die Knaben ſchlüpfen



Digitized by Google

Vermiſcht um ſie herum . . . .
Iſt keine Feindſchaft mehr unter Euch?
Iſt alle Feindſchaft mit dem Licht der Sonne
Vor Euch verloſchen?
So bin auch ich willkommen!
So darf auch ich
In Euern feyerlichen Zug mich miſchen.
Willkommen Väter!
Euch grüßt Oreſt!
Von Eurem Stamm der letzte Mann!
Was Ihr geſät, hat Er geerndet!
Mit Fluch beladen ſtieg Er herab!
Doch leichter wird hier jede Bürde,
Nehmt Ihr ihn auf in Euren Kreis . . .
Dich, Atreus, ehr' ich —
Und dich Thyeſten!
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los . . .
Zeigt mir den Vater,
Den ich nur einmal im Leben ſah!
Biſt Du's, mein Vater?
Und führeſt Du die Mutter
Vertraut mit Dir?
Darf Clytemneſtra
Die Hand Dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten —
Und darf Ihr ſagen:
Sieh Deinen Sohn!
Seht Euern Sohn! Heißt Ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Haus
Der Willkomm — Tod!
Und das Geſchlecht des alten Tantals
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht!
Willkomm! willkomm!
O ſchließt mich um und führt zum Alten
Zum Anherrn mich!
Wo iſt der Alte, daß ich ihn ſehe?
Das theure Haupt,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß?

Ihr ſcheint zu zaudern?
Wollt Ihr dem Enkel die Schmerzen ſparen?
Sollt er nicht ſehn des Anherrn Quaal?
Durch übermächt'ge Götter
Die Heldenbruſt mit ehrnen Ketten
Feſt aufgeſchmiedet.

## 2. Goethe's Werke.

**Neueſte vermehrte Ausgabe, in zwei Bänden. Mit Stahlſtichen.**

Dem Deutſchen Volke kann wohl nichts Erfreulicheres ſich ereignen, als wenn der koſtbarſte Schatz deſſelben, der in ſich ſchon unverſieglich währt und belebend umläuft, auch wirklich noch vermehrt wird, wenn Goethe's Werke, welche das eigenſte und zugleich univerſalſte Erbtheil ſeines Volkes ſind, aus ſeinem Nachlaſſe noch bedeutend bereichert hervorgehen. Solches geſchieht nun abermals in dieſer neueſten Ausgabe derſelben, die in zwei Bänden alle ſeine eigenen Werke enthält, mit Ausſchluß der ſtreng wiſſenſchaftlichen; für welche letzten, ſo wie für die Ueberſetzungen und Briefe, noch ein Band nöthig iſt, ſo daß drei Bände in würdiger Geſtalt, uns den ganzen unerſchöpflichen Reichthum leichter überſchauen und ſtets bei der Hand haben laſſen. Man erſtaunt freudig über die allſeitige lebendige Fülle ſchon bei dem Ueberblicke des vorliegenden erſten Bandes, welcher die ſämmtlichen lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Gedichte, nebſt einigen dazu gehörigen Aufſätzen, umfaßt. Es bedarf keiner Hinweiſung auf die allbekannten Gebilde darin, und wir heben hier nur die bedeutendſten neuen Erſcheinungen hervor, für deren Mittheilung wir den berufenen Herausgebern, Riemer und Eckermann, den beſten Dank zu ſagen haben.

Goethe's Lieder, welche mit Reichardt's und Zelter's Sangweiſen noch immer diejenigen ſind und bleiben, die vor allen geſellig geſungen werden, eben weil ſie aus der höchſten und heiterſten Geſelligkeit entſprungen ſind — gewinnen hier unter anderen den humoriſtiſchen „Bruder Liederlich", die „Erinnerung zweier Liebenden an die ſchöne Zeit, wo ſie ſich an einander irrten", und das hiſtoriſche Volkslied „Tilly's Eroberung von Magdeburg." Eine Kantate feiert bedeutſam das Andenken „des frohſten Mannes des Jahrhunderts", des Fürſten von Ligne: die darin (1815) wiederholte Klage

„Nein, es bleibt kein Troſt dem Tage, der dem Vater nahm den Sohn!“ war für den Dichter ſelber weiſſagend, dem Zelter leider ſolchen Troſt (1830) erwiedern mußte. Aus früheſter Zeit ſind die „drei Oden an Behriſch“ (1767), als Goethe noch zu Leipzig ſtudirte, in Klopſtock's antiken Maaßen, und ſchildern Leipzig nicht ſo günſtig, als die Frankfurter Reim-Epiſtel (1768) „an Mademoiſelle Oeſer.“ Den ſtärkſten Zuwachs erhalten die ſpruchartigen Gedichte, Gleichniſſe ꝛc., worin Goethe auf echt Deutſche Weiſe vor Allen ſo mächtig iſt, daß die meiſten ſogleich in den reichen Schatz unſerer alten Sprichwörter übergehen können und werden, ſo wie ſie zum Theil daraus, nur mit neuem Gehalt, umgeprägt ſind.

Nicht minder gewinnen die Epigramme und Xenien, ſowohl die wilden als die zahmen; und eine ganz neue Abtheilung ſind die Invectiven, welche namentlich gegen Kotzebue, Böttiger, Müllner, Puſtkuchen, und andere Erſcheinungen dieſes Gelichters unbarmherzig losziehen. Es ſcheint, daß der „infernaliſche Sack“, worin Goethe dergleichen Citate unſauberer Geiſter verſchloſſen hielt, und von welchem er ſelber (zu Falk) nur mit Grauen ſprach, ſich nach ſeinem Tode aufgethan, ſo weit er jene Abgeſchiedenen betrifft; einige noch Lebende laufen ſchon mitunter, und noch manche Andere dürften darin ihr Todtengericht vorfinden. Daß die Politica nicht leer ausgehen, verſteht ſich: der unfähige Liberalismus und die machtloſe Macht erhalten derbe Lectionen; Goethe zeigt auch in dieſen Gedichten den rechten Weg, wie die Tagesgeſchichte für die Poeſie tauglich iſt, ſoll dieſe nicht von ihr verſchlungen und aufgezehrt werden. Meiſt aus mancherlei Sprüchen und Kernworten beſteht auch die Erweiterung des weſt-öſtlichen Divans. — Die Gedichte „Religion und Kirche“ überſchrieben, ſind faſt alle neu, und höchſt wichtig als Zeugnis und baares Bekenntnis wahrhaft frommer Geſinnung und Chriſtlichen Glaubens, dem die Ironie und Entrüſtung des Dichters gegen unziemliche Anmuthung in dieſer Hinſicht, ſo wie gegen das finſtere Pfaffenthum (auch in der Wiſſenſchaft) nicht Eintrag thun kann. Sehr merkwürdig iſt hier eins der älteſten Gedichte Goethe's, „die Höllenfahrt Jeſu Chriſti, auf Verlangen entworfen 1765,“ alſo noch in Leipzig, wo Gellert damals ſo ſegensreiche Vorleſungen hielt. Bedeutender jedoch iſt der „erſte Fetzen“ des ewigen Juden, eines erzählenden Gedichts, worin Goethe, auf Grundlage des Volksbuches, noch vor dem Fauſt, eine

Digitized by Google

große Darſtellung des Chriſtenthums und der Kirche begann (1769), die ihn noch in Italien (1786) beſchäftigte, aber es ſcheint, daß er durch den noch umfaſſenderen Entwurf der auch nicht vollendeten Geheimniſſe (1785), an der Ausführung gehemmt wurde; was dieſe gewaltigen Bruchſtücke, die wohl noch nicht ſämmtlich mittheilbar waren, höchlich bedauern laſſen. Daſſelbe gilt auch von Hans Wurſt's Hochzeit (1774), derbe Stücke eines Faſtnachtſpiels, wie der gleichzeitige Pater Brei, nur noch unumwundener. — In ganz anderem Tone ſind die hier vermehrten Vorarbeiten zu der idylliſchen Tragödie Nauſikaa, welche in Sicilien (1787) entſtand, neben der Umarbeitung der Iphigenia in Tauris und dem erhabenen Entwurf einer Iphigenia in Delphi. — Die ungleichen Hausgenoſſen, Singſpiel, deſſen erſter, vierter und fünfter Aufzug meiſt ausgearbeitet ſind (1789) und ſchöne ſangbare Lieder enthalten, treffen in die Zeit, wo das, was Goethe für die dramatiſche Muſik wünſchte, durch Mozart erfüllt wurde, zu deſſen Zauberflöte Goethe ſogar einen zweiten Theil dichtete. Ein Zuſammenwirken dieſer beiden großen Dichter- und Tonmächte müßte ein Schauſpiel für Götter geweſen ſeyn. — Die Wette, 1812 in Teplitz gedichtet, iſt ein meiſterlich vollendetes kleines Luſtſpiel, welches nun nicht länger von der Bühne bleiben ſollte. — Die Bruchſtücke einer namenloſen Tragödie, um 1810, ſind ſichtlich veranlaßt durch Calderone, deſſen ſtandhafter Prinz damals über die Weimarer Bühne ging; dazu ſtimmt nicht nur die Form, ſondern auch der Inhalt, dem der Widerſtreit des Heidenthums und Chriſtenthums, es ſcheint zur Zeit der Sachſen-Bekehrung, zum Grunde liegt. Zur Fortſetzung der Pandora wird der bedeutſame Entwurf mitgetheilt und läßt erſt recht den Umfang und die Tiefe dieſer Dichtung ermeſſen. Am meiſten zu bedauern iſt jedoch, zumal nach dem nun auch vorliegenden Entwurfe zur Fortſetzung der natürlichen Tochter, daß dieſe, bekanntlich auf den Denkwürdigkeiten der Prinzeſſin Stephanie von Bourbon-Conti beruhende Tragödie nicht zu der beabſichtigten Trilogie gediehen iſt. Der vorhandene erſte Theil ſchon vertritt die höchſte Vollendung der neuen dramatiſchen Kunſt, nicht bloß in der Darſtellung, ſondern auch durch den Inhalt, welcher eine ungeheure gleichzeitige Weltbewegung und Umwälzung auf die ergreifendſte und zugleich würdigſte Weiſe vor Augen und ins tiefſte Gemüth führt, ſo daß man zuvor keine Ahnung von der

Digitized by Google

Möglichkeit eines ſolchen Werkes hatte. Wenn die verhängnisvolle Halsband-Geſchichte im Großkophta ein, wie Goethe ſelber ſagt, im Stoffe vergriffenes Vorſpiel des hereinbrechenden großen Unheils iſt, ſo würde die hohe, aus der Erniedrigung wiedergeborene Eugenie, auch im Untergange, wie einſt die Jungfrau von Orleans, die Befreiung von der Tyrannei der Maſſe und die Herſtellung des im unterſten Grunde erſchütterten Vaterlandes und Welttheiles verkündigt haben. — Das Größte aber, der Goethe des Goethe, Anfang und Ende (1769 bis 1831 ſechzig Jahre!), bleibt immer der Fauſt, und wie die Vollendung dieſes Weltgedichtes das reichſte Vermächtnis des Deutſchen Volkes, ſo iſt auch jeder davon abgeſprungene Funke das köſtlichſte Ueberbleibſel. Unter dieſen „Paralipomena zu Fauſt" begegnen freilich ſolche Stellen, Derbheiten, Invectiven ꝛc., die, auch erſt jenem infernaliſchen Schlauche entfahrend, manche Leſer erſchrecken werden, und einige Auftritte auf dem Blocksberge ſind das Koloſſalſte, was in dieſer Art vorkömmt: aber alles iſt auch hier nur nach ſeinem eigenen Maaße zu meſſen, und es ſtehen ebenſo daneben die herrlichſten und erhebendſten Dinge, ſo je in Deutſcher Zunge geſagt worden, und es ertönt hier jene zumal in den älteren Theilen des Fauſt waltende mächtige Rede, die ſchon durch den bloßen Klang der Sprache in der tiefſten Seele wiederklingt und unauslöſchlich haftet. Man höre:

Warum man ſich doch ängſtlich müht und plackt,
Das iſt gewöhnlich abgeſchmackt,
Zum Beiſpiel unſer täglich Brod,
Das iſt nun eben nicht das feinſte,
Auch iſt nichts abgeſchmackter als der Tod,
Und gerade der iſt das Gemeinſte. —

Mephiſtopheles höhnt den Fauſt:

Geh' hin, verſuche nur dein Glück!
Und haſt du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück,
Der Menſch vernimmt nur, was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Irion von der Wolke,
Mit Königen vom Anſehn der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Fauſt aber erwidert:

Digitized by Google

Auch diesmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth, mit der du gern zerſtörteſt,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Geſicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörteſt:
Die Menſchheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget ſchöne Thaten;
Der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr,
Und läßt ſich gern im Ernſte rathen.
Mit dieſer Ausſicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Wie den Fauſt dieſe edle Zuverſicht, trotz aller Irren und Wirren, nicht betrog, lehrt ſein glorreiches ſeliges Ende.

---

## 3. Goethe's Denkmal.

Eine Zeitungsnachricht: in der Werkſtätte des Bildhauers Marcheſi zu Mailand ſehe man, neben den rieſengroßen Standbildern Volta's und Beccaria's, auch das mehr als lebensgroße Modell zu dem Marmorbilde Goethe's, welches ſeine Vaterſtadt Frankfurt beſtellt habe, — erregt mancherlei Bedenken. Die Kunſt iſt freilich etwas Allgemeines und Gemeingut aller Gebildeten, aber jedes Land hat doch immer auch, und mit Recht, ſeine eigenthümliche Kunſt oder ſollte ſie haben. Es kömmt allerdings vor, daß rohe Völker ſich ihre Götter von gebildeten Nachbaren machen ließen und ſie unbedenklich als ihre Götzen anbeteten; ſeit der Chriſtlichen Zeit jedoch hat jedes Volk, bei dem dieſe Religion die Kunſt begeiſterte, die überlieferten heiligen Urbilder der göttlichen Perſonen auf eigenthümliche Weiſe ſich angeeignet und belebt, als Familienbild im höchſten und nächſten Sinne, und die Heiligen der einzelnen Länder und Oerter gehörten dieſen natürlich auch in ihrer Geſtaltung völlig an. In unſeren Tagen ſcheinen nun, neben den von jeher durch Bildniſſe gefeierten Fürſten und Helden, auch die ſonſt in Staat und Kirche, in Wiſſenſchaft und Kunſt großen Männer die Stelle der Ortsheiligen und Schutzgötter einzunehmen, und jeder durch einen ſolchen Mann beglückte Ort will jetzo ſein Bildnis aufſtellen; ja

Digitized by Google

manche ſtreiten ſich darum, z. B. Stuttgart und Marbach um Schiller, wie einſt die Griechiſchen Städte um Homer, und wie man ſich im Deutſchen Mittelalter die Rolandsbilder wohl wirklich entführte. So erfreulich ſolches in vieler Hinſicht, ſo gedeihlich es gewis für die Kunſt iſt, ſo bleibt dieſe ganze Angelegenheit doch vorzugsweiſe immer eine heimatliche und kann und wird nur im Vaterlande ſelber wahrhaft vaterländiſch in Sinn und That ausgeführt werden. Wer wird nicht unſerem Schlüterſchen Reiterbilde des großen Kurfürſten vor den ähnlichen, von Fremdlingen ausgeführten Werken daheim, wie im Auslande, den Preis geben? Obſchon damit nicht geſagt iſt, daß nicht auch heimiſchen Händen ähnliches Bildwerk verunglückte. Und ebenſo dürfen wir, der Standbilder des Kriegsfürſten Blücher und anderer Befreiungshelden zu geſchweigen, auf unſere ehernen Standbilder des Glaubenshelden Luther, des Waiſenvaters Franke, des Edelbürgers Möſer, des Kunſtheiligen Dürer, getroſt als auf das Neueſte und Vollkommenſte dieſer Deutſchen Art und Kunſt, hinweiſen. Von Thorwaldſens ſchrifterfindendem Guttenberg und tiefſinnendem Schiller müſſen wir ſchon zum Voraus, wie nach Berichten, ebenfalls die höchſte Vorſtellung haben, und dieſes Haupt der neuen Bildkunſt zählen wir mit Recht zu den Unſeren, wie unſere Kunſtgenoſſen ihm in allewege am nächſten zuſagen, mit ihm leben und am meiſten von ihm lernen. Ganz anders ſteht es dagegen mit dem Mailändiſchen Bildhauer und Goethe. Wir wollen dem Marcheſi ſeinen Ruhm nicht beſtreiten, und daß ſein Modell Goethe's, „deſſen Geſichtszüge ſehr gut getroffen, volle Bewunderung verdiene;“ aber ſo viel iſt doch wohl außer Frage, daß unſerm gröſten Dichter und Zeitgenoſſen, von dem es mit Wahrheit heißt (in dem bekannten Sonett von W. v. Schlegel): „göttlich von Antlitz, von Geſtalt, Gemüthe“, und der auch für die bildende Kunſt ſelber ſein langes Leben lang ſo liebekräftig gewirkt hat, — daß Ihm vor Allen auch gebührt, von den Händen der gröſten Künſtler ſeiner Zeit, die ihn kannten, von Angeſicht zu Angeſicht, mit ihm lebten und ihn liebten und verehrten, zum ewigen Denkbilde für die Nachkommen hingeſtellt zu werden. Und daß dieſe Künſtlerhände auch nur ſeinem Vaterlande angehören, kann eben ſo wenig zweifelhaft ſein. Wie nun die Pfleger des in Rede ſtehenden Stadtbildes ſich die Tramontana jenſeit der Alpen geſucht haben, iſt ſchwer einzuſehen; man wird aber da-

Digitized by Google

bei an den bekannten Spruch Goethe's erinnert, wodurch er ein Denkmal noch bei ſeinem Leben ablehnte: „Ja, wer Euch nicht kennte! Euch, nicht ihm, ſetzt Ihr Monumente." Die ſpeculativen Unternehmer ſollen nämlich Rangſtreit über die Folge ihrer Namen auf dieſem Denkmale geführt haben. Einer früheren Nachricht zufolge, hat Marcheſi's Goethe ein Büchlein und einen Griffel in der Hand und denkt nach; was auf der Tafel ſteht oder ſtehen ſoll, verlautet nicht. — Ich meine, überall darf Goethe nicht ſtehen; er, als das Haupt und der Vater dieſer neuen Schutzgötter, gehört würdigerweiſe auf einen Stuhl oder Thron. Wir gedenken von einer früheren hieſigen Kunſtausſtellung eines kleinen Modells, wo der damals noch in ewiger Jugend lebende Alte ſo recht behaglich und würdig auf einen Seſſel hingelehnt ſaß; von derſelben Meiſterhand, die uns das lebensgroße Bruſtbild, und das kleine Standbild Goethe's, als ein trauliches Hausbild, ſo lebenswarm hingeſtellt hat. Und in vielen Abdrücken verbreitet, mit einem zu ſeinem Denkmale beſtimmten geiſtvollen Buche, iſt der Umriß eines Bildes, deſſen Anblick, im kleinen plaſtiſchen Modelle, dem hohen Alten ſelber noch ein freudiges Lachen entlockte, und welches in den Haupt- und Grundzügen gewis das Wahre und Schöne trifft, und zwar auch an einen Ueber-Alpiſchen, von der Brenta herkommenden Namen ſich knüpft, aber mit echt vaterländiſchem Sinn und Geſchick entworfen iſt.

**v. d. Hagen.**

Digitized by Google

## XIX.
# Jahresberichte über die Arbeiten der Geſellſchaft
und
## Ueberſicht der wichtigſten neuen Werke Deutſcher Sprach- und Alterthumskunde,
### in den Jahren 1836 bis 1839.

## 1836.

### I.

In der öffentlichen Vierteljahrsverſammlung am 21. April las **Dr.** K. Lehmann über die Slaviſchen Ortsnamen im nordöſtlichen Deutſchland; **Dr.** Kugler über Albrecht Dürer, mit Vorlegung der vorzüglicheren Holzſchnitte und Randzeichnungen in Steindruck; Dir. Zeune hielt einen Vortrag über die naturgeſchichtliche Entwickelung der Sprachen. In den beiden vorangegangenen Monatsverſammlungen las Regierungsrath Graff über die ſogenannte ſchwache Declination der Deutſchen Sprache. Der zeitige Ordner Prof. v. d. Hagen berichtete über die neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Deutſchen Sprach- und Alterthumskunde und legte ſie zur Anſicht vor.

I. Geſellſchaftsſchriften: Fortſetzung des von Aufſeſſiſchen Anzeigers für Kunde der teutſchen Vorzeit durch Mone 1835, 3 und 4tes Vierteljahrsheft; enthält vornämlich auch Auszüge und Abdrücke Altfranzöſiſcher und Altniederländiſcher Stücke (Garin — Maerlants Alexander, Karl und Elegaſt, Nibelungen), neben Altdeutſchen (Pilatus, auch in Lateiniſchen Verſen), Volksliedern und

örtlichen Sagen. Auch zum Reinhard Fuchs iſt abermals die Ausbeute von drei neu entdeckten Lateiniſchen Handſchriften mitgetheilt.

II. Erſte Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungen Altdeutſcher Denkmale.

1) Theuerdank, herausgegeben von Dr. K. Haltaus (Quedlinburg und Leipzig 1836), als zweiter Band der Bibliothek der geſammten Deutſchen National-Litteratur: genaue Wiederholung der prächtigen erſten Ausgabe, Nürnberg 1517, mit den (nur orthographiſchen) Abweichungen der zweiten, Augsburg 1519. Die gründliche und umſichtige Einleitung ermittelt durch vier Wiener Handſchriften, daß die Grundlage des Gedichts, ſo wie die Entwürfe zu den Bildern, vom Helden deſſelben, dem letzten ritterlichen Kaiſer Maximilian ſelber herrühren, und jenes nur von dem Propſt Melchior Pfinzing weiter ausgeführt worden, wie dieſe von den Zeichnern und Holzſchneidern. Auch wird durch innere Gründe, wie durch das gleichzeitige Zeugnis Neudörfers bewährt, daß dieſes bewunderns würdige Werk nicht durchaus der Holzſchneidekunſt, ſondern auch der Buchdruckerkunſt angehört, indem des Kaiſers Geheimſchreiber Vinc. Rockner die Buchſtaben dazu entwarf, welche der Kaiſer eigenhändig belobte, und darnach Schönsperger druckte. Sechs Abbildungen geben von den Handſchriften, Druck und Bildern getreue Anſchauung.

2) Parcival, Rittergedicht von Wolfram v. Eſchenbach, aus dem Mittelhochdeutſchen zum erſtenmal überſetzt von San-Marte (Magdeburg 1836), iſt wohlgelungene Ausführung des ſchon 1833 ausgeſtellten Verſuches: Erneuerung des herrlichen, ſinnſchweren alten Gedichtes, durch völlig freie Bearbeitung auch hinſichtlich der Form, welche ſich hier den vierfüßigen Reimpaaren des Theuerdank annähert, aber auch hüpfende Füße, wie der ſogenannte Knittelvers, und überſchlagende Reime zuläßt, und ſo allerdings ſich zeitgemäß lebhafter bewegt. Die ganze Darſtellung bekundet dichteriſchen Sinn und Gewandtheit, ſo wie treufleißiges Eindringen in das ſchwierige alte Werk, welches auch durch die geſchichtliche Einleitung, Anmerkungen und Stammtafeln dem heutigen Leſer willkommen näher gebracht und hoffentlich der lebendigen Wirkung nicht ermangeln wird. Jedenfalls iſt die Erſcheinung auch der übrigen Werke Eſchenbachs in dieſer Geſtalt zu wünſchen, wie der Parcival ſich hier als erſter Band von Eſchenbachs „Leben und Dichten“ an-

Digitized by Google

kündigt. Die Mußeſtunden vom anderweitigen Berufe des Verfaſſers (Regierungsrath A. Schulz in Magdeburg) ſind damit gewiß ſehr würdig beſchäftigt. Zugleich iſt dieſes Buch ein glänzend ausgeſtattetes Druckwerk (der Hänelſchen Hofbuchdruckerei in Magdeburg), und erinnert in aller Hinſicht erfreulich an die neueſte Prachtausgabe der Nibelungen in der Bearbeitung des Hauptmanns v. Rebenſtock.

3) G. G. Gervinus Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, 2r Theil (Leipz. 1836): geht vom Verfalle der Ritter- und Hofpoeſie durch die Proſa und den Meiſtergeſang bis zur Volksdichtung in der Reformationszeit und deren Weiterbildung bis auf Hans Sachs. Der Verfaſſer iſt hier ſichtlich mehr in ſeinem Felde, als beim erſten Theile; an der Darſtellung iſt nur noch die häufige Vergleichung nach allen Seiten hin, vornämlich mit der klaſſiſchen Poeſie, als ſtörend, überhaupt ein gewiſſer verwickelter unklarer Ausdruck zu bemerken; auch müßte ein Werk, welches „aus Einem Guſſe" ſein will, (1, 284), nicht ſo viel conſtruiren, noch weniger Anmerkungen in dem Text machen, und ſich immer von neuem über ſein Verfahren entſchuldigen.

4) Unterſuchungen zur Geſchichte der Deutſchen Heldenſage von F. J. Mone (Quedlinburg und Leipzig 1836), zugleich der erſte Band der obgedachten Bibliothek der geſammten Deutſchen National-Literatur: Fortſetzung und Aufnahme der früheren Arbeiten des Verfäſſers, in der Einleitung zu den Nibelungen (1818), in den Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Literatur und Sprache (1830), im Anzeiger u. a.; diesmal, reichhaltige urkundliche Nachweiſung der Völker- und Länder- und Heldennamen, mit Zeugniſſen über die Sagen ſelber; über Abfaſſung der Nibelungen durch den Kölner, nicht Paſſauer, Biſchof Pilgrin (1021—36); Kritik der Edda-Lieder von den Nibelungen und des Angelſächſiſchen Heldengedichts Beowulf; endlich, aus der inneren Geſchichte der Heldenſage, über die Zwergſage von Ages und dem Nibelungen-Hort. Als Anhang, weitläuftiger Auszug des Altfranzöſiſchen von P. Paris 1833 herausgegebenen Gedichts, Werin (Garin) von Lothringen, nach einer Brüſſeler Handſchrift: der Verfaſſer erkennt darin dieſelbe epiſche Grundlage, wie in den Nibelungen. Man wird auch hier anſtehen, ihm zu folgen; wie denn dieſes Buch überhaupt, neben ſinnreichen Zuſammenſtellungen, viel Un-

Digitized by Google

ſicheres und Gewagtes enthält. So darf man ſich nicht wundern, ſelbſt den Napoleon für einen nur verwälſchten Nibelungen erklärt zu ſehen; deſſen bekannte anderweitige Deutung (Berglöwe) ſich mit dem ebenfalls durch Nibelung erklärten Königsnamen des Löwen **Noblons**, Nobel, begegnen würde.

5) Deutſche Mythologie von J. Grimm (Göttingen 1835): ganz nach Art der Deutſchen Rechtsalterthümer deſſelben Verfaſſers, vornämlich eine wohlgeordnete und verbundene überreiche Stellenſammlung; ſehr vollſtändig zumal über den mancherlei Aberglauben, worauf die Sammlung urſprünglich angelegt war; natürlich noch mehr von Etymologie durchdrungen, als die weniger verdunkelten Rechtsalterthümer: ſie dient ſo zur ältern urkundlichen Bewährung der gegenſeitig ſie erläuternden und ergänzenden Nordiſchen Mythologie; welche hier nur angewandt, nicht auch in ihrem Zuſammenhange dargeſtellt iſt. Die Weiſe wie in der Vorrede über Vorgänger, zumal verſtorbene, abgeurthelt wird, iſt nicht würdig.

6) Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit beſonderer Rückſicht auf Goethe. Ein Verſuch von Caspar Poggel, Lehrer am Gymnaſium zu Recklingshauſen (Hamm 1835): gründet ſich auf eine frühere Schrift deſſelben Verfaſſers „über das Verhältniß zwiſchen Form und Bedeutung in der Sprache" (Münſter 1833), iſt ſehr anſprechend ausgeführt, auf dem richtigen Wege der einfachen Wahrnehmung, und weiſet den glücklich dazu erwählten Dichter auch von dieſer bisher faſt unbeachteten Seite als unſern gröſten.

7) Auguſt Kahlert **de homoeoteleuti natura** (Breslau 1836) nimmt denſelben Gegenſtand, mit Benutzung der obigen Schrift, allgemeiner auf, und empfiehlt den Verfaſſer wohl zu dem Lehramte, zu deſſen Erwerbung dieſe Abhandlung beſtimmt iſt.

8) Anſichten der wichtigſten Städte Deutſchlands, ihre wichtigſten Dome, Kirchen und ſonſtigen Baudenkmale alter und neuer Zeit, von L., J. und G. Lange (Darmſtadt 1836. 4), Heft 8 und 12, enthält München I. und Landshut, in gleicher, ja zunehmender Trefflichkeit.

9) M. Saint-Marc Girardin **Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne** (Paris 1835): die Frucht zweier durch das Franz. Miniſterium veranlaßten Reiſen des gelehrten und beredten Verfaſſers im nördlichen und ſüdlichen Deutſchland, beſonders

zur Erforſchung der Unterrichtsanſtalten, worüber er auch einen umſtändlichen Bericht kürzlich herausgegeben hat. Hier liefert er Reiſeanſichten, wiſſenſchaftliche Betrachtungen, und Bearbeitungen einzelner Deutſcher Stoffe; und alles bekundet die Neigung und den Ernſt, womit er unſere Sprache und Litteratur auffaßte, und ſeinen Landsleuten vorführte. Den Beſchluß macht der Anfang einer Uebertragung der Nibelungen in Proſa.

III. Wörterbücher und Sprachlehren. Von Graffs Althochdeutſchem Sprachſchatz iſt mit der 6ten Lieferung der erſte Band glücklich beſchloſſen. Sonderbar haben bisher die kritiſchen Schöppenſtühle außerhalb Berlin darüber geſchwiegen, es ſcheint in dem Sinne, wonach man Schätze ſtillſchweigend heben ſoll. — Auch lag der mit dem 4ten Hefte beſchloſſene erſte Jahrgang dieſes Jahrbuches der Geſellſchaft vor.

II.

Die öffentliche Sommerverſammlung wurde auch dieſes Jahr wieder an Goethe's Geburtstage gehalten. Der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen ſuchte in ſeinem Vortrage das Bild des großen Menſchen und Dichters, vornämlich in patriotiſcher und politiſcher Beziehung aus ſeinen Werken und Worten zu vergegenwärtigen, und theilte ein ungedrucktes Gedicht deſſelben auf die Berliner „Freuden Werthers des Mannes" (1775) mit. Dr. Yrem las einen ungedruckten Brief vor, den Goethe im J. 1775 im Namen und Sinne Werthers geſchrieben. Noch mancherlei wurde beim frohen Mahle von und aus dem gefeierten Dichter geſagt und geſungen, und die ſehr zahlreiche Geſellſchaft, welche diesmal auch wieder durch Frauen verſchönt wurde, ſtimmte herzlich in das Lebehoch des „unſterblichen Vaterlands- und Welt-Dichters ein, der vor allen auch ein Freund und ſchöpferiſcher Dichter der Frauen iſt."

In den vorhergehenden Monatsverſammlungen las der zeitige Ordner über einige zweifelhafte oder falſch verſtandene Sprachformen und Wortverbindungen. Rector Bormann las über das Leben und die Werke des Myſtikers Heinrich Suſo, eines Zeitgenoſſen Taulers, nebſt Proben ſeiner Werke, aus den Handſchriften der Königlichen Bibliothek. Profeſſor Zelle las einen Verſuch zur Eintheilung der Litteratur.

III.

In der öffentlichen Herbſtverſammlung hielt Prof. Riedel

Digitized by Google

einen Vortrag über die Einführung der Kirchenverbeſſerung in Danzig, nach Urkunden, von welchen er die merkwürdigſten vorzeigte. Demnächſt las Rector Bormann über einen bisher unbekannten Schriftſteller des 14ten Jahrh., den Myſtiker Konrad von Weißenburg, nach einer Handſchrift der Königl. Bibl. (German. II). Zugleich legte er die von derſelben Bibliothek kürzlich erworbene zweite Ausgabe von Heinrich Suſo's Schriften vor. Dir. Zeune theilte ein in Jena handſchriftlich gefundenes ſatyriſches Gedicht mit, genannt „der Hörſelberg (bei Eiſenach), 1592 geſchrieben durch Victorem Perillum." (Germ. II). Der unterſchriebene zeitige Ordner las über die Indiſche Quelle von Goethe's Ballade „der Gott und die Bajadere" (Germ. II), und berichtete über die vorliegenden neueſten Erſcheinungen in dem Bereiche der Geſellſchaft.— In der nächſten Monatsverſammlung las Dir. Dieſterweg eine Beurtheilung der wiſſenſchaftlichen Grammatik der Deutſchen Sprache von Wahlert (Paderborn 1835), der Wiſſenſchaft der Grammatik von Städler (Berlin 1835), und der vorläufigen Grundlegung zu einer Sprachphiloſophie von Stern (Berlin 1835). Der zeitige Ordner übergab die, als Geſchenk der Herausgeber für die Geſellſchaft eingegangenen Werke: 1) von Prof. Berndt in Bonn „die doppelförmigen Zeitwörter der Deutſchen Sprache (Aachen und Leipzig 1837). 2) Von Dr. Genthe in Eisleben: H. Ch. Fuchs Mückenkrieg (Eisleben 1833), und eine ſeltene alte muſikaliſche Liederſammlung von Gregor Lange (Breslau 1592). 3) Von H. C. von Gabelentz und Dr. Löbe in Altenburg, den erſten Band ihrer trefflichen neuen Ausgabe des Ulfilas (Leipzig 1836). 4) Von J. F. Willems, Akademiker in Brüſſel, die erſte vollſtändige Ausgabe des Niederl. **Reinaert de Vos** (Gent 1836). Zugleich legte der Ordner die beiden erſten Hefte vom zweiten Bande des Jahrbuchs der Geſellſchaft vor.

## 1837.

### IV.

Die Geſellſchaft feierte ihren Stiftungstag durch eine öffentliche Verſammlung. Dr. Tropus las über die Anfänge der Deutſchen Schaubühne und die Entwicklung ihrer hauptſächlichſten Darſtellungsarten. Dr. Mayerhoff theilte eine neulich vom Dr. Kunſtmann in einer Oberdeutſchen Handſchrift des 9ten Jahrhunderts

gefundene Althochdeutſche Eidesformel mit, und begleitete ſie mit geſchichtlichen und ſprachlichen Bemerkungen. Der unterſchriebene abtretende Ordner erſtattete den Jahresbericht über die Geſchichte, die Thätigkeit, den Haushalt und die Bücherſammlung der Geſellſchaft (die nunmehr 66 hieſige Mitglieder zählt), legte die eingegangenen Geſchenke und die neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Deutſchen Sprach- und Alterthumskunde vor, und übergab das Ordneramt dem Dir. Auguſt, der es mit einer Rede über ſein Verhältnis zu der Geſellſchaft antrat. Ein frohes Mahl machte den Beſchluß.

Die vorgelegten Geſchenke waren: 1) neun von J. H. Halbertsma in Deventer geſandte Werke, welche meiſt von ihm und der Frieſiſchen Geſellſchaft für Geſchichts-, Alterthums- und Sprachkunde herausgegeben ſind, namentlich: die bisher ungedruckte Altfrieſiſche Reimchronik, aus einer Handſchrift des 15. Jahrh. (im Th. 2. ihrer Geſellſchaftsſchriften 4.); das Altfrieſiſche Geſetzbuch, ſammt den Willküren von Opſtalbom, beides ſehr vollſtändig ausgeſtattet von M. Hettema (Leuwarden 1834—35, 3 Bde.); Sammlung der Denkſchriften bei Errichtung eines Denkmals für den Frieſiſchen Dichter Japiks (d. i. Jacobſen, ſt. 1666), in Bolsward 1823, 2 Bde. (1824—27), Proſa und Verſe, zum Theil in Frieſiſcher Mundart; dabei noch bisher ungedruckte Werke dieſes ſchon ſeltenen Dichters, und einige andere gleichzeitige Stücke, beſonders aber die drei erſten Pſalmen aus der Altniederdeutſchen Pſalmenüberſetzung, die ſchon durch Lipſius Gloſſen daraus bekannt und von Unterſchriebenem aus einer unvollſtändigen Abſchrift des verſtorbenen v. Diez herausgegeben iſt (Breslau 1817, 4.): die Quelle dieſer neuen, bei der Seltenheit ſolcher Denkmäler ſehr ſchätzbaren Mittheilung iſt nicht angegeben. Fünf andere kleinere Schriften (Deventer 1833—36) bieten meiſt poetiſche und proſaiſche Unterhaltungen in Frieſiſcher Sprache; und der Oberyſſelſche Alterthums- und Geſchichtskalender (Deventer 1836) enthält vornämlich ein Wörterbuch der Oberyſſelſchen Mundart von Halbertsma. — 2) Von Dr. Zober in Stralſund: Namen und Wappen der Stadt Stralſund, ſprachlich-geſchichtlicher Verſuch (1836). 3) Von Dr. Kahlert in Breslau: der Schleſiſche Dichter Heinrich Mühlpfort (1836). — Zugleich wurde von dem Jahrbuche der Geſellſchaft oder „Germania" das

dritte Stück des zweiten Bandes vom unterſchriebenen Herausgeber vorgelegt.

Die anderweitig vorgelegten neuen Bücher ſind:

I. Geſellſchaftsſchriften:

1) Mone's Anzeiger für Kunde der Deutſchen Vorzeit 1836, Heft 1—2: über Deutſche Namen, Dichterweſen im Mittelalter, Erdkunde im M. A. mit Karten des 9—14. Jahrhunderts, Altdeutſche Gloſſen, Urkunden, Sagen und Gedichte, namentlich über den Tanhauſer; Niederländiſche Mundarten, Romaniſche Dichtungen von Ogier, Amelius und Amicus, Wilhelm von Oranſe, Salomon und Morolf.

2) Neue Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins, herausg. v. K. E. Förſteman Bd. 2, H. 3. 4. und Bd. 3, H. 1. (1826): Brandenburgiſche, Merſeburgiſche Urkunden; der erſte auf Deutſch verfaßte Landfriede K. Friedrichs II. zu Mainz, 15. Auguſt 1235, aus der Dortmunder Urkunde von 1236, durch B. Thierſch: entſchieden Niederdeutſch, und durch Hochdeutſche Ueberbleibſel und mancherlei Verſehen auf Hochdeutſche Urſchrift weiſend; der Landfriede K. Albrechts II. 1438; alte Stadtgeſetze von Nordhauſen; die heidniſche Verehrung des „guten Lubben" zu Schochwitz im Mansfeldiſchen, noch 1462, (laut Urkunde, mitgetheilt von Prof. Wiggert), höchſt merkwürdig; Wolfram von Eſchenbach, biographiſche Skizze von San-Marte (Schulz), auch beſonders abgedruckt, und willkommene Ergänzung zu ſeiner lebhaften Erneuung der Werke Eſchenbachs; Nachrichten von Ausgrabungen und mancherlei Alterthümern, und ſehr vollſtändige Ueberſicht der Thätigkeit der verſchiedenen Deutſchen Vereine.

3) Baltiſche Studien. Jahrg. 3, H. 2. (Stettin 1836): meiſt Nordiſche Sachen, als, Sneglu u. Halle, Skalde des 11ten Jahrg., Krönung des Dänenkönigs Chriſtian ꝛc. Unter den vermiſchten Nachrichten iſt merkwürdig das Schickſal des noch nicht wiedergefundenen handſchriftlichen großen Wörterbuchs der Pommerſchen Volksſprache vom Propſt Haken zu Stolpe (ſt. 1794), und die Aufführung eines Wallenſtein auf dem Berliner Rathhauſe, anfangs des 17ten Jahrhunderts. —

II. Erſte Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen Altdeutſcher Denkmale und lebender Mundarten.

1) **Ulfilas, veteris et novi testamenti versionis Gothicae fragmenta quae supersunt — edid. H. C. de Gabelentz et**

**Dr. J. Loebe. vol. I. (Altenburgi et Lips. 1836. 4.)**: die erſte vollſtändige Ausgabe aller Ueberbleibſel der Gothiſchen Bibelüberſetzung und überhaupt der Gothiſchen Sprache; die Herausgeber haben dazu ſelber die ſilberne Handſchrift in Upſal nochmals verglichen (wobei ſie leider eine neue Entfremdung von 11 Blättern entdeckten); ebenſo haben ſie die Wolfenbütteler Bruchſtücke verglichen, und aus den vom Grafen Caſtiglione herausgegebenen Handſchriften durch ihn über zweifelhafte Stellen erwünſchte Auskunft und Sicherheit erhalten: von welchen ſämmtlichen Urkunden auch Abbildungen auf zwei Schrifttafeln beigefügt ſind. Die in Lateiniſcher Sprache ſehr zweckmäßig auch für das Ausland bearbeitete Ausgabe liefert zu dem urkundlich berichtigten Text alle Lesarten mit kurzen, doch alles Nöthige enthaltenden Anmerkungen, neue Lateiniſche Ueberſetzung, und Einleitung in Ulfilas Leben und Werke. Der zweite Band wird noch einige Pauliniſche Briefe, Gothiſche Sprachlehre und Wörterbuch bringen, und ſo dieſe trefflich ausgeſtattete Ausgabe vollenden.

2) **Du gaminthja jah gamaudeinai: Mosamanna gaskof** (zum Gedächtnis und Andenken, von Maßmann gedichtet. München 1836. 4.): Begrüßung des erſten Wittelsbachiſchen Griechenkönigs Otto bei der Heimkehr nach München; in Gothiſchen Alliterazionsverſen der achtzeiligen Nordiſchen Königsweiſe, mit Anwendung der Nordiſchen Mythologie: beides ſtatthaft, weil die letzte zugleich Deutſch und die Alliteration durch Schmellers Entdeckung des Muſpilli nun auch als urſprünglich Hochdeutſche Form erwieſen iſt; das Gedicht iſt eben ſo wohl gemeint, als es geſchickt verfaßt iſt, und auch in neuen Bildungen die eindringliche Kunde der Gothiſchen Sprache bezeugt.

3) **Isidori Hispalensis de nativitate Domini etc. epistolae versio Francica saec. octavi quoad superest, ex cod. Paris. ed. annot. et glossar. instr.** Adolf Holzmann (Karlsruhe 1836): abermaliger Abdruck der im J. 1834 zu Paris abgeſchriebenen Handſchrift, faſt gleichzeitig mit dem Graffſchen in unſerm Jahrbuch (1835); die wenigen Abweichungen von dieſem ſind beigefügt, ſammt dem von Endlicher entdeckten Wiener Bruchſtück; die ſprachlichen Anmerkungen und das Wörterbuch ſind fleißig gearbeitet. Freilich hätte man lieber eins der manchen und wichtigen noch ungedruckten Denkmäler (z. B. die in St. Gallen vollſtändige Evangelienharmonie

nach Tatian) ſo erſcheinen geſehen; der junge Herausgeber hat hier wohl ſeinen Beruf dazu bethätigt.

4) „Nibelungennoth und Klage, nach älteſter Geſtalt in ungebundener Rede überſetzt von A. Zeune. Zweite verbeſſerte Auflage.“ (Berlin 1836): neu iſt bei dieſer Ausgabe (die erſte erſchien 1814) die älteſte Noth-Geſtalt des Liedes, die Klage, „Erdkundliches“ und eine Karte der Gegend um Worms. Das „Geſchichtliche“ iſt eine Umarbeitung des „geſchichtlichen Einleits“ zur Taſchenausgabe der Urſchrift (1815) von derſelben Hand. Ein Uebelklang bleiben immer die aus der proſaiſchen Auflöſung überall mit ganzen Versgliedern hervortauchenden Reime.

5) Gudrun. Ein epiſches Gedicht. Programm und Probegeſang. (Leipz. 1836): ein Verſuch, die epiſche Vollendung an unſerm alten Heldengedicht in Homeriſcher Weiſe, auch in Hexametern, nachzuholen; gegen die Behauptung von Gervinus Geſchichte der Deutſchen Dichtung. Der poetiſche Gervinus hat aber den hiſtoriſchen nicht durch die That widerlegt; die Stelle, von der Winter-Wäſche iſt zwar gut gewählt: denkt man jedoch dabei an die Waſchfahrt der Nauſikaa (die Goethe'n in Sicilien zu einer Tragödie begeiſterte), ſo ſpürt man gleich, wie Erde und Himmel, Menſchen und Götter, eine tief verſchiedene Darſtellung fordern, und ja auch ſchon hervorbrachten.

6) Der arme Heinrich, Schauſpiel in 1 Aufz. von Kannegießer (Zwickau 1836). Nächſt den Nibelungen, iſt kein Altdeutſches Gedicht ſo oft herausgegeben, bearbeitet und erneuet worden, als dieſes: mir iſt, ungeachtet Hartmanns gemüthlicher Darſtellung, dieſe Dichtung immer undeutſch und widerwärtig vorgekommen (vergl. Leben der Minneſinger S. 272); und Goethe's ſtarker Ausdruck ſeines Abſcheus davor (Werke Bd. 32, S. 73) hat mich darin beſtätigt: vorliegendes jambiſches Schauſpiel vermag aber keine Umſtimmung hervorzubringen.

7) Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntnis älterer Deutſcher Mundarten und Schriften von Prof. J. Wiggert. (Magdeburg 1836): wiederum gute Benutzung eines Programms, des Domgymnaſiums (auch abgedr. in D. Mathias pädag. u. litt. Mittheil. B. 11.); diesmal Auszüge und Schriftprobe einer Handſchrift des 15. Jahrh. in der Stadtbibl., enthaltend: die Sittenſprüche des Facetus in Niederd. Reimen, ganz abgedruckt, verſchieden von

Digitized by Google

der durch Kinderling bekannt gemachten Magdeburger Handſchrift (vergl. litt. Grundr. zur Geſch. der Deut. Dichtk. S. 413); eine bisher ganz unbekannte Samml. von 102 Fabeln (Beiſpielen) und Erzählungen in Niederdeutſchen Reimen von Gerhard, Dechanten zu Minden 1370, der ſich auch urkundlich findet. Die Fabeln ſind meiſt die bekannten Aeſopiſchen; unter den Erzählungen ſind aber ganz eigenthümliche, es ſcheint örtliche, und volksmäßig-ergetzliche; viele von dieſen beſonders ſind ganz mitgetheilt, andere im Auszuge mit Nachweiſungen; ebenſo der in derſelben Handſchrift befindliche, noch unbenutzte, Niederdeutſche Freidank. Alles iſt ſehr befriedigend gegeben und erläutert. Der vollſtändige Abdruck der Beiſpielſammlung iſt zu wünſchen.

8) Altdeutſche Blätter von M. Haupt und H. Hoffmann 3. u. 4. H. (Leipz. 1836): meiſt wieder Nachrichten von Altd. Hdſſ., Abdrücke kleinerer Stücke und Bruchſtücke, beſonders eines noch unbekannten zum heimiſchen Sagenkreiſe, namentlich Dietrichs von Bern, gehörigen Gedichts, in kurzen Reimpaaren, in der Art wie Dietrichs Flucht und Dietleib in meinem Heldenbuch; aus Baſeler Perg.-Blättern durch W. Wackernagel. Die Proſabruchſtücke von den „Fittigen der Seele" erinnern ſtark an Konrads von Weißenburg Myſtik (Germania 1836, H. 4). Auch Altfranzöſiſche Sachen (Tiſchzucht, von J. Wolf) und Engliſche (Cocaygne, von Th. Wright); abermals Nachträge zu Reinhard Fuchs, J. Grimms Mythologica, Zuſätze ꝛc.

9) **Reinaert de Vos**, das Altniederländiſche Gedicht, hat eben J. F. Willems, Akademiker zu Brüſſel, zum erſtenmal vollſtändig herausgegeben (Gent 1836), nach der Perg. Hdſ., aus Anf. des 15. Jahrh., welche die Belgiſche Regierung kürzlich aus der Will. Heberſchen Bibliothek in England für 4000 Gulden erſtanden hat, die Holländiſche Regierung überbietend. Dieſe Hdſ. allein enthält den zweiten Theil (V. 3474—7816), davon das Van Wynſche Bruchſtück vom J. 1475 nur die letzten 1038 Zeilen bewahrt, vollſtändig, meiſt in Uebereinſtimmung mit der alten Holländiſchen Proſa und mit unſerm Reineke Vos, deſſen Verhältnis und Herkunft nun erſt recht deutlich wird. Die einſichtige, mit allen Vorarbeiten vertraute Einleitung behauptet mit Grund den Flamändiſchen Urſprung des erſten Theils, ſchon im 12ten Jahrh.; und aus dieſem erſten Theil iſt eine zur Ergänzung des älteſten Franzöſiſchen

Digitized by Google

Fuchsgedichtes von Perrot von St. Cloud, um 1230, verfaßte Branche (Rhapſodie) nur eine buchſtäbliche Ueberſetzung, als welche ſich auch andere Branchen des **Roman du Renart** ausweiſen: dagegen iſt der zweite Theil des Reinaert Vos beſonders nach Wälſchen (Franzöſiſchen) Dichtungen ausgeführt. Und dieſe Fortſetzung dichtete der zu Anfang des erſten Theils ſich nennende Willem (Wilhelm), vermuthlich Willem Utenhove von Aerdenburg in Flandern, um 1270; deſſen Arbeit dann in den ſpäteren Abſchriften mannigfaltig verändert wurde. Eine bibliographiſche Ueberſicht zeigt die weitere Europäiſche Fortwälzung dieſer Dichtung. Der Text des erſten Theils iſt aus der ältern und echtern Komburger Handſchrift gegeben und die Lesarten der Brüſſeler ſind darunter geſetzt; welche unter andern die in der neuſten Ausgabe des Reinike Vos von H. Hoffmann dem Deutſchen Bearbeiter zu Gute geſchriebenen Züge meiſt auch als Eigenthum des Reinaert ergeben. Schriftproben, Abbildungen (zum Theil auch aus der Hdſ., mehr nach Gottſcheds Prachtausgabe), Anmerkungen, Wörterbuch, Beilagen einzelner Altniederländiſcher Fuchsgedichte und Altfranzöſiſcher Branchen, vervollſtändigen das ſchön gedruckte Buch; und der Herausgeber, der ſchon 1834 durch eine Niederländiſche Erneuung des älteſten Reinaert als ein rüſtiger Theilnehmer an der, wie er ſelber ſagt, ſo lebhaften Fuchsjagd auftrat, hat ſich auch durch dieſe neue Fuchsgeſchichte als ein ſolcher bewährt.

10) Der Renner, Ausgabe des Bamberger Vereins, beſchließt mit H. 3 den Abdruck der Erlanger Handſchrift von 1347 (24,572 Reimzeilen), und fügt 2 Abbildungen aus einer Wolfenbütteler Handſchrift bei. Der Abdruck, beſorgt von dem Prof. Rudhart und v. Reider, ſcheint genau. Ein viertes Heft wird Nachrichten von allen Handſchriften und die Lesarten bringen.

11) Die Chriſtenburg, allegoriſch-epiſche Dichtung von Joh. Val. Andreä, aus gleichzeitiger Handſchrift durch K. Grüneiſen (Leipzig 1836, beſonderer Abdruck aus der Zeitſchr. für hiſt. Theol.): ein auch ſprachlich nicht unbedeutendes Gedicht des berühmten Schwäbiſchen Gottesgelehrten, welches die Kämpfe und den Sieg der Lutheriſchen Kirche kurz vor dem 30jährigen Kriege ſchildert, im H. Sächſiſchen Verſe, mit Luthers Lied von der feſten Burg ſchließend.

12) Hertha, Almanach für 1836, herausg. von Ch. Knapp (Kempten): Lieder und Sprüche der Minneſinger, (Obernburg,

Marner, Bubenberg, Gottfried von Straßburg, Rubin von Rüdiger, Hadlaub, Konrad von Würzburg, Spervogel) von F. Rückert, mit derſelben Meiſterſchaft erneuet, wie die vorjährigen. Daran fügt ſich eine Reihe Volkslieder, aus einer Handſchrift des 17ten Jahrh. bearbeitet von F. L. Rochholz: zum Theil noch unbekannte, auch geſchichtliche Lieder, gut gewählt und lebhaft vorgetragen, wie in der Schweizer Liederchronik deſſelben Herausgebers. Von ihm iſt hier auch die freie und kurze Bearbeitung des ſchönen alten Romans Pontus und Sidonia, welchen Eleonore Stuart, Tochter des ermordeten Schottenkönigs Jakob I. und Gemahlin des Erzherzogs Siegmund von Oeſterreich, vor 1464 aus dem Franzöſiſchen verdeutſchte, wie ich ihn nach der Ausg. von 1539 im Buch der Liebe (Berlin 1809) unverkürzt erneuet habe. Rochholz gebrauchte eine bisher unbekannte Ausgabe o. J. u. O.

13) Die v. Erlachiſche große Sammlung Volkslieder der Deutſchen iſt nun mit dem 5ten Bde. (1836) geſchloſſen: volksmäßige Lieder neuerer Dichter, von Gleim bis auf Albert Sebus, und ähnliche namenloſe Lieder; willkommen iſt dabei die Nachweiſung der Sangweiſen; den Beſchluß machen Lieder aus Sing- und Schauſpielen von Weiße und Hiller bis Kotzebue und Maria von Weber.

14) Hundert Deutſche hiſtoriſche Volkslieder, geſammelt und in urkundlichem Text chronologiſch geordnet von L. v. Soltau (Leipzig 1836): eine wohlgewählte und ſorgfältige Sammlung, die auch Neues aus Handſchriften, alten Drucken und fliegenden Blättern bietet, genau abgedruckt, berichtigt und erläutert, von dem Siegeslied der Altfranken (880) bis zum Schmachlied auf den Kaiſer der Neufranken 1815; für die älteſte Zeit ſind mit Recht auch Lateiniſche Lieder dieſer Art aufgenommen; eine weitgreifende Einleitung eröffnet das ſchön gedruckte Buch, welches Sr. K. H. dem Kronprinzen gewidmet iſt, und das erfüllt, was andere ähnliche Sammlungen (zunächſt die O. L. B. Wolfiſche 1830) wollten.

15) Deutſche Volkslieder mit Melodien, geſammelt und für eine oder zwei Singſtimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre geſetzt von F. Silcher 1. 2 H. (Tübingen 1836 4.) zunächſt für den dortigen Geſangsverein, ſehr brauchbar eingerichtet; zum Theil auch volksmäßige Lieder namhafter Dichter, ſo wie der Volksmundarten. Dazu gehört, von demſelben Herausgeber, eine ganz ebenſo eingerichtete Sammlung ausländiſcher Volkslieder in

Digitized by Google

Deutſcher Ueberſetzung, davon bisher nur das erſte Heft erſchienen iſt. Eine ähnliche, beides ſogleich verbindende Sammlung ſind

16) Auserleſene, ächte Volksgeſänge der verſchiedenen Völker, mit Urtexten und Deutſcher Ueberſetzung, geſammelt in Verbindung mit A. W. v. Zuccalmaglio, ein- und mehrſtimmig eingerichtet mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre und herausgegeben von E. Baumſtark. Bd. 1, H. 1—3 (Darmſtadt 1836. 4.): hier iſt aber alles noch beſſer beſtellt, wie ſchon die Anmerkungen zeigen, und beſonders iſt es auf das wahre Deutſche Volkslied gerichtet; die Theilnahme des Geh. K. R. Kretzſchmer zu Anklam, der vor allen in dieſem Gebiete ſo heimiſch, iſt dabei ſehr vortheilhaft. In aller Hinſicht ſind dieſe Hefte eine Fortſetzung der von demſelben Baumſtark mit W. v. Waldbrühl herausgegebenen und Prof. Thibaut gewidmeten Bardale (Leipz. 4.)

17) L. Bechſtein, der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes, Bd. 1: Sagen von Eiſenach, Wartburg, Hörſelberg und Reinhardsbrunn (Hildburghauſen 1835): wieder ein guter Anfang landſchaftlicher Geſchichtsſagen, wie früher beſonders die benachbarten Harzſagen von Otmar (Nachtigall), die mehrere Deutſche Landſchaften umfaſſende Büſchingſche Sammlung; treu und gut aus ſchriftlicher und mündlicher Ueberlieferung erzählt; darunter auch die Lieder von Tannhäuſer und Ludwig dem Springer (mit alter Sangweiſe), aus alten Drucken.

18) Der Graf von Gleichen, romantiſche Volksſage von Dr. H. Döring. Nebſt einem hiſt. krit. Anhange vom Med. R. Dr. Thilow in Erfurt (Gotha und Erfurt 1836). Die Nachgrabung, welche in den Rieſengräbern Siegfrieds und Rolands nur Poeſie fand, hat hier einmal der Sage Wort gehalten und ſie zur Geſchichte gemacht, nachdem ſie ſo mannigfaltig im Andenken lebte, ſchon im J. 1591 in Weimar auf die Bühne kam, und noch in Goethe's Stella mitſpielt. Als im J. 1813 die Franzoſen im Grabe des Grafen von Gleichen und ſeiner beiden Weiber die goldene Krone der Sarazeniſchen Fürſtentochter ſuchten, fanden ſie zwar nur den Kopf dafür; der Dr. Thilow ſammelte aber ſorgfältig die Gebeine des Grafen, die, faſt noch vollſtändig, ihn ſieben Fuß hoch darſtellen; daneben die Gebeine zweier Weiber, deren eine der faſt kugelrunde Schädel und ſonſt eigener Bau ſie als Türkin kennzeichnet. So beſtätigt ſich auch die Geſchichte, wonach dieſer Graf

Digitized by Google

Ernſt III von Gleichen ein ſtarker Mann war, 1264 ſechzigjährig ſtarb; nach ſeinen beiden Frauen, deren Gebeine bei ſeiner Beerdigung vermuthlich aufgehoben und zu ſeinen Füßen wieder eingeſenkt wurden. Auch ſtellt ihn ſo das große Bildwerk auf dem Grabſteine, jetzt auch im Dom, zwiſchen beiden Frauen dar; mit der Zahl 1227, das Jahr der Kreuzfahrt bezeichnend: zu welcher Zeit auch die Darſtellung und Arbeit dieſes Steinbildes gar wohl ſtimmt. Eine ähnliche Abbildung, nach alten Gemälden, iſt dieſem anziehenden Büchlein beigegeben.

19) Sprachproben aus dem 4ten bis 16ten Jahrh., ein Altdeutſches Leſebuch für Studirende (Bamberg 1835): aus Anlaß der Bairiſchen Studienverordnung 1834, worin auch Geſchichte der Deutſchen Sprache mit Muſterſtellen, für die Gymnaſien beſtimmt wird; ziemlich verſtändige Stellenſammlung von Ulfilas bis Luther, deſſen derber Brief an Kurfürſt Joachim II von Brandenburg gegen die Juden und Goldmacher beſchließt: das Ganze ſollte jedoch genauer ſein; und ein Misgriff iſt, daß nochmals die Rachegelübde der Sachſen gegen Karl d. Gr. und ihre Abſchwörung des Heidenthums, deren Unechtheit längſt außer Zweifel iſt, als Sprachurkunden auftreten, anſtatt ihrer echten Vorbilder aus des H. Bonifacius Zeit (in unſerm Jahrb. 1836, H. 1).

20) Die Sage vom Schuß des Tell. Eine hiſt. krit. Abhandlung von Dr. J. L. Ideler (Berlin 1836): eine umſichtige und umſtändliche Zuſammenſtellung der Zeugniſſe über dieſe und ähnliche Erzählungen, welche ſie wieder aus der Geſchichte in die Sage verweiſet. Das der Wilkinaſaga hier entſprechende ältere Eddalied vom Schmid Wieland (über welchen Depping in Paris in Verbindung mit Francisque Michel ſchon 1833 eine ähnliche, Franzöſiſche Abhandlung **Véland le Forgeron** geliefert) kennt dieſen Apfelſchuß noch nicht. Wohl aber bezeugt ihn ſchon Heinrich von Hünenberg, der die Schweizer durch einen Pfeilſchuß vor der Schlacht bei Morgarten 1315 warnte (Müller II, 37), in einem Lateiniſchen Allitterationsepigramm, bei Rochholz. (Schweiz. Liederchronik S. 385). Neben den abgedruckten entfernter ſtehenden Gedichten ſollte vor allen das Tellenlied nicht fehlen, welches das Wunderhorn, beſſer auch Rochholz bot, und noch in der Franzoſenzeit von den Waldſtädten als Kriegeslied geſungen wurde; das Spiel vom Tell, aufgeführt in Uri, iſt freilich jünger (der Baſeler Druck

1698 doch ſchwerlich der älteſte), und ging erſt vom Liede aus; wie noch Schillers Drama aus Goethe's beabſichtigtem Epos entſtand. — In handſchriftlichen Mittheilungen über andere wandernde Sagen verheißt Dr. Ideler eine ähnliche Abhandlung über die Amazonen.

21) Sagenforſchungen von L. Uhland. Erſtes Stück: der Mythus von Thor (Stuttg. 1836). Ebenſo beſonnen und gründlich, als mit dichteriſchem Geiſte, wie ſolchen Forſchungen nach dem mythiſchen Urborn oder Mimersbrunnen der Dichtung erforderlich und förderlich iſt, wird der Donnergott, deſſen Eiche der Apoſtel Deutſchlands Winfried fällte, weit und breit im Deutſchen Heidenthume nachgewieſen.

22) Die altteutſche Religion von C. K. Barth. 2r Th. (Leipz. 1836). Auch dieſem Theile der Deutſchen Götterlehre, welcher die Hyperboräiſchen Gottheiten enthält und dem noch mehrere Theile folgen werden, gebührt alle Anerkennung ſelbſtändiger ernſter Forſchung; er geht noch weiter in die allgemeine Mythologie, als der erſte von der Germaniſchen Weltmutter, deren Verehrung durch Hyperboräiſchen Gottesdienſt verändert worden ſei: bei ſolcher Urmythologie erſcheinen Hypotheſen und Etymologien minder gewagt.

23) Von den Anſichten der vornehmſten Städte Deutſchlands und ihrer alten und neuen Bauwerke von L., J. und G. Lange, ſind die Hefte 9 (Fortſetzung von München), 10 Augsburg, und 13 Worms, erſchienen; die Abbildungen halten ſich fortwährend trefflich und die Beſchreibung zweckmäßig. Beſonders anziehend und merkwürdig iſt Worms, die alte Sagenſtadt, wo der Dom, im reinſten Rundbogenſtyl des 11ten Jahrh., noch ſo daſteht, wie der letzte Nibelungendichter den Kirchgang der Königinnen ſchildert. Bemerkenswerth iſt auch die reformirte Friedrichskirche, welche 1765 beſonders mit Unterſtützung unſers großen Königs Friedrich gebaut wurde.

24) Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in der K. Preuß. Prov. Sachſen, bearbeitet u. herausg. von Dr. L. Puttrich, unter beſonderer Mitwirkung von G. W. Geyſer, Maler. 1ſte und 2te Lieferung. (Leipzig 1836. Fol.): beginnt die bei den Baudenkmalen der königl. u. fürſtlich Sächſiſchen Länder angekündigte Ergänzung des echt vaterländiſchen, Sr. K. H. dem Kronprinzen zugeeigneten Unternehmens mit Merſeburg nicht minder

treu und tüchtig, als jene erſte Abtheilung mit Wechſelburg. Mehr davon in einer beſondern Anzeige (Germania II).

25) Denkmäler mittelalterlicher Kunſt in den Brandenburgiſchen Marken. Abbildungen in Steindruck mit kunſtgeſchichtlicher Beſchreibung von A. v. Minutoli. Th. 1: Denkmäler der Baukunſt vom 10ten bis ins 13te Jahrh. (Berlin 1836., Fol.) Dies ebenfalls Sr. K. H. dem Kronprinzen gewidmete Werk ſchließt ſich auf erfreuliche Weiſe dem vorigen an, ſo wie es daheim den rühmlich bekannten maleriſchen Heften von Strack und Meyerheim zur Ergänzung dient. Auch hier waltet langjährige liebevolle Vorarbeit (ſeit 1822) und unermüdliche Ausführung, neben anderweitigen Berufsgeſchäften, wie bei den Puttrichſchen Werke; überdies hat der Vf. alle Zeichnungen und Meſſungen ſelber gemacht, und die Genauigkeit und das Geſchick derſelben erkennt man leicht durch die ſorgfältigen Steindrücke. Dieſe geben, außer dem Titelbilde (Anſicht der zerſtörten Kloſterkirche in Gramzow), nur ſcharfe Umriſſe, nach Art des Mollerſchen Werkes. Die vorliegende erſte Lieferung bietet aus verſchiedenen Jahrhunderten mancherlei: Säulenköpfe aus der Unterkirche des Brandenburger Doms und der Kirche zu Jerichow, im Rundbogenſtyl; Vorſprung der Brandenburger Katharinenkirche in reichen Spitzbögen; Chorſtuhl derſelben Kirche; noch ſpätere Taufe der Marienkirche in Salzwedel; und ein Fenſter der Brandenburger Domhalle, in buntem Steindruck, um den Ziegelbau und die mannigfaltig geformten und gefärbten Glieder und Zieraten deſſelben zu zeigen: wie uns unlängſt ein ganz ſolchen Beiwerken beſtimmtes Heft des Prof. Kugler mit mancherlei alten bunten Zieraten bekannt gemacht hat. Die Einleitung liefert, nach einem Ueberblicke der Geſchichte und älteſten Chriſtlichen Kunſtdenkmale der Mark, eine Darſtellung ihres eigenthümlichen Bauſtyls, vornämlich aus dem Bauzeuge, indem derſelbe, beim Abgange des Sandſteins, anfangs durch Anwendung und Bearbeitung des Granits, ſpäter durch gebrannte Lehmſteine und deren kunſtreiche Bildung, bedingt wurde.

26) Die Geſchichte der neuern Deutſchen Kunſt vom Grafen A. Raczynski, welche, mannigfaltig vermehrt, aus dem Franzöſiſchen der Unterſchriebene verdeutſcht hat (Berlin 1836. 4., mit 80 Abbildungen, und 11 Kupfern in gr. Fol.), giebt zur Einleitung auch die ältere Deutſche und Niederländiſche Kunſtgeſchichte,

Digitized by Google

vornämlich der Malerei, und berückſichtigt überall, namentlich in Köln und Frankfurt, auch die älteren Denkmäler und Sammlungen. Das große, für Düſſeldorf und das Rheinland ſchon ſo reichhaltig und glänzend ausgeführte Unternehmen, deſſen folgende beide Theile München und Berlin mit ihren Umkreiſen ebenſo umfaſſen werden, verdient gewis die dankbarſte Anerkennung aller Vaterlandsfreunde.

III. Sprachlehren und Wörterbücher:

1) Kurzgefaßte Deutſche Grammatik nach den neueſten hiſtoriſch-vergleichenden Forſchnngen, für jede Art des höhern Unterrichts und die Selbſtbelehrung ſyſtematiſch und vollſtändig bearbeitet von Dr. F. A. Lehmann, Oberl. am Waiſenh. zu Bunzlau (Bunzlau 1836): der erſte willkommene und ſchätzbare Verſuch kurzer und faßlicher Anwendung der Ergebniſſe aus den genannten Forſchungen, vornämlich K. F. Beckers, J. Grimms und F. Schmitthenners, mit ſelbſtändiger Durchführung (auch der Satz- und Verslehre), wie ſchon die Verbindung dieſer drei ſo weit von einander abſtehenden Vorgänger zeigt. Das Buch iſt, nächſt deſſelben Verfaſſers „Deutſcher Sprachlehre für höhere Bürgerſchulen" (1834), dem höheren wiſſenſchaftlichen Unterrichte beſtimmt, jedoch weniger für Schüler, als für Lehrer brauchbar durch die überſchwellenden ſprachgeſchichtlichen und vergleichenden Begründungen, und oft ſchwankenden Etymologien; wozu freilich der unbequeme Ausgang von dem gegenwärtigen Stande der Sprache trieb. Die angehängten 23 Sprachproben ſind gut gewählt und überhaupt alle Anführungen genau.

2) Die Deutſche Grammatik nach den Grundſätzen der hiſtoriſchen oder vergleichenden Grammatik, im Auszuge aus Grimms Deutſcher und Bopps vergleichender Grammatik. Mit einer ausführlichen Einleitung. Ein Handbuch für Lehrer und für Alle, welche ſich mit dem gegenwärtigen Standpunkte dieſer Wiſſenſchaft vertraut machen wollen, von Dr. J. K. F. Rinne, (Stuttgart 1836). Die Einleitung handelt von Entſtehung und Bildung der Sprache überhaupt, dann beſonders der Deutſchen und ihrer Geſchichte, etwas breit; das Uebrige iſt meiſt nur bequemer Auszug der Grimmiſchen Grammatik, auf deren Syntax auch der zweite Theil wartet; weniger und undeutlicher iſt Bopps vergleichende Grammatik (die zweite Abtheilung noch gar nicht) ausgezogen, wegen der hier ſchon ſichtbaren und noch mehr in deſſen Vocalismus (über Grimms Grammatik und Graffs Sprachſchatz) vortretenden Abweichung. Hieraus,

Digitized by Google

ſo wie aus Graffs Wörterbuch, deſſen wichtige grammatiſche Vorrede nicht unbeherzigt bleiben durfte, ergiebt ſich freilich, daß dieſe beiden Auszüge und Verarbeitungen jener Sprachforſchungen eigentlich noch etwas zu frühzeitig ſind, und die Deutſche Grammatik nochmals bedeutend umgeſchrieben werden muß.

3) Die doppelförmigen Zeitwörter der Deutſchen Sprache, mit Zuziehung der verwandten Sprachen. Ein Beitrag zur Sprachwiſſenſchaft und zum Verſtändnis der Altdeutſchen Dichter von Dr. Ch. S. Th. Berndt, Prof. zu Bonn. (Erſte Hälfte, A—L Aachen und Leipzig 1837): ſehr fleißige Zuſammenſtellung und Erläuterung der meiſt durch Umlautung gebildeten und tranſitiviſchen Zeitwörter neben den Intranſitiven (unter A–L ſchon 347, darunter freilich manche unbewährte); deutlicher noch würde die Umlauts-Tabelle und das ganze Verhältnis durch die einfache Beobachtung, daß die eigentlichen ſchwachen Tranſitiva ſich meiſt durch Umlautung des Präteritums der ſtarken ablautenden Wurzel und des dazu ſtimmenden Subſtantivs bilden (rennen, rannte, von rinnen, rann; flößen von floß, klöben vom neuen klob, wie klauben vom alten klaub; ſtauben und ſtäuben, vom alten ſtaub, jetzo ſtob; kleben, für kleiben, vom alten kleib, jetzo klieb), wie bei den urſprünglich reduplicirenden Wörtern vom Infinitiv und dazu ſtimmenden Subſtantiv (hängen, henken, von hangen, fällen von fallen).

4) Die Aachener Mundart. Idiotikon nebſt einem poetiſchen Anhang von J. Müller, Gymn. L., und W. Weitz (Aachen und Leipzig 1836): eigentlich Theil eines beabſichtigten größern Werkes über die Niederrheiniſchen Mundarten, nach dem Muſter Stalders und Schmellers, aber auch ſo ſchon ſehr dankenswerth, mit eben ſo viel Kenntnis als Liebe der heimiſchen merkwürdigen Mundart gearbeitet, und die vollſtändige Ausführung des Werkes ſehr zu wünſchen.

5) Endlich, und vor allen, Graffs Althochdeutſcher Sprachſchatz iſt mit dem 7ten und 8ten Hefte ſchon glücklich bis zum 37. Bogen des zweiten Bandes (Buchſtabe M) gediehen, und läßt uns die baldige Vollendung dieſes Nationalwerkes erwarten, welches immer mehr die gebührende Anerkennung findet, ſo wie es erſt die ſichere unveränderliche Grundlage für unſre Hochdeutſche Sprachkunde gewährt.

Digitized by Google

## V.

In der öffentlichen Sommerverſammlung las Dr. Lütke über Johann Rollenhagen, ſein Leben und ſeine Werke, und Profeſſor v. d. Hagen trug eine kurzgefaßte Darſtellung der Geſchichte und künſtleriſchen Wirkung des Nibelungenliedes vor.

In der öffentlichen Frühlingsverſammlung las Dr. Tropus über Wilhelm Heinſe, den Dichter und Schriftſteller. Dr. Zeune ſprach über das Geſchichtliche des Nibelungenliedes, nach Dr. Emil Rückerts neueſter Hypotheſe „Oberon (=Alberich) und die Pipine von Nivelle.“ (oben S. 171). Prof. Kugler hielt eine Vorleſung über die älteſten Deutſchen Baſiliken zwiſchen der Elbe und Hildesheim, vornämlich am Harz, und veranſchaulichte ſie durch Zeichnungen. (Vgl. oben S. 64 ff.)

In den übrigen Monatsverſammlungen las Dr. Mayerhoff über die Sitten und Gebräuche der Schweden im 8—10ten Jahrh., aus ſeiner Verdeutſchung von Reuterdahls Leben des Heiligen Ansgarius. Schulrath Schulz hielt einen Vortrag über den Sprachunterricht in Volksſchulen. Prof. Fiſcher las über die bedeutendſten Richtungen und Hervorbringungen der Deutſchen Literatur ſeit Luther, und Prof. v. d. Hagen beſchloß mit einer Würdigung der Gedichte von Anaſtaſius Grün (Graf Auersperg), zunächſt der „Schutt“ benannten Sammlung (1836). Derſelbe legte eine von Dr. Neumann zu Greifenberg in der Ukermark überſandte merkwürdige Altdeutſche Handſchrift vor, über welche umſtändlicher Bericht folgt (oben S. 192). Desgleichen, Zeichnungen und Beſchreibungen der tauſendjährigen Kirchen zu Großen-Lüder und auf dem Michelsberge bei Fulda, vom Medicinalrath Schneider in Fulda. Ferner, Beiträge zu einem Idiotikon der Wetterau, vom Dr. Dieffenbach, Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach, deren Herausgabe ſehr zu wünſchen iſt. Eine beigefügte allgemeinere Schrift „Ueber Leben, Geſchichte und Sprache (Gießen 1835), ſo wie die frühere über die jetzigen Romaniſchen Schriftſprachen (Leipzig 1831), haben den Verfaſſer ſchon rühmlich bekannt gemacht. Außerdem waren an Geſchenken eingegangen: vom Conſiſtorialrath Mohnike, ſeine Lebensbeſchreibung des Lutherſchen Schülers Johann Freder (Stralſ. 1837), die zum 50jährigen Dienſtjubiläum des Bürgermeiſters Kühl

beſtimmt, deſſen Sarg zierte; und der Bericht des litterariſch-geſelligen Vereins zu Stralſund über ſein Beſtehen ſeit 1835, welcher ein erfreuliches Bild freundlicher und vielſeitig wiſſenſchaftlicher Zuſammenwirkung giebt. Von Dr. Zober zu Stralſund, ſeine Abhandlung „die Weſſelſche Bibel der St. Marienkirche (ebendaſelbſt 1837), mit Abdruck der vom Bürgermeiſter Weſſel im 16ten Jahrh. ſeiner Niederdeutſchen Bibel (Magdeb. 1554) eingeſchriebenen geſchichtlichen Nachrichten. Von Cand. Euler aus Trier, Wittenbergs Denkmäler, her. von J. G. Schadow (Wittenb. 1825). Von Dr. Mayrhoff, ſeine Ueberſetzung von Reuterdahls Geſchichte der Schwediſchen Kirche Th. I (Berlin 1837), und ſeine neue Ausgabe von Johann Reuchlins Augenſpiegel (ebd. 1836) mit Spracherläuterungen. — Das eben vollendete 4te Heft der Germania oder des neuen Jahrbuchs unſerer Deutſchen Geſellſchaft Bd. II.

Die Uebrigen vom Unterſchriebenen der Geſellſchaft vorgelegten, und zum Theil auch geſchenkten neueſten Erſcheinungen ihres Gebietes ſind:

## I. Geſellſchaftsſchriften.

1) Mone's Anzeiger für Kunde der Deutſchen Vorzeit, 1836 H. 3. 4: Zeugniſſe für die Deutſche Heldenſage; Volksſagen und Märchen, Lieder, Nachrichten von Altdeutſchen, Niederländiſchen und Franzöſiſchen Handſchriften, als: Gedichte, Marien Leben von Walther von Rheinau, Erzählungen Konrads von Würzburg, Amelius und Amicus, abermals Nachträge zu Reinhart Fuchs: vgl. Bormans notae in Reinardum vulpem Gent 1836; Althochdeutſche und Mittelhochdeutſche Gloſſen; über die Deutſchen Namen: meiſt vom Herausgeber, demnächſt von Willems in Brüſſel (der auch eine Niederländiſche Volksliederſammlung angefangen), Baader, F. v. Laßberg, Dronke u. A.

2) Neue Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins Bd. 3, H. 2 (1837): Geſetze der Stadt Nordhauſen im 14. Jahrh., von E. G. Förſtemann; urkundliche Geſchichte des St. Klarenkloſters zu Weißenfels vom Landrath Lepſius, mit Abbildung des gleichzeitigen bemalten Holzbildes des Stifters, Friedrichs des Stammlers (ſt. 1291), ganz in der Art wie das hölzerne Standbild des Markgrafen Diezmann in der Paulinerkirche zu Leip-

Digitized by Google

zig; Urkunden des Kloſters Wimmelburg, durch B. v. Medem; Münzen des 14. Jahrh., gefunden bei Magdeburg, mit Abbildungen, von Prof. Wiggert.

3) Baltiſche Studien 4. Jahrg. H. 1 (1837): mancherlei ausgegrabene Alterthümer; Landſtände-Verfaſſung Pommerns vor 1823, von J. G. L. Zitelmann; die Göttin Hertha und ihre Inſel, von J. v. Gruber, ſtimmt für Rügen.

4) Jahreshefte der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig 1835 und 36. Grabalterthümer, und über die Wieland-Dädalus-Sage vom verſt. Stieglitz, der Deppings, Michel's und a. Vorarbeiten über Wieland fleißig benutzte, jedoch noch nicht ausreicht; Baudenkmale des Mittelalters in Sachſen, von Dr. Puttrich, deſſen weitere Ausführung dieſes würdigen Gegenſtandes, in dem trefflichen großen Bilderwerke ſchon gebürend angezeigt worden; das Franciscanerkloſter zu Meiſſen, und Mittheilungen aus Handſchriften der Leipziger Univerſitätsbibl., vom Oberbibl. Dr. Gersdorf mit Abdruck zweier Althochdeutſchen Denkmale, eines noch unbekannten über das Monochord, und über die Menſur der Orgel; welches letzte vollſtändig aus der St. Galler Handſchrift in des Unterſchriebenen Denkmalen des Mittelalters (Berlin 1824) gedruckt ſteht.

## II. Erſte Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen alter Denkmale und lebender Mundarten.

1) Althochdeutſche Ueberſetzung und Erläuterung der Logik des Ariſtoteles, zum erſtenmal herausgegeben von Dr. E. G. Graff (Berlin 1837. 4, beſonderer Abdruck aus den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften), nach der vollſtändigen St. Galler Handſchrift, mit einer Probe der unbedeutenden Lesarten der unvollſtändigen Handſchrift daſelbſt: trefflicher Anfang eines **codex diplomaticus** zu des Herausgebers Althochdeutſchem Sprachſchatze, mit gleicher Treue behandelt, dem nächſtens auch die erſten Ausgaben der ähnlichen Verdeutſchungen des Boethius und Marcianus Capella folgen werden. Daß dieſe Werke dem Verdeutſcher der bei Schilter gedruckten Pſalmen, Notker Labeo, angehören, beurkundet nunmehr, kritiſcher Witterung entgegen, deſſen eigener Brief. Nachrichten und Proben aller dieſer St. Galler Handſchrif-



Digitized by Google

ten, welche einſt die Abtei ſelber als Ergänzung Schilters zuſammen herausgeben wollte, liefern die vorgedachten Denkmale des Mittelalters.

2) Der Roſengarten, das zum Heldenbuche gehörige Lied vom Roſengarten zu Worms, nach einer nunmehr in England verkauften Frankfurter Papierhandſchrift, herausgegeben von W. Grimm (Göttingen 1835), in der ſorgfältigen Art, wie ſeine Ausgabe des Freidank. Die Darſtellung hat manches volksmäßig Eigenthümliche, und ſtimmt näher zu der im alten Drucke des Heldenbuchs, und zu Kaspers von der Roen Bearbeitung, als zu der Darſtellung, worin auch Etzel, wie in den Nibelungen, mit auftritt, und welche, ſammt Kaspers Gedicht, im neuen Heldenbuche von Primiſſer und Unterſchriebenem gedruckt iſt. (Vgl. Grundriß S. 54). Von vorliegendem Text iſt nur die eine Handſchrift bekannt, ihre Umſchreibung in die Sprache des 13. Jahrhunderts um ſo freier. Den Text des alten Heldenbuchs findet man im erneuten Heldenbuche (Berlin 1811) aus Handſchriften hergeſtellt; zu jenem Texte des neuen Heldenbuchs (Berlin 1820. 4) iſt nun noch eine Straßburger Handſchrift von 1476 zu vergleichen.

3) Flor und Blankeflor, in Niederl. Reimen, nach dem Franz., durch Dietrich von Aſſenede in Flandern zu Anfang des 14. Jahrh. gedichtet, aus nicht viel jüngerer ſehr verſtümmelter Handſchrift zu Leiden herausgegeben von Prof. H. Hoffmann (als dritter Band der **Horae Belgicae** Leipz. 1836), mit Anmerkungen und Gloſſar. Die Einleitung giebt Nachweiſung der mannigfaltigen Darſtellungen dieſer lieblichen, urſprünglich Romaniſchen Dichtung, die auch Mittelgriechiſch vorhanden und in alle Germaniſche Zungen übergegangen, zuletzt noch von Tiecks Schweſter nachgeſungen iſt (Berlin 1822). Wenn der Herausgeber auch, dem wegwerfenden Urtheil eines Holländers gegenüber, den Werth Meiſter Dietrichs etwas überſchätzen ſollte, ſo kömmt dieß der Ausſtattung ſeines Pfleglings doch zu Gute. Unſer Altdeutſches Gedicht von Konrad Flecke iſt wohl noch vorzuziehen; wenn es nur, aus der Berliner Handſchrift, genauer abgedruckt wäre.

4) Herr William J. Thoms, rühmlich bekannt als neuer Herausgeber der zum Theil ſehr ſeltenen Altengliſchen Volksbücher, hat Unterſchriebenem ſeine Schrift über Reinhard Fuchs mitge-

Digitized by Google

theilt, welche die bekanntlich auch in England ſo beliebte Fuchsjagd lebhaft fortſetzt, und mit großer Umſicht und Eifer alle Spuren des vielgeſtaltigen Reinardus, Renart, Reinaert, Reinhard und Reineke verfolgt, ihn auch in England nachweiſet, vor Caxtons Ueberſetzung des Proſa-Reinaert's, und eine neue Ausgabe der erſten anmeldet. Es iſt beſonderer Abdruck aus dem **Foreign quarterly review** Nr. 34, wo ſchon **Vol.** 8. dieſer Gegenſtand abgehandelt worden. Wichtig ſind auch die 1835 in Paris gedruckten Ergänzungen, Berichtigungen und Lesarten zu Meon's Ausgabe des **roman du Renart** v. Chabaille 1836.

5) Mittheilungen über eine noch ungedruckte Mittelhochdeutſche Bearbeitung des Barlaam und Joſaphat, aus einer Handſchrift der Gräfl. Bibl. zu Solms-Laubach, von **Dr.** Diefenbach (Gießen 1836). Das Gedicht iſt, aus derſelben Lat. Quelle, von Rudolfs von Montfort Bearbeitung ganz verſchieden; die Perg. Handſchrift iſt ſpäter auf Papier ergänzt worden, es ſcheint 1395, und verdiente wohl vollſtändigen Abdruck; die Schreibweiſe iſt Niederrheiniſch.

6) Der Mythus vom heiligen Gral, ein Beitrag zur Sagengeſchichte, von San-Marte (A. Schulz) Halle 1837: eine ähnliche fleißige Arbeit, wie die über Eſchenbachs Leben, von demſelben Verfaſſer, und ebenſo zur Vervollſtändigung ſeiner Bearbeitung von Eſchenbachs Werken dienend. Der Name des heiligen Abendmahlgefäßes Gral ſcheint übrigens aus **Gratiale** entſtanden.[1])

7) Diutiska, Deutſche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueſte Zeit, her. von A. Rodnagel. (Darmſtadt 1837): vermehrt abermals die ſeit kurzem ſo häufigen Leſebücher, deren Erſcheinung immer ein günſtiges Zeichen des Bedürfniſſes iſt; dieſe neuſte Auswahl iſt verſtändig gemacht, mehr auf die ſpätere Zeit und Uebung der Darſtellung gerichtet; die Abdrücke älterer Stücke ſind aus guten Quellen und genau.

8) Die Kunſt der Deutſchen Proſa, äſthetiſch, litterargeſchichtlich, geſellſchaftlich, von Th. Mundt. (Berlin 1837): verkündigt den zeitgemäßen nothwendigen Ueber- oder Untergang der Poeſie in die Proſa, kurz die Emancipation der Proſa (S. 49), wofür alte und junge, auch Berliniſche Beiſpiele beigebracht werden. Zu lernen iſt

[1]) Vgl. Leben der Minneſinger S. 574.

hier eben nicht; vielmehr ſcheint der Verfaſſer auch mit der Deutſchen Sprache noch nicht im richtigen Vernehmen zu ſtehen.

9) Geſchichte der Stifts- und Domkirche zu Brandenburg, von Dr. A. Schröder, Oberdompred. (Brandenburg 1836): dieſes Büchlein erſchien bei Gelegenheit der durch die Gnade Sr. Maj. des Königs in ſeiner alten Würde wiederhergeſtellten und neugeſchmückten Kirche, deren Geſchichte hier aus den Quellen genügend zuſammengeſtellt iſt, nebſt Beſchreibung dieſes merkwürdigen alten Baues, welchen Minutoli's Werk nun auch bildlich darſtellt.

## III. Sprachlehren und Wörterbücher.

Dieſe Abtheilung vertritt diesmal A. Ziemanns Mittelhochdeutſches Wörterbuch, zum Handgebrauch (Quedlinbg. u. Leipzig 1837; A. bis M.): hiemit wird ein langjähriges Bedürfnis, dem Schreiber dieſes einſt ſelber abhelfen wollte, dann jüngere Freunde dazu ermunterte, auf ſehr erfreuliche und zugleich gründliche Weiſe erfüllt, wie von dem Herausgeber der Gudrun, des Altdeutſchen Leſebuchs und der Altdeutſchen Sprachlehre zu erwarten war. Eine kurzgefaßte Sprachlehre ſteht auch hier ſchicklich voran; das Wörterbuch ſelbſt iſt ſowohl in Auswahl als Bearbeitung des Einzelen ſehr lobenswerth; die Verlagshandlung, zu deren großem Unternehmen einer „Bibliothek der geſammten Deutſchen National-Literatur, von der älteſten bis auf die neuere Zeit" dieſes Werk, als dritte Abtheilung, gehört, hat es noch ſchöner ausgeſtattet, als die bisher erſchienenen Bände, und ohne Zweifel werden wiederholte Auflagen dieſes Wörterbuches es nach Wunſch verbreiten und vermehren.

## VI.

In der Monatsverſammlung las Prof. Zelle über die Dichtungsarten, mit beſonderer Rückſicht auf den Entwickelungsgang des menſchlichen Geiſtes.

Luthers und Schillers, der beiden Deutſchen Sprachgewaltigen Geburtstag, der 10. November, wurde durch eine öffentliche Verſammlung gefeiert: Prediger Piſchon las, zur Erinnerung an den Glaubenshelden, deſſen Lob der Muſik, und die Erzählung des Schweizers Joh. Keßler, wie er Luthern als Junker Jörg, auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg, zu Jena im Schwarzen

Digitized by Google

Bären begegnete. Director **Auguſt** las Schillers Gedicht der Spaziergang. Prof. **Zelle** gab nähere Kunde von einem bisher unbekannten Deutſchen Schauſpiele des 16ten Jahrh. von J. **Arentſee** (welches Dr. **Neumann** zu Greifenberg in der Ukermark der Geſellſchaft zugeſandt hatte), und theilte Stellen daraus mit (o. S. 150). Trinkſprüche, Geſänge und Tiſchreden erfreuten beim Feſtmahle die Geſellſchaft, welche auch durch Frauen verſchönt wurde; und Prof. v. d. **Hagen** hielt eine Bratenvorleſung über das **Märchen** vom **Dr. Martin Luther**, oder Beweis, daß Luther niemals gelebt habe: ein gelegentlicher Scherz, deſſen parodiſche Beziehung leicht zu erkennen war, und der auch von niemand misdeutet wurde, obgleich ihm ſolches ſpäter widerfahren iſt. [1])

In den übrigen Monatsverſammlungen las Regierungsrath **Graff** eine Darſtellung der **Althochdeutſchen Gutturalen**, im urkundlich begründeten Gegenſatze zur Grimm'ſchen Buchſtabenlehre; und Schulrath O. **Schulz** las eine Beurtheilung der jüngſt erſchienenen Schriften über den **Deutſchen Sprachunterricht**, nämlich Scholz Sprachlehre, Honcamp Sprachlehrer, und Wurſt Sprachdenklehre.

## 1 8 3 8.

### VII.

Am 10. Januar feierte die Geſellſchaft ihren **Stiftungstag** durch eine öffentliche Verſammlung. Dr. **Lütcke** las eine Abhandlung über die Sage, vom **Rattenfänger von Hameln**, welche er aus einem alten Bilde herleitete, zu deſſen Erklärung ſie erfunden ward. Der abgehende Ordner, Dir. **Auguſt**, gab Bericht über die Thätigkeit der Geſellſchaft im verlaufenen Jahre, und erinnerte an die durch den Tod abgerufenen Mitglieder, Dr. **Büchner**, **Mayerhof** und **Mützell**. Durch neuen Zuwachs beſtand die Geſellſchaft aus 52 hieſigen und 30 auswärtigen Mitgliedern.

Der Unterſchriebene, dem für das laufende Jahr das Ordneramt übertragen war, legte folgende, zum Theil für die Geſellſchaft an ihn geſandte neue Schriften der Deutſchen Sprach- und Alterthumskunde vor:

---

1) Seitdem er im hieſigen Converſat.-Bl. 1838, Nr. 1. ff., und daraus als beſonderes Lutherbüchlein abgedruckt iſt.

1) Von Willems, Akademiker in Gent, als erſten Band der auf Veranſtaltung der Regierung zum erſtenmal gedruckten alten Geſchichtswerke, ſeine in aller Hinſicht trefflich ausgeſtattete neue Ausgabe von Jan van Heelu's geſchichtlichem Gedicht: die Schlacht bei Woeringen 1288; inſonderheit wichtig für den Sieger, unſern Minneſinger, Herzog Johanns von Brabant[1]).

2) Von Dr. Zober in Stralſund: a) Johann Federus, kirchengeſchichtliche Monographie, 2r Th.; b) Franz Weſſel's Schilderung des katholiſchen Gottesdienſtes kurz vor der Kirchenverbeſſerung; c) die St. Jakobskirche in Stralſund; aus der Zeitſchrift Sundina.

3) Von Dr. Ochmann: als Programm des Oppelnſchen Gymnaſiums, Deutſches Leſebuch bei dem Studium der Geſchichte unſerer National-Litteratur, mit den nöthigen Erklärungen, 1s Heft, Gothiſches, mit vergleichender Schrifttafel des Sanskrit, Perſiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen.

4) Von Regierungsrath Graff: a) Althochdeutſches Leſebuch: Notker's Ueberſetzung von Boethius de consolatione philosoph., zu Vorträgen auf Schulen und Univerſitäten, mit Anmerkungen und Hinweiſungen auf des Herausgebers Althochdeutſchen Sprachſchatz; von welchem nunmehr das 13te Heft erſchienen iſt. Eine größere Ausgabe deſſelben alten Werkes enthält zugleich die Paraphraſe und den Lateiniſchen Text. b) Notker's Ueberſetzung von Martianus Capella de nuptiis Mercurii et Philologiae: mit welchen beiden erſten Drucken der Althochdeutſche Codex diplomaticus zum Sprachſchatze ſich immer mehr vervollſtändigt.

5) Von Prof. Maßmann aus München: Bibliothek der Deutſchen National-Litteratur, Bd. 3, enthaltend Gedichte des zwölften Jahrhunderts: Lamprecht's Alexandreis, König Rother, Hartmann vom Glauben, die Bücher Moſis, Pilatus und einige andere kleine Stücke.

6) Von Profeſſor Ettmüller in Zürich: S. Oswalds Leben, Gedicht des zwölften Jahrhunderts zum erſtenmal aus der einzigen Schaffhauſer Handſchrift herausgegeben.

---

[1]) Mehr davon in den Leben der Minneſinger Nr. 9.

Digitized by Google

7) Von Regiſtrator Fidicin: hiſtor. diplom. Beiträge zur Geſchichte der Stadt Berlin, 3 Bde. enthalt. das Berliner Stadtbuch des 14 Jahrh., das Kölniſche Stadtbuch des 15. Jahrh., beides zum erſtenmal gedruckt; Urkunden 1261—1550, meiſt auch bisher ungedruckt; Regeſten 949—1550; mit Karte und Abbildungen von Siegeln und Münzen, und mit Namen-, Sach- u. Wortregiſter von Dr. Lütcke.

8) Von Profeſſor Homeyer: Verzeichnis Deutſcher Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handſchriften.

9) Von Dr. Körte zu Halberſtadt: Die Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen, geſammelt und mit vielen ſchönen Verſen, Sprüchen und Hiſtorien in ein Buch verfaßt.

10) Vom Cand. G. W. Schütze: kleines Namen-Lexikon.

11) Von Dr. R. von Raumer: die Aspiration und die Lautverſchiebung, eine ſprachgeſchichtliche Unterſuchung.

12) Vom Oberlehrer Köppen: litterariſche Einleitung in die Nordiſche Mythologie.

13) Von dem Profeſſor und Bibliothekar Dronke zu Koblenz: a) Beiträge zur Bibliographie und Litteraturgeſchichte oder Merkwürdigkeiten der Koblenzer Gymnaſiums- und Stadtbibliothek, 1s Heft. b) Die Matthiaskapelle auf der obern Burg bei Kobern an der Moſel, mit Abbildungen vom Bauinſpektor v. Laſſaulx.

Außerdem verdankt die Geſellſchaft der Güte der Frau Staatsräthin Uhden aus dem Nachlaß ihres Mannes ſel. ſeine handſchriftlichen Arbeiten in Rom, über die damals noch vollſtändig im Vatikan befindliche Heidelberger Bibliothek, zum Theil über die Altdeutſchen Handſchriften, zur Ergänzung der gedruckten Adelung'ſchen Nachrichten, beſonders über die alten Drucke, 2000 an der Zahl, genaue bibliographiſche und litterariſche Nachrichten, aus welchen ſich manches für das Jahrbuch der Geſellſchaft benutzen läßt[1]).

In den übrigen Monats- und Vierteljahrs-Verſammlungen wurden folgende Vorträge gehalten: des Dr. J. v. Gruber (in Stralſund) eingeſandte Abhandlung über Plan und Zweck in des Tacitus Germania[2]), las Profeſſor Zelle. Regiſtra-

[1]) Wie in dieſem Bande Nr. XI ſchon geſchehen iſt.

[2]) S. Nr. VI.

Digitized by Google

tor Fidicin theilte eine Altdeutſche Ueberſetzung einer ſchon Lateiniſch gedruckten Urkunde von 1770, betreffend Berliniſche Verhältniſſe, mit. Der zeitige Ordner, Prof. v. d. Hagen, legte die neuſten Erſcheinungen im Gebiete der Geſellſchaft vor. Director Zeune las über die Kunſt der Geſchichtſchreibung bei den Deutſchen[1]). Dr. Höfer über die Verwandtſchaft des Angelſächſiſchen mit dem Niederdeutſchen und Plattdeutſchen. Prof Riedel berichtete über wichtige geſchichtliche Handſchriften des Havelberger Dom-Archivs, und zeigte die merkwürdige Sachſen-Chronik des 12. Jahrhunderts mit Bildern. Prof. v. d. Hagen las die Einleitung zu ſeiner großen Sammlung der Altdeutſchen lyriſchen Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts; welche er dann vollſtändig gedruckt (in drei Quart-Bänden, jedoch immer noch nicht ausgegeben) vorlegte. Director Bonnell las über die Behandlung des Deutſchen Sprachunterrichts auf Gymnaſien, mit Vorſchlägen zur Vertheilung des geſammten Unterrichtsſtoffes auf den verſchiedenen Unterrichtsſtufen. Director Bormann las über Wohllaut und Wohlklang der Deutſchen Sprache. Pred. Piſchon gab eine Eintheilung der Altdeutſchen Gedichte nach der Zeitfolge. Prof. v. d. Hagen hielt einen Vortrag[2]) über die Bildhauerwerke an der goldenen Pforte des Freiberger Doms, Anf. des 13. Jahrh., nach Dr. Puttrichs Abbildungen und Geſchichte derſelben. Director Auguſt las über den Deutſchen Accuſativ mit dem Infinitiv. Schulrath O. Schulz über den Deutſchen Accent.

Die Goethefeier wurde dieſes Mal am Wolfgangstage gehalten. Director Bormann las die von Dr. Stahr zu Oldenburg mitgetheilte Einleitung zu Goethe's älterer Iphigenia; der unterſchriebene Ordner las mehrere vom Juſtizrath Fr. Schulz mitgetheilte Auftritte derſelben Iphigenia vom Jahre 1777[3]), und hielt einen Vortrag über Goethe's wahren Glauben. Ein fröhliches Mahl bei Sang und Klang beſchloß das Feſt, welches auch Frauen durch ihre Theilnahme verſchönten.

Daſſelbe geſchah bei dem Stiftungsfeſte der Geſellſchaft

[1]) S. Nr. III.

[2]) S. Nr. VIII.

[3]) S. Nr. XIX, 1.

Digitized by Google

## 1839.

Prof. Kugler las über die Altdeutſche Kunſt der Medaillen-Bildniſſe, und veranſchaulichte ſie durch Gypsabgüſſe. Der abtretende Ordner gab den Jahresbericht über die Geſchichte, Thätigkeit, Bücherſammlung und den Haushalt der wieder durch ſechs hieſige Mitglieder vermehrten Geſellſchaft, legte die neuſten Erſcheinungen ihres Bereichs vor, und übergab das Ordneramt dem für das nächſte Jahr erwählten Director Auguſt, der es mit einer Rede antrat. — Der Geſellſchaft waren folgende neue Werke zugeſandt worden: aus Leipzig, Puttrichs Geſchichte und Abbildungen der Kirche zu Schulpforte; aus Halle, Neue Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins Bd. 4, H. 1. 2; aus Stettin, Baltiſche Studien Jahrg. 6, St. 1; aus Hermannſtadt in Siebenbürgen, des Rectors C. Schuller argumentor. pro Latinitate linguae Valachicae epicrisis; aus Aachen, J. Müllers Gedichte in dortiger Mundart; aus Stargard, des Prorectors Dr. Freeſe Deutſche Proſodie, und Deutſche Aſſonanzen; aus Lübben, des Bürgermeiſters W. Neumann Schrift über die Nothwendigkeit und Abſchaffung des Latein-Schreibens und Redens auf Schulen und Univerſitäten und des ausſchließlichen Gebrauchs der Mutterſprache; aus Deventer, Halbertsma's Ausgabe einiger Altniederdeutſcher Pſalmen, die zu denen im Jahre 1817 durch Unterſchriebenen herausgegebenen gehören. Prof. Heyſe überreichte die von ihm gänzlich umgearbeitete Deutſche Sprachlehre ſeines Vaters. Von Regier.-Rath Graff lag das neuſte Heft ſeines Althochdeutſchen Sprachſchatzes vor.

In der öffentlichen Frühlings-Verſammlung las Dr. Lütcke über Valentin Andreä's Schauſpiel Turbo (eine Art Fauſt) vom Jahre 1616, und erklärte die darin vorkommenden Rothwälſchen Geſpräche. Pred. Piſchon theilte eins von des Grafen Hugo von Montfort Gedichten mit, nach der einzigen Heidelberger Handſchrift 1400—1414.

Dieſe Frühlings-Verſammlung traf gerade mit dem Tage der Schillers-Feier bei Enthüllung ſeines Standbildes in Stuttgart zuſammen, und ſo ward denn auch der Dichter der Glocke hier wenigſtens mit gläſernen Glocken begrüßt; und dazu tönte wohl das klangvolle Lied des Grafen Auersperg auf eben dieſes Erzbild:

Digitized by Google

„Lodert, ihr Deutſchen Herzen, in Flammen,
Schlaget zu Einem Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze formend belebe,
Daß ſich des Dichters Bild draus erhebe!

Rieſig und glänzend, tönend ſoll's ragen,
Memnon Germania's, da es will tagen!

Doch auch zu tönen ſoll es bedacht ſein,
Bricht einſt in Deutſchlands Herzen die Nacht ein.

Dann, in der Zwietracht düſteren Tagen,
Weit ſoll es dröhnen, laut ſoll es ſagen:

„Lodert, ihr Deutſchen Herzen in Flammen,
Schlaget zu Einem Brande zuſammen!"

**v. d. Hagen.**

Berlin, gedruckt bei J. Petſch.

Digitized by Google

# Inhalt

## des dritten Bandes.

Seite


I. Nibelungen. Neunzehnte Handſchrift. Von Dronke und v. d. Hagen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1
II. Das Wappen Wolframs von Eſchenbach. Von San-Marte. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 20
III. Die Kunſt der Geſchichtſchreibung unter den Deutſchen. Von Zeune . . . . . . . . . . . . . . . . . . 26
IV. Ueber die unbeſtimmten Zahladjectiva der Deutſchen Sprache. Von Lütcke . . . . . . . . . . . . . . . 44
V. Altdeutſche Baukunſt. Von v. d. Hagen . . . . . . 64
VI. Ueber Plan und Zweck in Tacitus Germania. Von v. Gruber. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 74
VII. Die flüſſigen Laute in ihrer Stellung zum Vocal und Conſonanten. Von Hoefer. . . . . . . . . . . . . . . . 92
VIII. Deutſche Bildhauerkunſt des zwölften Jahrhunderts. Von v. d. Hagen. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 106
IX. Klagegedicht auf Herzog Johannes von Brabant. Von Demſelben. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 116
X. Minnelieder des Grafen Konrad von Kirchberg und Nithart. Von Demſelben. . . . . . . . . . . . . . . . 131
XI. Die Deutſchen Bücher auf der Vatikaniſchen Bibliothek in Rom: Geſchichte des Ritters Tundalus. Von Uhden. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 137
XII. Tägliches Ordensgebet der Geſellſchaft Unſerer Lieben Frauen zu Brandenburg. Von Riedel. . . . . . . . . . . 145
XIII. Einleitung zu den Statuten und Willküren der Stadt Wilsnack. Von Demſelben. . . . . . . . . . . . . . . 147


Digitized by Google

Seite

XIV. Über Joachim Arentſee's Komödie des geiſtlichen Maleſizrechtes. Von Zelle . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 150
XV. Die Nibelungen oder Niveller. Von Zeune . . . . . 171
XVI. Abſtoßung. Von Demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . 177
XVII. Zur Erklärung der Gudrun. Von Burmeiſter . . . . . 178
XVIII. Goethe: 1. Iphigenia, erſte Darſtellung. Von v. d. Hagen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 180
2. Werke. Von Demſelben . . . . . . . . . . 197
3. Denkmal. Von Demſelben . . . . . . . . 201
XIX. Jahresberichte über die Arbeiten der Geſellſchaft, und Ueberſicht der wichtigſten neuen Werke Deutſcher Sprach- und Alterthumskunde 1836—39. Vom Herausgeber . . 206

(Eine zunächſt auch für die Germania beſtimmte Abhandlung von J. L. Ideler: Sage und Geſchichte. Sendſchreiben an v. d. Hagen, iſt in demſelben Verlage beſonders erſchienen.)

Digitized by Google

N.º 1.

Do ſprach in zorneſ mûte hagen der
küne man. ich weiz wol daz ez al
lez vf mich iſt getan. daz ſi diu liehten
waffen tragent in der hant. wer in mohte
ich geriten noch in burgunden lant.
Nv ſaget mir friunt volker welt ir mir
geſtan. ob mit mir wellent ſtriten die
chriemhilde man. daz lat ir mich horen
alſ liep ich iv ſi. ich won iv immer mer
mit dienſte getriwelichen bi.

N.º II.

Ez wůhſ in burgund. ein edel mæ
getin. So in allen landen. niht
ſchôners mohte ſin. Kriemhilt ge
heizzen. ſi waſ ein ſchones wip.
Davon ſin vil helde. verleſen mûſten den lip.
Der minnechlichen mægde. triuten wol gezam.
Jr gerten kûne recken. niemē waſ ir gram.
Der juncfrawē tugend. zierten anderiv wip.
Vnmazlichiv ſchône. waſ ir edeler lip.

Germania Bd. 1, S. 252 und Bd. 3, S. 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Germania.

Enthaltend:
ſprachwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutſcher Sprache und Poeſie, Nachrichten von Altdeutſchen Handſchriften, Mittheilungen aus lebenden Deutſchen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutſchen Litterargeſchichte, und Ueberſichten der Deutſchen Sprachlitteratur ſeit 1834.

Von der Berliniſchen Geſellſchaft
für
## Deutſche Sprache
und
## Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Vierter Band.

Mit Beiträgen von Bonnell, Bormann, Jahn, Lütcke, Riedel, San-Marte, v. Senqvitz, Tamms, Weigand, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Berlin, 1841.
Verlag von Hermann Schultze.

Digitized by Google

# Neues Jahrbuch
der Berliniſchen Geſellſchaft
für
# Deutſche Sprache
und
# Alterthumskunde.

Enthaltend:
ſprachwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutſcher Sprache und Poeſie, Nachrichten von Altdeutſchen Handſchriften, Mittheilungen aus lebenden Deutſchen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutſchen Litterargeſchichte, und Ueberſichten der Deutſchen Sprachlitteratur ſeit 1834.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Vierter Band.

Mit Beiträgen von Bonnell, Bormann, Jahn, Lütcke, Riedel, San-Marte, v. Senqvitz, Tamms, Weigand, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Berlin, 1841.
Verlag von Hermann Schultze.

Digitized by Google

Berlin, gedruckt bei J. Petſch.

Digitized by Google

## I.

# Nibelungen.

Der Nibelungenhandſchrift des Herrn Präſidenten von Meuſebach iſt ſchon bei der Aufzählung der übrigen Handſchriften Erwähnung geſchehen (Bd. I, S. 179). Sie iſt in Fol. 168 Bl. auf Ochſenkopfpapier von mehreren Händen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts geſchrieben, und noch in ihrem älteſten Kleide, im ſtarken Holzbande mit Leder überzogen, und Meſſingbuckeln.

1) Der Nibelungen Noth, Bl. 1—144, auf jeder Seite 8 Stanzen, die Reimzeilen abgeſetzt, mit großen durchſtrichenen Buchſtaben; die Anfangsbuchſtaben der Stanzen ſind größer, roth gemalt, noch größer die Anfänge der Abſätze und der Abenteuren, mit rothen Ueberſchriften, die häufig entſtellt und ſinnlos ſind. Der Anfang fehlt mit dem abgeriſſenen erſten Blatte, von welchem auf der Vorderſeite nur die Anfänge der beiden letzten Stanzen übrig ſind: D—, Si—, Den—, In w—. Bas s—, Ane m—, Süſz sch—, Das ich—; und auf der Kehrſeite die Enden von St. 14—16: — gewar.—, —int, —ekand, —nd land. —pen trüg, —m genüg, —höne weip, —ÿfrides leip.

Bl. 2. fährt fort:

DO hieſz sein vater Sigmund kunden seinē man (3. 113)
Er wolte hochtzeite mit lieben frewnden han
Dye mër man do fürte in ander kunge land
Den frömden vnd den künden gab man ros vnd gewand



Digitized by Google

Sa man vand deheinen der ritter solde sein
Von art der seinen mage. dẏ edel kunigin
Die lat man zu dem lande durch die hochzeit
Mit dem iungen kunge wirt genomen si alle sit

Von der hochtzeite man wunder möchte sagen
Sigmunt vnd Siglint die möchten wol beiagen
Mit gut michel ere des teilte vil ir hand
Das sah man zu in reiten vil der frömden in dz land

Vier hundert swert degene dÿe solten tragen klaid
Mit seyfriden recken vil manig schön maid
. . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . .

Dye si mit porten wolten wurken auf ir wat
Den iungen stoltzen recken des en was nicht rat
Der wirt hieſz do siedelen vil mangen werden man
Seinē svn wenden do sein sun ritters namē gewan

Do gie zu dem münster vil manig reich^s knecht
Vnd manig edel ritter dy weisen heten recht
Daz si den tumben dientē, als in e was getan
Si hetten kurtzweile, vñ mang^s hohen freudē wan

Got man do ze eren, eine messe sang
Do hüb sich von den leuten vil michel gedrang
Da si ze ritter wurden nach ritterlicher ee
Mit also grossen eren daz weltlich nim̄er mer ergee

SI liefen da si funden gesatelt manik mark
In hofe Sigmundes der puhurt ward so stark
Das man erdiessen hörte. palas vnde sal
Dy hoch gemüten degene hetten groſzlichen schal

S. b.

Von weisen vnd von tumben man hört mang̃ stoz
Das der schaeffte krachen gen den luften doz
Trvnzvn sah man fliegen für den pallas dan
Von maniges recken handen dz wart mit fleisse getan

Digitized by Google

**D**er wirt pat siz lassen do zoh man dan die marc. starc*), Man sah auch da tzerbrochen vil (150)
manig pugihil starc, Vnd vil der edeln gesteine gevellet auf daz grafz, ab liehten schildes randen Von hürte das geschehen was

**D**o giengen des wirtes geste, da mā in sitzen riet
Vil der edeln speise. si von der müde schiet
Vnd wein der aller peste, des mā in vil dar trūg (155)
Den künden vn̄ den gesten pot mā erē da genūg

So ſind nur ſelten die Einſchnitte durch Punkte oder Striche bezeichnet. Das übergeſchriebene Zeichen für den Umlaut und Doppellaut iſt meiſt unbeſtimmt: ich gebe es durch ö, ü ꝛc.

Die beiden vom Abſchreiber ausgelaßenen Zeilen (127—128), ſtehen in der Berliner Urſchrift (Bd. I, S. 251 ff.) auf der erſten Seite ganz unten und ſind (und waren alſo damals ſchon) ſehr abgerieben, dennoch wohl ſo zu leſen:
Von werke was vnmv̊zzic. wā si im warē holt.
Vil der edelen steine. die frawē leitē in daz golt.

Die Abſätze und auch die Stanzenanfänge ſind manchmal nicht gehörig bezeichnet.

Bl. 7a. ſind die in der Berliner Urſchrift abweichenden Stanzen wieder ſo verkürzt:

**O**ch pin auch ein regke vn̄ solt kron tragen (445)
Vn̄ wil daz fugen gerne dz mā sul vō mir sagen
Daz ich hab von recht leut vnd lannd
Seid daz ir seid so küne als mïr daz ist geseid
Ja enrüch ist ez iemen lieb oder leid

Bl. 20a. Die rothe Ueberſchrift: **Wie lewnt****) **gvnter nach brunhilt fur**

**E**S was ein kuniginne gesessen vber se (1317)
Ir gelich dehein man weste niende me
Dew was vnmassen schöne vil michel wz ir krafft
Dew schos mit snellen degenen. vmb ir minne den schafft

*) starc iſt durchſtrichen.

**) So lieſt der unverſtändige Abſchreiber kvne.

Bl. 24b. **Ein auentewr wie gunter Wrunhilt wnng**

IN der selben tzeit was ir schiff gegan (1569)
Der burg also nahen do sah der kunk stan
Oben in den venstern manigk schon meit
Das er ir nicht erkande das was Gunth[s] leit

Bl. 29. ſind wieder 2 Stanzen vermiſcht durch Auslaßung der Anfangszeile:

Dez starkē gern snide. al durch dē shilt brach.

Bl. 30b. **Wie Swirt nach sinē mannen fur**

DAnnā gie do Seÿfrit zer portē auf den sant (1941)
In seiner tarncappen. da er sein schiff vant
Daran stünd vil taugen daz Sigmunde kint
Er furt ez balde dannan als ob ez wät d[s] wint

Bl. 31a. fehlen die Zeilen.

Er sp[s]ch ich bin ein recke. nv sliezt uf dc tor. (1965)
Ich erzvrn ivr etlichē. noch hivt da vor.

Bl. 33b. **Wie gunth[s] dÿe boten vor jm haÿm sand**

DO si gevaren waren volle nv̊n tage (2129)
Do sp[s]ch von troni Hagen hört wz ich ew sag
Wir sumen vns mit dem måren ze wormſz an dē rein
Dÿe ewr boten solten. nü lang zu burgvnde sein

Bl. 37a. **Wie brvndhilt tze ring enpfangen wart**

AN den sant des reines mā sah mit mangē sharen (2329)
Dem kunk mit sein gesten zu dem stad varen
Auch sah man da bï zo̊men laiten manick meit
Die si enpfahen solten die waren alle bereit

Bl. 44b. **Wie krjmehilt tze nibelūg fur**

DO die gest alle waren danne gevaren (2773)
Do sp[s]h zseim gesinde der Sigmūdes barn
Wir sullen auch vns bereitn̄ heim ī mein lant
Lieb was ez Kriemhilt do si dew mår bevant

Bl. 47a. **Wie chundier guntier nach sei frinden sant**

NV daht auch ze allen zeiten dz gūthe[s]s weip (2909)
Wa von treit so hohe kriemhilt den leip
Nv ist doch vnser eigen seifrit ir man
Er hat vns nw vil lange lutzil dienstes getan

Digitized by Google

Bl. 50b. **Wie chrimhild tzw der hochtzeit fwer**

Alle ir vnmüsse die lassen wir uw sein (3125)
Vnd sagen wi fraw kriemhilt vñ ir mågtein
Gen den rein füren von nibelvng lant
Nie getrugen möre so recht rilich gewant

Bl. 52a. iſt eine ganze Spalte der Urſchrift (Bl. 20b.) überſprungen und fehlen damit 10 Stanzen. Auf die Stanze
An einē abend da der kvnick safz ff. (3229)
folgt ſogleich:

Svz wartet der weile. als es der tieuel riet (3268e)
Dẏe fräwd vñ die hohzit mit leit sich do schiet
Daz ir lag tze hertzñ ze lieht müfz es kömen
Des wart in mangen landen. vō ir iam[s]s vil benömē

FOr einer vespertzit hüp sich grofz vngemach ff.

Die Ueberſchrift fehlt.

Bl. 56a. **Wie sewfrid veraten bard**

AN dem virden morgen tzwen vñ dreizzik mā (3521)
Sah man ze hoff riten dz wart do kvnt getan
Günth[s] dem richen im wär wider seit
Von lüg da wühs den frawñ dew vil grossen h[s]zleit

Bl. 58b. **Wie seẏfrid erslagen wart**

GVnther vñ hagen dye recken vil bald (3677)
Rieten mit vntriwen ein birsen in den wald
Mit ir wol scharffen gern si wolten iagen swein
Bern vnd wisende was moht kv̊ner gesein

Bl. 64a. **Wie chrimhilt jren lieben man toten vand**

VOn grosser vbermüt můgt ir horē sagen (4025)
Vnd von grosser rache do hiefz hagen tragen
Seyfrit also toten von nibelvnge lant
Fur ein kemnaten da man kriemhild vant

Bl. 68a. **Wie sigmūd heim fuer an chrimhild**

DEr sweher kriemhilt, gie da er si vant (4305)
Er sprach zer kvnigin wir svn in vnſ[s] lant
Wir wån vnmår gest bei dem rein sein
Kriemhilt liebe frawe. nv vart ir zv dē landē meī

Digitized by Google

Bl. 70a. **Wie sich brunhilt den hort namen**

DO dew edel kriemhilt also verwittet wardt (4417)
Bei ir in dem lande. Der graff eckewardt
Belaip mit seinen mannē. Der dient ir zallñ zeitñ
Der halff auch seiner frawen seinē hrñ dicke klagen

Bl. 72b. **Wie kung Etzel nach kriemhilden warp**

DAs was in den ziten do verhelch starp (4585)
Vñ der kvnck etzel. vmb ein andˢ weip warp
Do rieten sein frewnde in bvrgunde lant
Zeiner stoltzen witwen, die wz fraw kriēhilt genāt.

Bl. 82a. **Wie kriechen ze hůnen furen vnd vrlaub namen**

GIselher der snelle sprach ze swester sein (5181)
Wen daz dw frawe bedurffen wellest mein
Ob dir icht were daz tv̂ dv mir bekant
So reit ich dir ze dienst in daz etzlñ lant

Bl. 84b. **Wie lewnt Etzlich krimhild enphie**

SI was zemzemavr vntz auf den virdñ tag (5357)
Die molt auf der strasse. Die weil nie gelag
Si stvb alz ob ez brvnne allenthalben dan
Da ritten durch Oesterrich des kvnck Etzlñ man.

Bl. 87b. **Wie gvnthier geladen war jn ettleichew land**

MIt vil grossen eren. daz ist allwar (5561)
Si wonten bei einandˢ wol sibendhalb iar
Die zeit dew kvniginne. eines svnes was genesen
Des kvnt der kvnick Etzel. nit frō sein gewesen.

Bl. 89b. **Wie etzleich poten von dem margrouen ruegar von bechlären fueren**

DO Etzil zv dem reine nv het gesant (5701)
Do flugen dise mär. von lande ze lant
Mit boten hart snelle er bat vnd gebot
Ze seiner hochzeite. Des holt manger da den tot

Bl. 95a. **Wie gvntier fwer in ettleiche land**

NV lassen daz bleiben. wie si gefvren hie (6037)
Hochgemüter recken, Die gefvren nie

Digitized by Google

So reht herlich in deheins kvnges lant
Si hetten waz si wolten harnasch ȯrs vn̄ gewant

Auch hier fehlt die Nibelungenfahrt bis Paſſau, wie in der Berliner Urſchrift, wo jedoch noch äußere Spur der Auslaßung iſt, welche hier in der Abſchrift nicht mehr ſichtbar wird.

Gezelt vnd hv̊tte spien man an daz grafz (6073)
Anderhalb des reines do das geschēn was
Den kvnck bat noch bitten sein vil schönes weip
Si trvt noch des nachtes den seinē wätlichn̄ leip (6076)

Des morgens do ez taget gen passaw si do riten
Do si der bischoff bilgrin in herlichn̄ siten
Mit also vil der recken sah kömen in daz lan̄t (6527)
Das er in willick wär das wart in schier bekan̄t

Bl. 97a. **Wie gunthier tze wechlären enpfangen wart**

IN solhen vnmüssen sv̊ll wir die frawn̄ lan (6633)
Do wart micht gahen vber velt getan
Von Rvdge's frewndn̄ da mā die fursten vant
Si wurden wol enpfangen in des marggravē lan̄t

Bl. 100b. **Wie die herren tzw etzlen pwrg chomen**

DO die bvrgunden komen in daz lant (6889)
Daz v'nam von berne der alt hilprant
Er sagt ez seim hrn̄ dem wz es hart leit
Er bat wol enpfahen die ritter kv̊n vnd gemeit

Bl. 103a. **Wie hagen volknar tzeinem her gesellen nam**

DO schieden sich die zwen recken löblich (7053)
Hagen von troni vnd her dietrich
Do blickt vber achsell der gunthe's man
Nach einē her gesellen den er schier gewan

Bl. 106b. **Wie hangen die vnd volknär der wacht pflagn̄**

VIn wirt bei seinē gesten schoner nie gesaz (7289)
Man gab in volliclich tringken vnd maz

Alles des si gerten des was man in bereit
Man het von den helden michel wunder geseit

Mit Bl. 108 tritt eine andre Hand ein, kleiner, und die Zeilen enger, ſo daß 38 auf der Seite ſtehen. Die Bezeichnung der Einſchnitte und Reime iſt durchgeführt, nach der Urſchrift.

Bl. 108b. **Wie hagen die hern̄ auf wacht**

MIr chůlent so die ringe. spᵉch do volker. (7433)
Ich wån vns icht welle. dew nacht werñ mer.
Ich chůl es an dem lufte. es ist vil schier tag.
Do wactn̄ si dᵉ mägn̄. der .e. schlaffende lag.

Bl. 109a. beginnt wieder eine andre Hand und ähnliche Schreibweiſe.

Bl. 109b. **Wie die wurgunde wohurdierten**

SCHrvtan vñ Giselhᵉ in den buhurt riten (7561)
Ramvnc vñ horenbog. nach hvnischen siten
Si hielten gen den helden. vz Burgunde lant
Die scheft draten hohe ubᵉ dez künges sales want

Bl. 113a. **Wie her Blődelein erschlagen wart**

BLődleines recken. waren alle gar. (7757)
Mit tausent halspᵉgē. hůbn̄ si sich dar.
Do danewart ob dem tische. mit den knechtn̄ sas.
Do hůb sich von den heldē. der aller grőssiste has.

Bl. 115a. **Wie die antburt chlagt seinem wrudᵉ**

ALs dᵉ chůn danewart. vndᵉ die tür getrat. (7877)
Das etzeln̄ gesind. er höher weichen påt.
Mit blůt waz berunnē. alles sein gewant
Ein vil starkes wappen. trůg er blos in seinᵉ hant.

Bl. 119b. **Wie gishelhᵉ riet daz si die toten vz dē haus tåten**

Bwas dᵉ hüenen mage. was in dem sal gewesn̄. (8117)
Der was nv deheiner. darinne nie genesen.
Dez was der schal gesweiget. daz niemē mit in streit.
Dew swert vō handen leitn̄. die helt kün. vñ gemeit.

Digitized by Google

Bl. 120a. **Wie juriet wolt gehannen haben ein bistan**

DO rüeft von Tēmarc d' margraf Irinch. (8205)
Ich han auf er lassen. nu lang meinew dinch.
Vn̄d han ju volkes sturme. dez pesten vil getan.
Nu pring mir mein gewäppen. ich wil auch hagn̄ bistan.

Bl. 123b. **Wje es kriēh$^{s}$ nach daz v$^{s}$suecht vor dem**

NV bindet ab die helm̄. sprach hagn̄ d$^{s}$ degen. (8417)
Ich vnd mein geselle. wellen ewr phlègen.
Went ez noch v$^{s}$suechen. die etzelen man.
So warn̄ ich mein herrn̄. so ich aller schierste kan.

Bl. 127a. **der Gunderz antburt**

Aw z hetn̄ die ellenden. dez morgens wol getan. (8641)
Man frawen Gotlind. bigan ze hof gan.
Da sach er beidenthalbn̄. die gröslichn̄ ser.
Das weint innecleichn̄. d$^{s}$ vil getrew rudg$^{s}$.

Bl. 128a. ſtehen die 3 erſten Zeilen der Stanze Do kom dew künginne ff. zweimal geſchrieben, einmal durchſtrichen.

Bl. 134b. **Wie her diettreich von beren der mär hies fragen**

DO hort man allenthalben. den iam$^{s}$ also groz. (9049)
Das palas vnd turn̄. allessamt erdoz.
Do hertes auch von B$^{s}$n. ein Dietreiche' man.
Durch disew starkn̄ mär. er ser gahen bigan.

Bl. 141a. **Wie der werner selb tzw den veintten gie**

DO sprach von troni hagen. ich sich dort her gan. (9417)
Den herrn̄ dietreichen. d' wil vns bistan.
Nach sein grossen leid. das im ist geschehen.
Man sol hewt kiesen. wen man des pesten sūl v$^{s}$iehen.

Schluß, Bl. 144b.

Do sp$^{s}$ch d' alt hiltprant. ja geneust si ez nicht. (9617)
Das si in slahen getörst. was halt mir geschicht.
Wie angstleich er pracht. mich selb$^{s}$ auch in̄ not.
Idoch so wil ich rechen. des kūnē tronigāres tot. (9620)

Digitized by Google

Hiltprant mit zorn̄. zw d' küniginn sprach.
Do slůg er kriemhildē. einē geswindn̄ swerdez swang.*)
Ia tet ir dew sorge. vō hiltpranden we.
was möcht si gehelffen. daz si so welichen schre.

Damit waz auch da gelegen. al d$^s$ feind leib.
Ze stucken waz gehauen. do das schön weib.
Dietreich vnd etzil. wainen do wigan.
Si klagten innikleichen. paidew weib vnd man.

Dew vil michł ere. was da belegen tot.
Dew leůt heten alle. iam$^s$ vnd not.
Mit leid was zergangen. dez künges hochtzeit.
Als ie dew lieb leid. zeiungest an dem ende geit.

Ich kan ewch nicht bescheiden. waz sid$^s$ da geschach.
Ritt$^s$ vnd frawen. wainen man da sach.
Mit alle daz da lebte. ir lieb$^s$ frewnd tot.
Hie hat das liet ein end. das ist d$^s$ nibelunge not.

2) Die Klage beginnt Bl. 145a. auch ohne Ueberſchrift; in 2 Spalten, die Reimzeilen abgeſetzt.

NV ist ew wol gesait daz.
Wie kriemhilt zē hūnē saz.
Als dew edł helh .e.
Doch tet ir zallen zeiten we.
Daz si das ellend hiesz.
Wan̄ si d' iam$^s$ nit enliezz.

Die Abſätze haben rothgemalte Buchſtaben und entſprechen ganz der Berliner Urſchrift. Der letzte lautet hier, Bl. 153b:

Von passaw pischolf pilgrin
Ze lieb d' nefen sein.
Hiezz er schreibē dew mär.
Wie ez gangē wär
Bl. 154. In lateinischē pŭchstaben.
Daz mā für war solt sagē.
Wer ez darnach erfund.
Vō d$^s$ all$^s$ erstē stund.
Wie ez sich hůb vn̄ bigā.

*) ſteht, für das ausgeſtrichene klag, am Rande.

Vnd wie ez ende geban.
Vmb d' gūtē kristē not.
Vnd wie si alle lagē tot.
Daz hiesz er allez schreibē.
Er lie sein nicht pleiben.
Wañ im sait d' fidellär.
Dew kuntleichen mär.
Wie ez ergie vñ geschach.
Wann er ez hort vñ sach.
Er vñ māig and' man.
Daz mär prūefēn do bigan.
Sein schreib$^{s}$ maist$^{s}$ kunrat.
Getichtet mā ez sid$^{s}$ hat.
Dicke in tautsch$^{s}$ zungē.
Die altē mit dē iūgē.
Erkeñēt wol daz mar.
Vō ir freūd vnd vō ir swār.
Für war ich ew nich m$^{s}$ nu sag.
Ditze liet heist dew klag.

Unmittelbar hierauf, noch auf derſelben Spalte, beginnt auch hier:
3) Winsbeke und Winsbekin, mit der Ueberſchrift:
**Ditz puech haisset der weltlich rät**
Die Stanzen ſind ebenfalls fortlaufend geſchrieben:
Ein weiser mā het einē sun. Der was im lieb als mang$^{s}$ ist. Den wolt er rechte lerē tūn. Vnd sprach also mein sun du pist. Mir liep an allen valschen list. Pin ich dir liep sam du mir. So volg mir ze diser frist. Die weil ich leb ez ist dir gūt. Ob dich ein frömder ziehē sol. Du weist nicht wie er ist gemūt. **Wie man go furchten sol.** So ſtehen auch die rothen Ueberſchriften zwiſchen den einzelnen Strophen; mitunter fehlen ſie. Ebenſo folgt Bl. 163b. die Winsbekin:
**Ditz puech sagt nu von der frawen wierdickait**
Wir frawē woltē ez sein. D' vō dem leib wär gūt ff.
bricht auch mit derſelben Strophe ab:
**Wie man die werden geren minnet**
Ble hoch edlew miñe vert. Dew wirbet sund' wañ nicht so. Sint si an hohē tugendē wert. Die si in zuchtē

**vindet fro. Die zeühet si mit ir so hoh. Da si v'smähet swache sit. si lat daz nicht durch fürstē dro. Si stiez ein hertz ins and' gar. Die nach ir willē ir behagēt. D' niderū nīt si kein war** x. Die letzte Spalte iſt leer.

Die angeführten Stellen werden zur Beſtätigung des unmittelbaren Verhältniſſes zur Berliner Urſchrift genügen, auch durch die häufigen Entſtellungen und Misverſtändniſſe, welche bis an ihre Quellen zu verfolgen, und zu verſtehen, immer lehrreich und anziehend iſt, zumal bei unſerm gröſten alten Gedichte. Wir haben hier nochmals, aber vollſtändig, das kaum bei einem andern Altdeutſchen Werke*) vorkommende Verhältnis, wie ſchon die Heidelberger Papierblätter der Nibelungen zu Görres Pergament-Bruchſtücken darboten. Von den letzten beſitzt A. W. v. Schlegel noch einige unbekannte Ueberbleibſel. Außerdem wird die Liſte der Nibelungen-Handſchriften vorläufig wieder durch zwei oder drei neue Entdeckungen bereichert. Zu den achtzehn, Bd. I, 178 aufgeführten, kam die neunzehnte, Bd. III, S. 1. Und nun:

20. Dr. Reuß in Würzburg hat Nibelungen-Bruchſtücke gefunden. Mone Anz. des M. A. 1839, Sp. 281.

21. Zu Linz ſind Nibelungen-Bruchſtücke gefunden. Ebd.

Sind dieſe letzten nicht eben die „Bruchſtücke einer ſehr alten Hdſ. der **Nibelunge-nôt**", welche Hr. von Karajan im Erzherzogthum Oeſterreich gefunden hat (laut der Vorrede zu ſeiner „Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur" Wien 1839, S. V), ſo zählten wir nunmehr ſchon zwei und zwanzig Nibelungenhandſchriften.

Die vorliegende v. Meuſebachiſche Handſchrift bezeugt abermals das Fortleben des großen alten Heldengedichtes bis in die Zeit der Buchdruckerkunſt, und die Hoffnung, auch noch einen Druck desſelben aufzufinden, wächſt immer mehr.

Den Nibelungenhandſchriften muß auch das Pergamentblatt der Altniederländiſchen Uebertragung beigezählt werden, welches Bd. I, S. 340 gedruckt ſteht. Seitdem hat der Beſitzer, Hr. Serrure in Gent, eine Abbildung der Handſchrift geliefert, im **Messager des sciences et des arts de la Belgique t. VI, p. 510;** mit der Anzeige, daß er noch ein Bruchſtück gefunden habe, von Siegfrieds Begräbniſſe.

v. d. Hagen.

*) Außer bei der noch ſpätern Koloczaer Abſchrift der Heidelberger großen Sammlung Erzählungen: Geſammtabenteuer.

## II.

# Der Wald von Breciliande und die Quelle von Baranton.

Der Wald von Breciliande in der Niederbretagne iſt eine von den Gegenden der romantiſchen Länder, deren geheimnisvolle Wunder von der älteſten Zeit her Dichtung und Sage mit beſonderer Vorliebe gefeiert haben; und wie dieſe Wunder im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von Mund zu Mund, und von Land zu Land gingen, und manchen wißbegierigen oder abenteuerluſtigen Mann anreizten, den Ort zu beſuchen, von denen die Mähren nicht müde wurden das Seltſamſte zu erzählen, ſo zieht noch heutiges Tages das gläubige Bretagnervölkchen mit andächtiger Verehrung zu der wunderbaren Quelle von Baranton, und durchſtreift der Gelehrte die Waldhöhen und Heiden von Concoret, um die ſtummen Zeugen der Natur und das lebendige Wort der Bewohner über die Mährchenwelt zu vernehmen, die von hier aus einſt ganz Europa faſt mit Begeiſterung erfüllte.

Der Wald von Breciliande umſchließt das Grab des Zauberers Merlin, und war der Schauplatz der Thaten des Ritters mit dem Löwen (Iwein, Ywain, Owain), und knüpft ſich ſo bedeutſam an die Heroen der älteſten Wälſchbretaniſchen Arthurſagen, die wahrſcheinlich ſchon im 7ten oder achten Jahrhundert mit den Auswanderern von Wales ſich nach der Bretagne verpflanzten, gewiß aber ſchon im zehnten Jahrhundert hier ſo feſte Wurzel geſchlagen hatten, daß ſie ihre urſprüngliche Heimat zu verleugnen, und eine eigne nationale Urſprünglichkeit gegen Wales zu behaupten wagen konnten.

Merlin, der Zauberkundige, das vaterloſe Kind, Sohn eines Dämons und einer Nonne, wie die Sage den geſchichtlichen alten Barden von Wales, Merdhin, den Heldenkämpfer in der Vertilgungsſchlacht von Cattraeth, umgewandelt hat, hatte heiße Liebe gefaßt zur Dame vom See, Viviane (wie ſie im Roman **Morte Arthur**) oder Ninianne (wie ſie im **Roman de Merlin** genannt wird), Tochter des Dionas, die aber übel ſeine Neigung vergalt. „Lehre mich, ſprach ſie, wie ich einen Mann feßle ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemals entweichen kann, es ſei denn, daß ich ihn ſelbſt entlaſſe.“ Merlin ſeufzte, ihre Abſicht erkennend, und konnte doch nicht widerſtehen, ſie die Kunſt zu lehren, damit ſie ſich einen Wohnort errichteten, der nie zerſtört werden könnte, und worin ſie beide allein ungeſtört von der ganzen Welt zuſammen leben und ihrer froh werden möchten.

Als Viviane alles von ihm erlernt hatte, war ſie voll Freude und Entzücken, und bezeigte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein andres Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſein. — Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Breciliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, ins hohe kühle Gras nieder, und ſcherzten und ergötzten ſich mit ſüßen Liebes-Worten und Werken. Merlin legte darauf ſeinen Kopf in den Schooß ſeiner Freundin, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Als ſie ſeines Schlafes gewiß war, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren Schleier, umgab damit die Weißdornhecke, unter der Merlin ſchlummerte, und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt hatte. Neunmal ging ſie um den geſchloſſenen Kreis, und neunmal wiederholte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war. Dann ging ſie hinein, ſetzte ſich leiſe auf ihren vorigen Platz, und legte Merlins Haupt wieder in ihren Schooß. Als er nun erwachte und umherſchaute, dünkte ihn, er wäre in einem gewaltig hohen, feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem koſtbaren Bette. Da rief er: „O Mädchen, du haſt mich hintergangen, wenn du mich jetzo verläßeſt und nicht immer bei mir bleibſt; denn niemand als nur du kann mich aus dieſem Thurme ziehn.“ — Doch Viviane tröſtete ihn; ſie verſprach, oft in ſeinen Armen zu ſein, und wenig Tage oder Nächte vergingen,

Digitized by Google

da ſie ihr Verſprechen nicht erfüllte. — Merlin konnte nie wieder von dem Orte, an den er von Viviane gebannt war, ſie aber ging und kam nach Gefallen. Sie hätte nachmals ihm gerne die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie nun, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen: aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht in ihrer Macht; worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte. —

In demſelben Walde ſtand eine Kapelle, ſchön, wenn auch klein; daneben entſprang ein kalter, klarer Quell, den weder Regen noch Sonne berührten, noch die Winde trübten; ſein Becken war unter dem breitſchattigen Schirmdache der ſchönſten Linde, welcher Sturm und Froſt nimmer das grüne Laub abſtreiften, und in deren Aeſten der lieblichſte Vogelgeſang erklang. Darunter lag ein zierlich gearbeiteter Marmorſtein; von einem Aſte der Linde herab hing an ſilberner Kette eine goldene Schaale; und wenn jemand mit dieſer Schaale aus der Quelle Waſſer auf den Marmor goß, dann erloſch der Schein der Sonne, dann verſtummte der Geſang der Vögel, ſchwarze Wolken zogen herauf von allen vier Winden, tauſend Blitze ziſchten durch die Luft, der Donner krachte, daß die Erde in ihren Grundfeſten erdröhnte, der Platzregen ergoß ſich in Strömen, und dichter furchtbarer Hagel ſchmetterte nieder, vernichtete die Felder und den Wald umher, erſchlug Gethier und Vögel, und die herrlich prangende Linde ſtand bald entlaubt, als wäre ſie verbrannt. Dann aber erſchien der Herr des Waldes gewappnet, und forderte Rechenſchaft für den Frevel und Schaden, der ihm zugefügt worden. Doch, war der Kampf gethan, ſo begrünte ſich ſchnell die Linde wieder, und ſangen die Vögel ſo ſchön wie zuvor. Alſo büßte Arthurs Ritter Kalogreiant ſeine Keckheit durch ſchmähliche Niederlage; alſo rächte Owain, der gleichfalls das Abenteuer verſuchte, an dem ſtolzen Grafen ſeinen Uebermuth, erſchlug ihn, heirathete ſeine Witwe, und ward, als nunmehriger Herr des Landes, nicht minder in die Lage geſetzt, die Unverletzlichkeit der Quelle und des Baumes zu vertheidigen.

Im Walde von Brecilliande hatte die ſchöne Jeſchute ihr Zelt aufgeſchlagen, in welchem ſie der als ein einfältiges Kind in die Welt ausreitende Parcival ſchlummernd erblickte, ihr Spange und Ring, und Küſſe über Küſſe raubte, nach dem misverſtandenen Rathe ſeiner Mutter, ſich Weibes Kuß und Ring zu gewinnen, und damit ſo die Eiferſucht ihres Gemahls Orgueilleux de Lalandre

Digitized by Google

reizte, daß er das Misgeſchick, welches er dadurch über Jeſchute brachte, nur erſt nach manchem Jahre durch harten Kampf zu ſühnen vermochte. — Faſt in jedem Romane des Arthurkreiſes geräth ein Ritter der Tafelrunde in dieſen wunderſamen Wald, wo er auserleſene Abenteuer zu beſtehen findet. Auch Gawan ward einſt darin durch eine Fee in einen Zwerg verwandelt, doch gelangte er nach Merlins Weiſſagung glücklich nachmals wieder zu ſeiner vorigen Geſtalt.

Mehr als Merlins Grab, ſcheint dieſe Sturm und Platzregen erzeugende Quelle Gegenſtand des Volksaberglaubens geworden zu ſein, und die allgemeinſte Berühmheit erlangt zu haben. Der Verfaſſer des **Roman de Rou**, Meiſter Wace, um **1150**, ein Normann, hatte von dem Wunder dieſes Waſſers gehört, und konnte die Wißbegier nicht bezwingen, dahin zu reiſen, um ſie näher zu unterſuchen, und ſich von ihrer Kraft zu überzeugen. Indem er in jenem Gedichte die Barone aufzählt, welche den Herzog Wilhelm von der Normandie zur Eroberung von England begleiteten nennt er:

„Auch die vom Brechelianter Wald,
Dem manche Bretagner Sage galt:
So ward ein weiter Forſt genannt,
Der in Bretagne gar wohl bekannt.
Aus einem Hügel ſprudelt hell
Ans Licht von Berenton der Quell.
Oft zog, wenn groß die Hitze war,
Nach Berenton der Jäger Schaar;
Im Horn Flut ſchöpfend aus der Quelle,
Beſprengten ſie umher die Stelle,
Um Wolkengüſſe zu erregen;
Denn hiernach fiel ſonſt mächt'ger Regen
Rings um den Wald im ganzen Land:
Die Urſach' iſt mir unbekannt.
Dort kann man auch wohl noch die Feeen,
Wenn nicht Bretagner fabeln, ſehen,
Und andre Wunderdinge mehr.
Dort liefen Stiere wild umher,
Auch gab's dort Hirſch' in großer Zahl,
Die längſt jedoch der Bauer ſtahl.

Digitized by Google

Ich ging, die Wunder zu erſpähn,
Und habe Land und Wald geſehn;
Fand kein geſuchtes Wunderding,
Kehrt' heim als Thor, ſo wie ich ging;
Thor ging ich, Thor kam ich zurück;
Suchte Thorheit: 's war ein Thorenſtück!"*)

Wace giebt uns die älteſte Nachricht von dieſer Quelle; ſie reicht über die älteſten Nordfranzöſiſchen und Engliſchen Arthurromane hinaus, und beweiſt, daß ſchon lange vor ihm dieß Wunder ausgebreiteten Glauben gehabt hat. Der Volksſage folgend, und aus den Erzählungen Bretagniſcher Barden ſchöpfend, übernahm die Sage Chretien de Troyes (ſtarb 1190) in ſeinen **Chevalier au lion**, in Folge deſſen die Kunde davon zuerſt Hartmann von Aue (um 1200) in ſeinem Gedichte: Iwein, der Ritter mit dem Löwen, nach Deutſchland brachte.

Hatte Wace um 1150 das Wunder von der Quelle als ein eitles Mährchen befunden, ſo war an 60 Jahre ſpäter ein andrer Dichter, Hûon de Mery *) entweder glücklicher oder weniger ſcharfſichtig als Wace. Er erzählt in ſeinem Gedichte **Tournoiement ante Crist**, wie er als Begleiter des Königs Ludwig auf einem Zuge nach der Bretagne die Gelegenheit wahrnahm, den Wunderwald zu beſuchen, und die Kraft der Quelle zu prüfen. (MS. fol. 72, col. 2, v. 5.)

**Por çou que n'iert pas mult lontaingue**
**La forès de Brecéliande,**
**Mes cuers ki souvent me commande**
**Faire autre cose ke mon preu,**
**Me fist faire, aussi comme veu,**
**Ke ge en Brecéliande iroie,**
**Ge m'en tornai et pris ma voie**
**Vers la forest, saus plus afendre,**
**Kar la vreté voloie aprendre**

---

*) Roman de Rou, V. 11514—11539. Publ. par Plouquet. Rouen. 1827. II, 143, 4. — Deutſch: Roman von Rollo, v. v. Gaudy, Glogau, 1835, S. 240.

**) Er war ein Mönch von St. Germain des Près bei Paris, und ſchrieb um 1228. Das Tournoiement ante Crist iſt handſchriftlich zu Paris, MS. du Roi, nr. 541. S. F., und gedruckt im Livre des Legendes; par le Roux de Lincy. Paris 1836.



Digitized by Google

De la périlleuse fontaine.
Une espée ou ot fer d'Andaine,
Dont lameure n'estoit pas double,
Et un hauberc à maille double
Portai qui puis m'orent mestier.
Sans tenir voie ne sentier
Chevauchai IV jours entiers.
Adont m'aparut uus sentiers,
Qui par une gaste lande
Me mena en Brecéliande,
Mult est espesse et obscure.
En la forest par aventure
Perdi la sens de mon sentier,
Car li solaus s'aloit couchier,
Qui avait faite sa journée.
Mais la clartés est ajornée
De la lune, qui lors leva etc.

— — — — — — — — — —

Cele nuis resambla le jour.
Sans faire alonge ne séjour,
Ce fu la quinte nuis de mai;
La fontaine mult esgardai
Ke la trouvai par aventure.
La fontaine n'iert pas obscure
Ains ert clere com fins argens,
Mult estoit li praales gens,
Qui sombroioit de desous l'arbre,
Le bachin, le perron de marbre,
Et le vert pin et la caière
Trouvai en icele manière,
Comme l'a descrit Crestiens.
En plus clère eve crestiens
Ne sambla pas que ce fust cresme.
Quant le bachin ting en ma main,
Car tout aussi le puisai plain
Com se la vausisse espuisier,
Quand ge mis la main au puisier,
Lors vi le firmament doubler.

Digitized by Google

Quant oi puisié, lors vi doubler
Le torment, quant l'eve versai,
Je qui, tous seus le sai,
Ne talent n'en ai du mentir,
Mais le chiel oï desmentir
Et esclarcir de toutes pars.
De plus V C mile pars
Ert la forès enluminée;
Se tous li chiex ert queminée,
Et tous li mons ardoit ensamble,
Ne fesist-il pas, ce me samble,
Tel clarté, ne si grant orage.
C fois maudis en mon corage
Par cui conseill ting là mon oirre,
Car à cascun cop de tonnoirre
La foudre du ciel descendoit,
Qui tronçonnoit et porfendoit
Parmi le bois, caines et fals.
Or escoutés, com ge fui fals
Et tresperdus et entrepris,
K'encor plain bachin d'iaue pris
Et seur le perron le flasti.
Mais se le ciel ot bien glati
Et envoiés foudres en terre,
Lors double la noise et la guerre
Ke j'oï mené à tout le monde;
Can del' tonnoire à la réonde
Toute la terre vi troubler,
Ge cuidai bien que assambler
Fesist del' chiel et terre ensamble.
Ce fu folie, ce me samble,
De II fois le bachin widier:
Mais ce fu par mon fol cuidier,
Car le tans apaisier cuidai
Quant le secont bachin widai;
Mais lors perchui que cil qui cuide
Qu'il a de sens la teste wide. etc.

— — — — — — — — — —

Lours commencha à aprochier
Li jours dont l'aube ert ja' venue;
Joie firent de sa venue
Trestout li oiseillon menu
Ke à voleter ai véu
De par tout Berchéliande.
En broche, n'en forest, n'en lande
N'en vit mais nus tant amassés,
Sus le pin en ot plus amassés,
Ke n'en vit Kalogrinans,
Et faisoient de divers cans
Une si douce mélodie,
Ke à ma mort, ni à ma vie
Ne kéisse avoir autre gloire.
Encore, quant me vient en mémoire,
En mon cuer en ai si grant joie,
Qu'encor me sanble qu'eus ge oie;
M'est-il tous vraiement avis
Que c'est terrestre paradis.

Die zauberiſchen Weſen oder Feen, die den Wald von Breciliande bewohnt haben ſollen, ſcheinen die Kinder ganz beſonders in Schutz und Gunſt genommen, und es geliebt zu haben, auf ſelbige ihre beglückenden Gaben im Platzregen herabzuſenden. So iſt in der Bibliothek des Königs zu Paris, Ms. nr. 7989, 4, ein Fragment eines merkwürdigen Romans, Namens Brun de la Montagne, der ganz auf dieſem Umſtande gegründet iſt *). Die Geſchichte in kurzem Auszuge iſt folgende:

„Butor de la Montagne wünſchte bei der Geburt ſeines Sohnes, daß er den Segen einer Fee empfange; er ging in ſeinem Gedächtnis die berühmteſten Feenorte aller Länder durch:

Il a des lieux faës ès marches de Champaigne,
Et aussi en a il en la roche grifaigne,
Et si croy qu'il en a aussi en Alemaigne,
Et ou bois Bersillant, par desous la montaigne;
Et non por quant aussi en a il en Espaigne:
Et tout cil lieu faë sont Artu de Bretaigne. (p. 264.)

*) Gedruckt im livre des legendes, par Le Roux de Lincy.

Endlich entſcheidet er ſich, ihn zu dem Wohnorte der Feen im Walde Berſillant zu ſenden. Dahin wird alſo der kleine Brun gebracht, und auf den Rand der Feenquelle geſetzt. Es dauert nicht lange, ſo erſcheinen die Holden:

**Les dames, dont je di, si estoient faées**
**Quï si très noblement estoient asesmées.**
**Leur cors furent plus blanc que n'est noif sor gelée,**
**Et si très chierement estoient atournées,**
**Car de couronnes d'or furent toutes dorées**
**Et de blans dras de soie estoient aournées;**
**Enmi de la poitrine estoient escollées.**
**Se uns hom en eust erré II C mile journées,**
**Ne fussent point par li trois plus belles trouvées,**
**Et s'éust conversé en cent mile contrées. (p. 267.)**

Das Kind wird von ihnen mit den auserleſenſten Gaben beſchenkt, die zu vergeben ſie die Macht haben. Eine aber von den Feen, neidiſch auf die ausgezeichnet glänzenden Ausſichten, die ſich dem Kinde durch die geſpendeten Gnaden eröffnen, ſchenkt ihm Mißgeſchick und Täuſchung in der Liebe. Darauf kehrt der Knabe zu ſeinen Eltern zurück, und eine der wohlwollenden Feen, die ein beſondres Wohlgefallen zu ihm gefaßt hat, nimmt eine andre Geſtalt an, und wird ſeine Amme. — Leider bricht die Handſchrift gerade da ab, wo die Liebesabenteuer des Helden beginnen.

Bei dem in neuerer Zeit in Frankreich ſehr rege gewordenen vaterländiſch antiquariſchen Studio, welches ſich insbeſondere mit Aufmerkſamkeit auf die Bretagne, als einen der reichſten Fundorte, geworfen hat, iſt auch der Wald von Breciliande nicht unbeachtet geblieben, und der Graf Theodor de la Villemarqué hat in einem Artikel „**Visite au Tombeau de Merlin**“ in der **Revue de Paris, T. 41. 7. Mai 1837, p. 47 – 58,** eine Beſchreibung ſeines Beſuches und des gegenwärtigen Zuſtandes dieſer Gegend gegeben dem wir Einiges hier entnehmen.

„Ich hatte — ſagt er — ſo oft in meiner Kindheit von Merlin ſprechen gehört und in unſern Bretoniſchen Ritterromanen von den wunderbaren Dingen über ſeinem Grabe, und von dem Walde von **Brécilien**, der Quelle von Baranton, und dem Thale von Concoret ſo viel geleſen, daß ich von dem lebhafteſten Wunſch ergriffen wurde, dieſe Orte zu beſuchen; und an einem ſchönen Morgen machte

ich mich auf den Weg dahin. — Ploërmel iſt die nächſte Stadt von Concoret. Von da zum Schloß iſt der Weg lang und beſchwerlich; immer Hohlwege, Berge, Gehölz, oder Heiden ohne Ende. Die Ebne, welche Bretagniſch **Concoret** *), und in den Romanen des Mittelalters **le val des Fées** heißt, iſt ein ungeheures Amphitheater, gekrönt mit ſchattigen Wäldern, und einſt **Broch' allean** **), jetzo durch Corruption **Brécilien** genannt. Auf einer ihrer äußeren Seiten rinnt eine Quelle, bei der man zwei mit Moos bedeckte Steine erblickt, über denen ein altes Kreuz von vermorſchtem Holze errichtet iſt. Dieß iſt die Quelle von Baranton und das Grabmal des Merlin; dort ſchläft, ſagt man, der alte Druide, beim Gemurmel des Waſſers und des Windes, der die Heide ringsherum durchſeufzt. — Von dieſer Höhe aus überblickt das Auge das ganze Thal, und einen Horizont ohne Grenzen, Gehölze, Getreidefelder, Auen, erfüllt mit den gelbblühenden Pfingſtblumen, und eine Menge Dörfer mit ihren Kirchthürmen. — Brecilien war eine der geheiligten Waldungen, welche die Prieſterinnen des Duidenthums bei den Galen bewohnten. Dieſer Name (**Broch' allean**) und der Name dieſes Thales bezeugen dieß in Ermangelung anderer Zeugniſſe. Die Namen des Ortes ſind die ſicherſten Bürgen der vergangenen Begebenheiten ***). — Alle jene alten Traditionen, die ſich auf dieſen Wald beziehen, dauern hier noch fort. Von den Feen, die den Kindern ſo hold ſind, iſt immerfort erzählt worden, ſie ſeien hier zu ſehen, und erſcheinen am Rande der Quelle. Und dieſelbe Quelle, deren Waſſer noch als heilſam betrachtet wird, von der wird noch immerwährend erzählt, daß ſie die wunderbare Regen erzeugende Eigenſchaft habe. In trockenen Jahreszeiten ziehen die Einwohner in Prozeſſionen dahin, angeführt von ihren fünf großen Fahnen und ihren Prieſtern, unter Glockengeläut und Pſalmengeſang. Angelangt bei der Quelle, taucht der Vorſteher des Cantons

*) Wälſch: **Kun-kored, vallée des druidesses.**

**) Franz: **Le bois de la None, de l'Hermite, de la Solitaire;** im Parcival: **Solitane.**

***) Die Deutſchen pflegen mehr Bürgſchaften bei ihren Forſchungen zu fordern. Man braucht nicht weit in Gottfrieds von Monmouth Chronik, in Giralds **Itinerarium**, in **Nennius, Albericus Trium-fontium** u. ſ. w. geleſen zu haben, um zu finden, daß der Name eines Orts oft erfunden iſt zu einer Begebenheit, die ſich ganz wo anders ereignete. Niemand aber verſtand ſich ſo gut auf das Localiſiren, als die mährchenvolle Bretagne.

Digitized by Google

den Fuß kreuzweis ins Waſſer, und er iſt gewiß, daß es regnet, bevor die Prozeſſion ihren Heimweg nimmt. — Die Quelle von Baranton iſt mineraliſchen Gehalts, und das Waſſer wirft Blaſen, wenn man ein Stück Eiſen oder Kupfer hineinwirft. — Die Kinder ergötzen ſich damit, Stecknadeln hinein zu werfen, und ſagen dabei dieſen Spruch her: **Ris donc, fontaine de Berendon, et je te donnerai une épingle.**"

Es wäre unbillig, der ſtarkgläubigen Bretagne ihre Heiligthümer und die nationelle Urſprünglichkeit ihrer Alterthümer, die ſie laut urkundlichen Beweiſes ſeit länger denn 700 Jahren treu bei ſich bewahrt hat, abſtreiten zu wollen; auch behalten wir uns für eine andre Gelegenheit vor, die Controverſe zu beſeitigen, ob der Bretagne oder Wales die Primogenitur der nachmaligen Nordfranzöſiſchen Romane von Arthur und den Rittern ſeiner Tafelrunde zuzuſprechen iſt: wir beſchränken für jetzt uns nur ſchließlich darauf, zu beobachten, wie der Merdhin von Wales ſich in den Merlin der Bretagne verwandelt hat; und zu ſpüren, ob wirklich die Quelle von Baranton nicht einſtmals in Wales ihre Hagelſchauer ſollte ergoſſen haben.

Die Figur des Merlin erſcheint in dreimaliger Verwandlung: zuerſt im ſechsten Jahrhundert als wirkliche hiſtoriſche Perſon, heimiſch in Wales; im 9ten und 11ten Jahrhundert als mythiſch und ſagenhaft geſtaltet, in Wales und Bretagne; und ſeit dem 12. Jahrhundert als Nordfranzöſiſcher Ritterromanheld: er durchläuft ſo dieſelben Stadien der ſtäts fortbildenden und wandelnden Tradition, wie ſeine Genoſſen Arthur, Owain, Peredur oder Parcival u. a. m. Merdhin gehört zu den älteſten Barden von Wales des ſechsten Jahrhunderts, deſſen Echtheit und Alter zugleich mit dem des Talieſin, Aneurin und Llywarch-Hen der gelehrte Turner*) überzeugend nachgewieſen hat, — wenngleich das Daſein dieſer Perſonen ebenſo angezweifelt worden iſt, wie das Oſſians, — ohne daß ihm ein irgend genügender Gegenbeweis geführt worden wäre. Von Merdhin iſt ein Werk, Afallenau betitelt, erhalten, ein Gedicht auf einen gewiſſen Orchard, worin ſich merkwürdige Anſpielungen auf die beglaubigte Geſchichte finden. Er ſtreitet gegen die Sachſen, im

*) Vindication of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merdhin, with specimens of the poems. By Sharon Turner. London 1803.

Bunde mit Rodarchus, dem Könige von Kambrien, der im ſechsten Jahrhundert regierte, und deſſen auch Nennius *) und Gottfried von Monmouth gedenken; er war ebenſo Kämpfer, wie Sänger und Dichter; als die Schlacht ſich zu Gunſten der Sachſen neigt, er ſeine Verwandten erſchlagen, ſein Volk dem Grimme der Feinde preisgegeben ſieht, da erfaßt ihn Verzweiflung und Raſerei: „Ich bin raſend — ruft er — meine Stimme iſt ſchrecklich; Jammer verwundet mich, Kleidung deckt mich nicht!“ Zu den Wäldern flieht er, und irrt faſt unbekleidet umher; ſo erhielt er den Beinamen Silveſter, wie er, aus Kaledonien gebürtig, auch der Kaledonier genannt wird.

Die Kimri waren bereits im ſechsten Jahrhundert Chriſten; aber aus häufigen Zeichen iſt erſichtlich, daß die Barden ungern die Mönche, meiſt Ausländer, unter ſich ſahen. Im höchſten Grade eiferſüchtig auf ihre nationale Integrität, mußten die Barden, zugleich Religionslehrer, dieſen Fremden, die einen ausländiſchen Cultus mitbrachten, widerwillig entgegentreten; und andrerſeits ſchilt Gildas wieder auf die Mönche, daß ſie den weltlichen Bardengeſängen mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, als den geiſtlichen Chriſtlichen Liedern. So ruft auch Merdhin einmal (**Myvyrian Archaeol. of Wales, p. 149**) aus: „Ich will nicht empfangen das Sacrament von den deteſtablen Mönchen mit ihren langen Röcken. Von Gott ſelbſt mag mir das Sacrament gegeben werden.“ — In der Schlußſtrophe des Afallenau ſpricht er prophetiſch den künftigen Sieg und die Wiedererhebung des ſinkenden Wales aus (nach S. Turners Engliſcher Ueberſetzung):

**Sweet apple-tree! most sweet its produce;**
**It grows in the solitude of the wood of Celyddon,**
**It will be useless to be in competition for its fruit.**
**Cadwaladyr will come to the conference of the ford of Rheeon;**
**Cynan will be in opposition, in motion upon the Saxons;**
**The Cymry will be triumphant; their chief illustrious.**
**Every one will have his right, and Britons will be joyfull,**
**Singing to the horns of acclamation, the hymn of peace and serenity.**

---

*) Nennius, §. 63. ed Stevenson. London, 1838, nennt ihn Riderchhen.

Digitized by Google

Ungemein häufig ſind die Anſpielungen der nachfolgenden Barden auf Merdhin in ſeiner dreifachen Eigenſchaft als Kämpfer, als Sänger und als Prophet. Finden wir bei Nennius, einem Hiſtoriker des neunten Jahrhunderts, den einfachen hiſtoriſchen Arthur ſchon ausgeweitet zu dem großen Helden (wie ſeine zeitgenoſſiſchen Barden ihn keineswegs ſchildern), der zwölf große Heerzüge gegen die Sachſen machte, der ſtarke **belligerator**, der ruhmvolle **triumphator**, der ſelbſt nach Jeruſalem zog, und Rieſen bezwang: ſo wirft er ebenmäßig um Merdhin (Ambroſius genannt) das dämoniſche Gewand, macht ihn zu einem Kinde ohne Vater, myſtiſchen Urſprungs, und ſeine Prophetengabe hilft dem Könige Guorthigirnus (Vortiger) den Thurmbau vollenden, nachdem der unterirdiſche See abgelaſſen, in deſſen Klüften die beiden Drachen ſich fanden, deren Kampf nachmals auf die Kämpfe der rothen und weißen Roſe gedeutet wurde; was ausführlicher nachher Gottfried von Monmouth in ſeiner Chronik wieder erzählte. Dieſer, folgend den vaterländiſchen Traditionen über Merlin, ſchrieb um 1130 ein Gedicht **Vita Merlini** (Hdſ. in der Cotton. Bibliothek, **Vespasian, E. 4**), das er ſeinem Freunde, dem Biſchofe von Lincoln, widmete:

> **Vatadici vatis rabiem, musamque jocosam**
> **Merlini cantare paro; tu corrige carmen,**
> **Gloria pontificum.**

Nach der Einleitung ſchildert er die Stellung einiger Wälſchen Fürſten und ihren Kampf:

> **Contigit interea plures certamen habere**
> **Inter se regni proceres, belloque feroci**
> **Insontes populos devastavisse per urbes.**
> **Dux Venedetorum*) Peredurus bella gerebat**
> **Contra Guennolonum, Scotiae qui regna regebat.**
> **Jamque dies aderat, bello praefixa; ducesque**
> **Adstabant campo, decertabantque catervae,**
> **Amborum pariter miseranda caede ruentes.**
> **Venit ad bellum Merlinus cum Pereduro,**
> **Rex quoque Cambrorum, Rodarchus, saevus uterque.**

---

*) **Venedotia** iſt, laut Giraldus Cambrenſis, eine Landſchaft in Nordwales wo eben auch Peredur zu Hauſe gehört.

Digitized by Google

Merdhins Afallenau nachahmend, ſchildert er dann die Verzweiflung Merlins über den Tod der Seinigen:

Evocat e bello socios Merlinus, et illic
Praecepit in varia fratres sepelire capella;
Replangitque viros, nec cessat fundere fletus,
Pulveribus crines sparsit, vestesque rescidit
Et prostratus humi nunc hac illacque volutat.
Solatur Peredurus eum, proceresque ducesque,
Nec vult solari, nec verba precantia ferre.

Jam tribus emensis defleverat ille diebus
Respueratque cibos, tantus dolor usserat illum.
Inde novas furias cum tot tantisque querelis
Aëra complesset, cepit furtimque recedit,
Et fugit ad silvas, nec vult fugiendo videri.
Ingrediturque nemus gaudetque latere sub ornis,
Miraturque feras pascentes gramina saltus,
Nunc has insequitur, nunc cursu praeterit illas,
Utitur herbarum radicibus, utitur herbis,
Utitur arboreo fructu, morisque rubeti:
Fit silvester homo, quasi silvis deditus esset.
Inde per aestatem totam, nullique repertus,
Oblitusque sui cognatorumque suorum
Delituit silvis obductus more ferino.

Darauf führt der Dichter ihn mit dem Barden Talieſin zuſammen, und beide prophezeihen das Schickſal Britanniens. Auch hier ahmt Gottfried die letzte Strophe des Afallenau unverkennbar nach:

Merlinus ait: — — — —
— — — — sic sententia summi
Judicis extitit: Britones ut nobile regnum
Temporibus multis amittant debilitate,
Donec ab Armorico veniet temone Conamis
Et Cadwaladrus, Cambrorum dux venerandus;
Qui pariter Scotos, Cambros, et Cornubienses
Armoricosque viros sociabunt foedere firmo.
Amissumque suis reddente diadema colonis
Hostibus expulsis renovato tempore Bruti

**Tractabuntque suas sacratas legibus urbes,**
**Incipiunt reges iterum superare remotos**
**Et sua regna sibi certamine subdere fata. —**

Durchgängig ſehen wir hier noch den Anſchluß des Gedichts an den Nationalhelden Merdhin, aber phantaſievoll ausgeſchmückt iſt ſchon ſeine Flucht und ſein Leben im Walde als **silvester homo.** Gottfried weiß noch nichts von Merlins Liebe zur Viviane: dieſe findet ſich erſt im **Morte Arthur** und im zweiten Theile des **Roman de Merlin,** die früheſtens dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehören, wo die geſammte Wälſch-Bretoniſche Sagenwelt das romantiſch ritterliche Gewand ſchon angezogen hatte; und dieſem neuen Geiſte war es gemäß, jener Waldflucht und dem Verſchwinden aus der Geſellſchaft der Menſchen das Motiv der Verzauberung durch Viviane unterzuſchieben, und in dieſer Wandlung ſie nach der Bretagne zu verſetzen, von der die Nordfranzoſen jene Sagen nur kennen lernten, und nicht von Wales, deſſen Sprache ſie nicht verſtanden, und die ſtäts ihnen als eine barbariſche galt. Eine nationalere Bedeutung behielt die **prophetia Merlini,** die Gottfried in ſeine Chronik einſchaltet: eine koloſſale Apokalypſe, welche, wie die Johanneiſche, noch im ſiebenzehnten Jahrhundert ihre gelehrten Ausleger fand.

Eine merkwürdige Bearbeitung der Geſchichte von Jvain, dem Löwenritter, und ſeinem Abenteuer an der Donner und Hagelſchauer verurſachenden Quelle liefert das „rothe Buch von Hergeſt, ein Manuſcript im Jeſus-College zu Oxford, das, alte Wälſche Werke verſchiedner Gattung enthaltend, am Ende des 14ten Jahrhunderts zuſammengeſchrieben ward. Bisher iſt davon nur eine dunkle Kunde nach Deutſchland gekommen; der gelehrten und liebenswürdigen Lady Gueſt gebührt das Verdienſt, diejenigen Erzählungen, welche ſich ihrem Inhalte nach den Franzöſiſchen Arthurromanen anſchließen, im Druck mit Engliſcher Ueberſetzung und ſchätzbaren Anmerkungen begleitet, neuerlich herausgegeben zu haben *), und mit ihnen eröffnet ſich eine ganz neue Ausſicht in jene dunkle

*) **The Mabinogion**, from the **Llyfr coch o Hergest**, and other ancient Welsh manuscripts; with an English translation and notes, by **Lady Charlotte Guest**. London, 1838. — Der erſte Theil enthält: **The Lady of the fountain** (Jarlles y ffynnawn), den Stoff des Jwein Hartmanns von Aue und des Ivain des Chrêtien de Troyes. Der zweite Theil: **Peredur ab Effrawc**, den Urſtoff

Ferne der erſten Entſtehung und Herausbildung der Nordfranzöſiſchen Rittergedichte aus den Wälſchen und Bretagniſchen mährchenhaften Erzählungen, die ſich um die alten hiſtoriſchen nationellen Figuren anſetzten, und ſie ſo aus ihrem Heimatboden in das Gebiet der Poeſie hinüberpflanzten. — Die Neuheit jenes Manuſcripts erregt den Verdacht, daß dieſe Erzählungen (Mabinogion genannt) kurze auszugsartige Skizzen jener in aller Fülle ritterlich-romantiſcher Poeſie blühenden Franzöſiſchen Romane ſeien: allein wenn ihre ſkizzenhafte Form in einfacher Proſa ſie auch unſern jüngern Volksbüchern von Siegfried u. ſ. w. ungefähr gleichſtellen heißt, ſo erweiſt ihr Inhalt, die darin herrſchende Sitte, der Mangel des eigentlichen feineren chevalleresquen Elements, vor allem aber, beſonders im Mabinogi von Peredur, die Unbekanntſchaft mit dem heiligen Gral, ein weit über die Zeit hinausreichendes Alter dieſer Erzählungen, da ſie niedergeſchrieben wurden. Enger, als der Wälſche Peredur an den Franzöſiſchen Parcival, ſchließt ſich jenes Mabinogi Jarlles y ffynnawn an Chrêtiens chevalier au lion an; wie hier Calogrenaz, oder bei Hartmann Kalogreiant, ſo erzählt dort Cynon, gleichfalls eine berühmte alte Wälſche Figur, ſein Abenteuer mit dem wilden Rieſen im Walde, wo die Thiere allerlei Art gezähmt weiden (wie Wace in obenerwähnter Stelle ſchon gewußt hat), aus dem er dann zu der Donnerquelle gelangt. Owain wird dadurch gereizt, das Abenteuer zu beſtehn, beſiegt den Herrn der Quelle, und durch Luneds Vermittlung wird er Freund der Witwe. Drei Jahre weilt er bei ihr, die Quelle vertheidigend: da macht Arthur mit ſeinem Hofe ſich auf, den verlornen Tafelrundritter aufzuſuchen; unerkannt kämpft dieſer mit Gwalchwai (Gauvain, Gawan); dann erkannt, wird er im Triumph an Arthurs Hof zurückgeführt. Nach einiger Zeit aber klagt Luned ihn öffentlich der Untreue gegen ihre Herrin an; beſchämt zieht er in die Einſamkeit, die Reue raubt ihm die Sinne, wie ein Waldmenſch irrt er umher; Luned heilt ihn mit einer koſtbaren Salbe, und ſo verſöhnt er ſich

---

der Geſchichten von unſerm Parcival Wolframs von Eſchenbach und dem Parcival des Chrêtien und Kiot, noch rein und vermiſcht, gänzlich fremd der Gralſage, in ſeiner Wälſchen Urſprünglichkeit. Der dritte noch nicht erſchienene, doch im Kurzen zu erwartende Theil wird den Gereint ab Erbin, den Stoff des Franzöſiſchen und Deutſchen Erek in ſeiner Wälſchen Geſtalt wiedergebend, enthalten. Eine dankenswerthe Beilage iſt ein Abdruck des Chevalier au lion des Chrêtien.

mit ſeiner Geliebten, zieht aber weiter auf Abenteuer, rettet den Löwen aus dem Kampfe mit einer Schlange, der ihm fortan ein treuer Helfer in ſeinem Streite mit Rieſen und anderen Feinden iſt; er rettet Luned vom Feuertode, befreit 24 ſchöne Damen aus den Händen eines ſchwarzen Wilden, und führt ſie an Arthurs Hof, wo er mit hohen Ehren empfangen ward und nun dort blieb.

So wenig dem Helden Owain die Wälſche Herkuuft abzuſtreiten iſt, ſo bleibt es doch auffallend, daß weder Lady Gueſt, noch andere Gelehrte in Wales eine der Quelle von Baranton ähnliche Wunderquelle aufzufinden vermocht haben, die dagegen in der Bretagne ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts einen ausgebreiteten Ruf hatte. Dieß allein möchte genügen, den Bretagnern die Erfindung dieſes Romans zuzugeſtehn, der indeß bei dem Wechſelverkehr beider Länder auch ſchon ſehr früh nach Wales übergegangen ſein und den Bretagniſchen Wälſche altberühmte Namen ſubſtituirt haben kann. Vielleicht bringt der erhoffte dritte Band der Mabinogion noch nähere Aufſchlüſſe: bis dahin möge die Wunderquelle mit ihren Damen und Rittern der Bretagne als erſtes Eigenthum belaſſen werden; bis dahin möge auch die weitere Unterſuchung über das Alter, die Geſchichte und die Bedeutung dieſer ſogenannten Märchen ausgeſetzt bleiben, auf die indeß jetzo ſchon die Aufmerkſamkeit der Litterarhiſtoriker hinzulenken, wir nicht unterlaſſen wollten.

San-Marte.

Nachſchrift. Im dritten, nun erſchienenen Bande der Mabinogion giebt L. Gueſt noch ausführliche Nachricht von einem Engliſchen ſtrophiſchen Parcival, der älter als Chaucer, doch jünger als der erſte Kreuzzug iſt. Parcival ſtirbt im heiligen Lande, nachdem er viele Städte erobert: doch iſt auch hier kein Gral, Joſeph von Arimathia 2c.; dagegen allerlei Wälſche Hexen und Rieſen vorkommen; Haltung und Ton iſt roh, nur noch ſehr grob ritterlich, und Bezug auf ſchon vorhandene ſchriftliche Urkunde. Die Namen Percevall, Lufamour, Acheflour (Herzeloide) deuten auf Frankreich, aber, wie ich glaube, beſonders auf Bretagne. Gewis iſt dieſe Bearbeitung älter als Chretien.

Digitized by Google

## III.

# Ueber die Ausſprache fremder Eigennamen im Deutſchen.

Vorgeleſen im litterariſchen Verein zu Stralſund von dem Paſtor Karl Tamms.

---

Wir Deutſche haben die Gewohnheit, fremde Orts- und Perſonennamen ſo auszuſprechen, wie ſie bei den Nationen lauten, denen ſie angehören, und wir ſind ihr ſo gewiſſenhaft zugethan, daß, ſo oft uns ein unbekanntes Wort aufſtößt, deſſen befremdende Geſtalt uns über ſeinen Klang in Zweifel läßt, wir uns ſorgfältig erkundigen, wie daſſelbe da lautet, wo es ſeine Heimat hat, und den mitleidig belächeln, welcher es in der Ausſprache ſo behandelt, als wenn es ein Deutſches Wort wäre. Aber ich glaube, daß dieſe Gewohnheit nicht beibehalten zu werden verdient, daß es vielmehr natürlicher und beſſer ſein würde, wenn wir alle fremden Eigennamen ohne Unterſchied, wo Deutſche mit Deutſchen in ihrer Mutterſprache reden, ſo ausſprächen, wie ſie lauten müßten, wenn ſie unſerm Volke und Vaterlande angehörten.

Daß ich nicht auf allgemeine Zuſtimmung zu dieſer vielleicht etwas paradox klingenden Behauptung rechnen kann, weiß ich aus Erfahrung, indem ich, ſo oft dieſer Gegenſtand im Geſpräche mit Freunden von mir zur Verhandlung gebracht wurde, lebhaften Widerſpruch erfahren habe. Allein dieß kann mich nicht abhalten, einmal einem größeren Kreiſe von competenten Richtern meine Anſicht

Digitized by Google

vorzulegen; zumal dieß hier ohne Unterbrechung meiner Gedanken, wie ſie die mündliche Unterhaltung nothwendig herbeigeführt, geſchehen kann. Ich will indeſſen gleich im Voraus bemerken, daß jeder mit Gründen unterſtützte Einwurf, der irgend zur Berichtigung meines Urtheils dienen kann, mit Freude und Dank von mir entgegengenommen wird.

Indem ich nun die ausgeſprochene Behauptung zu rechtfertigen verſuchen will, ſcheint es mir zuvörderſt einer ernſten Beachtung werth zu ſein, daß, mit Ausnahme der Deutſchen, keine Nation der Erde ſich die ſo ſchwer zu erfüllende Pflicht auflegt, die fremden Eigennamen ſo auszuſprechen, wie ſie in dem Munde der Völker lauten, bei denen ſie ihre Heimat haben. Soviel mir bekannt iſt, bedienen ſich alle der Freiheit, ſie ſo auszuſprechen, wie ſie geſprochen werden müſten, wenn ſie ihrem Lande und ihrer Sprache angehörten; wobei ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen, ſelbſt weſentliche Beſtandtheile des Klanges bald merklich zu verändern, bald gänzlich wegzulaſſen, ſobald die Form der Wörter von dem Bau der ihrigen bedeutend abweicht und ihren Sprachorganen widerſtrebt. Der Franzoſe ſagt, wenn er in ſeiner Sprache redet, nicht Berlin ſondern **Berleng**, nicht Greifswald ſondern **Griswall**, nicht Stralſund ſondern **Stralsong**. Der Engländer ſpricht nicht Kant ſondern **Känt**, nicht Goethe ſondern **Gosse**, auch wenn er täglich dieſe berühmten Namen von Deutſcher Zunge in ihrem Klange hört. Blücher heißt im Munde der Franzoſen **Blüschèr**; im Munde der Italiäner, die eben ſo wenig als die Franzoſen und Engländer in ihrer Sprache den Laut des Deutſchen ch haben, **Bluker**; im Munde der Engländer **Blottscher**. Ja dieſe Nationen dehnen die Freiheit, mit welcher ſie die fremden Eigennamen behandeln, ſo weit aus, daß ſie, wenigſtens was die Ortsbenennung betrifft, ſelbſt beim Schreiben nicht einmal die Orthographie reſpectiren, ſondern dieſe, ſei's durch Verkürzung, ſei's durch Verlängerung, oder durch irgend eine ſonſtige Veränderung, gleich für das Auge ſo geſtalten, wie es ihrem Munde am bequemſten iſt. Der Franzoſe ſpricht und ſchreibt nicht Preußen ſondern **Prusse**, nicht Wien ſondern **Vienne**, nicht Frankfurt ſondern **Francfort**. Der Engländer nennt mündlich und ſchriftlich Italien **Italy**, Livorno **Leghorn**, Braunſchweig **Brunswick**. Der Spanier ſagt und ſchreibt **Francoforte, Dresda, Magdeburgo**. Der Italiäner, welcher in vielen Fällen mit dem Spanier zuſam-

Digitized by Google

mentrifft, **Stralsunda**, **Amburgo** (Hamburg), **Parigi** (Paris). Und auf ähnliche Weiſe gehen auch die Portugieſen, und wer weiß welche Nationen noch ſonſt, zu Werke. Wir Deutſche folgen dieſem Beiſpiele nicht. Wir ſind ſo aufmerkſam, ſo peinlich, daß wir nicht etwa dann, wann wir in der Sprache der Fremden reden (denn in dieſem Fälle wäre es billig) ſondern wenn wir uns auf gut Deutſch mit unſeren Freunden unterhalten, unſere Sprachwerkzeuge gewaltſam drehen und foltern, um ja dem fremden Worte ſeinen ausländiſchen Klang zu geben: was uns doch aller Anſtrengung ungeachtet nicht immer gelingt*). Warum geben wir uns dieſe Mühe, von der für keinen Theil irgend ein Nutzen entſpringen kann, und für die wir daher auch von keiner Seite auf Dank zu rechnen haben? Es iſt zweifelhaft, ob es aus Hochmuth oder aus Demuth geſchieht. Denn daß ſich darin jenes den Deutſchen ſo vielfach nachgerühmte Streben nach Gründlichkeit zu erkennen geben ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich, da dieſer Annahme zu Vieles — was im Folgenden berührt werden ſoll — entgegenſteht. Eher ließe ſich die am häufigſten vorkommende Rechtfertigung hören: unſer Wohllaut verlangendes Ohr lege uns jene Mühe auf. Aber ich fürchte, daß wir uns mit dieſer Behauptung täuſchen. Oder klingt denn wirklich die fremde Ausſprache immer am ſchönſten? Würde nicht Waſhington eben ſo gut klingen als **Uashingt'n**? Macbeth eben ſo gut als **Mäckbekdss**? Mac Adam eben ſo gut als **Mäk ädäm**? Sandwich eben ſo gut als **Sändwitsch** oder **Sänditsch**? Würden die Namen der Italiäniſchen Gelehrten **Macchiavelli**, **Torricelli**, **Forcellini**, **Acciajoli**, oder die der Italiäniſchen Künſtler **Camuccini**, **Parmegiano**, **Palmerucci**, **Caravaggio**, **Cabaccio**, **Baroccio** an Wohllaut des Klanges viel einbüßen, wenn wir ſie nach Deutſcher Art ausſprächen? Freilich mag es Namen geben, die, ſo wie ſie geſchrieben ſtehen, der Deutſchen Ausſprache ſich nicht fügen wollen: aber in ſolchen Fällen macht die Zunge ſich ſelber Bahn, indem der von keiner Theorie Gefeſſelte, ohne weitere Reflexion anzuſtellen,

*) Sogar bei Namen von Männern, die ihrer Geburt und ihrem Charakter nach echte Deutſche ſind, bringen wir dieſe Sitte in Anwendung, ſobald wir ausfindig gemacht haben, daß ihre Vorfahren, vielleicht vor Jahrhunderten, Ausländer waren. So heißt der bekannte Hofprediger in Berlin Theremin fortwährend **Thermeng**, und wahrſcheinlich ſind wir auch bereit, ſeinen Nachkommen dieſen Franzöſiſchen Klang zu laſſen. Daſſelbe iſt der Fall mit **Ancillon**, **Chamisso** und anderen.

gleichſam in Folge eines Inſtinktes, hier einen unbequemen Vocal, dort einen im Wege ſteheuden Conſonanten bei Seite ſchiebt, ohne daß es nöthig wäre in der Schreibungsweiſe eine Aenderung vorzunehmen, wie ſie ſich die anderen Nationen erlauben. Das geſchieht z. B. ſchon in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, beſonders der Schiffer, mit dem Namen der Stadt **Bordeaux**, der unſtreitig einer der ſchwerfälligſten iſt und deswegen meiner Theorie entgegengeſtellt zu werden pflegt. Man hört dieſen Namen allgemein **Bordau** ausſprechen, indem man ſich an das e und x der zweiten Sylbe nicht kehrt, welches letzte übrigens neuere Franzoſen auch ſchon weglaſſen. Und in dieſem Klange dürfte nicht mehr Miston ſein, als in unſeren unanſtößig befundenen Ortsnamen auf au z. B. Landau, Lindau, Lobau. Eine ſolche Weglaſſung einzelner Buchſtaben in der lebhaften Unterhaltung iſt ohnehin in unſerm Vaterlande, beſonders im ſüdlichen Theile deſſelben, ſo wenig unerhört, daß man z. B. in Schwaben faſt nur **Stuggart** ſtatt Stuttgart, **Ausburg** ſtatt Augsburg, und dem Aehnliches zu hören bekömmt. Ja ſelbſt in unſrer nächſten Umgebung wird häufig in dem Namen der Stadt Greifswald das f weggelaſſen und **Greiswald** geſprochen, und die Stadt **Grimmen** zu einem einſylbigen Grimm gemacht, was in dem davon gebildeten Adjeetiv von allen Ständen geſchieht, indem man immer „der Grimmer Kreis, der Grimmer Magiſtrat" aber niemals „der Grimmener" ſpricht. Warum ſollte dieſe zuſammenziehende, mundrechter geſtaltende Weiſe ſich nicht bei fremden Namen eben ſo leicht bilden, als ſie ſich bei einheimiſchen findet, wo ſie weder nöthig, noch verzeihlich iſt? Und dadurch würde denn alles Schwerfällige und Unangenehme in den ausländiſchen Wörtern von ſelbſt ausgeſchieden werden, und unter andern auch der Name **Shakespeare**, den man gleichfalls als Beweis für die Unzuläſſigkeit einer Deutſchen Ausſprache fremder Wörter anzuführen pflegt, auf eine Weiſe hervorkommen, die nichts Anſtößiges für unſer Ohr hätte, beſonders wenn man unter uns die ältere, aber auch noch in neueren Schriften vorkommende Form dieſes Namen einführte, welche von dem läſtigen e am Ende jeder der beiden Sylben nicht weiß.

Aber man wird ſagen: „was die anderen Nationen thun, kann nicht maaßgebend für uns ſein; wir wollen es beſſer machen als ſie." Ich hätte gegen dieſen Einwurf nichts zu erinnern, wenn wir nur



Digitized by Google

das damit gegebene Verſprechen erfüllten. Allein dieß bezweifle ich, und die Herren werden dieſen Zweifel mit mir theilen, ſobald ich ihnen an einigen Beiſpielen werde dargethan haben, daß das Bemühen, jeden Eigennamen mit der Zunge ſeines Vaterlandes treu dem Ohre darzuſtellen, gar nicht conſequent von uns durchgeführt wird. Man horche nur hin in die Salons unſerer gebildeten Leute, die Alles richtig zu pronunciren wähnen, und es werden Einem Namen begegnen, die dem Geſetze welches man ſich aufgelegt hat, völlig Hohn ſprechen, und nicht etwa Namen von wenig bekannten Oertern und Perſonen, ſondern auch von ſolchen, die täglich in Jedermanns Munde ſind. Wir werden, wenn von Nordamerika die Rede iſt, bald vom Staate Ohio, bald vom Waſſerfall bei Niagara, bald von der Stadt Neu Orleans reden hören — und doch ſind dieß dem Amerikaner ganz unbekannte Gegenden und Oerter. Warum ſpricht man hier nicht **Oheio, Neiägärä, Ni'u Orliens**? Wir werden in den Unterhaltungen über die letzten Kriegszüge auf der Pyrenäiſchen Halbinſel, die Städte Corunna und Truxillo nennen hören, obgleich dieſe bei den Spaniern **Corunja** und **Truchiljo** heißen. Wir werden ferner, wenn von früheren Kriegen in dieſem Lande erzählt wird, die berühmten Generale Palafox und Morillo erwähnt finden, und doch heißen dieſe in ihrem Vaterlande **Palafoch** und **Moriljo**. Wir werden hören, daß man eine bekannte Provinz in Potugal Alentejo, und einem berühmten Marquis dieſes Landes Saldanha nennt, ſtatt Alentedſcho und Saldanga; und eben ſo die Hauptſtadt Braſiliens Rio Janeiro und die eines andern Südamerikaniſchen Landes Buenos Aires, ſtatt **Rio Schaneiro** und **Buenos A-y̆-res**. Wir werden von den Italiäniſchen Städten Brescia und Vicenza hören, ſtatt von **Bresscha** und **Vitschenza**. Wir werden von Xeresweinen und Havanna Cigarren, vom Edikt von Nantes und von der Venus von Medici ſprechen hören, während dieſe Namen **Cheres-**, **Hawanja**, **Nangt** und **Meditschi** lauten ſollten. Man iſt alſo nicht conſequent in der Durchführung des aufgeſtellten Grundſatzes.

Und man kann es auch nicht ſein. Kein auch noch ſo Gebildeter kann jener Forderung Genüge leiſten. Wie will man ſich in den Sprachen zurecht finden, die man nicht erlernt hat und die überhaupt ſelten zum Gegenſtande des Unterrichts gemacht werden? Soll man etwa bloß um der richtigen Ausſprache einiger Namen

Digitized by Google

willen mit ihnen in Bekanntſchaft treten, oder wenigſtens mit dem Theile derſelben, der hier in Frage kömmt? Das wäre ein mühſames Geſchäft ohne Lohn, geſetzt auch, es ließe ſich die Pronunciation einer Sprache ohne Erlernung der Sprache ſelbſt, gründlich aus der Grammatik herausholen: was nicht möglich iſt. Oder bieten etwa die Sprachen, welche wir in der Regel nicht erlernen, ſo wenig Schwierigkeiten für die Ausſprache dar, daß wir ihretwegen uns keine Mühe zu geben brauchen? Dieß iſt keinesweges der Fall. Selbſt diejenigen, welche von unſeren Stammverwandten geredet werden und Töchter der unſrigen ſind, haben ihre großen Eigenheiten. Sogar die uns am nächſten ſtehende, die leibliche Schweſter unſrer Plattdeutſchen Mundart, die Holländiſche, zu welcher wir uns gar nichts Arges verſehen, führt uns mit unſerm Grundſatze für die Ausſprache häufig auf Irrwege. Unſre Maler ſprechen von Hondeköter, unſre Aerzte von Börhave, unſre Philologen von Hemſterhüs, unſre Bilderdyk: und doch heißen dieſe Männer in ihrem Vaterlande **Hondekuter, Buhrhawe, Hemsterheus, Bilderdeik.** Und wir Alle haben wahrſcheinlich den bekannten frühern Bevollmächtigten in der Belgiſch-Holländiſchen Streitſache Zülen (Zuylen) van Niefeldt genannt, während er in ſeiner Heimat **Säulen** heißt. So geht es uns mit dem Holländiſchen. Und wie mögen unſre Landsleute im Süden, die mit dem Schwediſchen Idiom nicht in ſo unmittelbare Berührung kommen als wir, mit den Eigennamen dieſer Sprache umgehen? z. B. wenn ſie das **k** oder **sk i, ä, ö** antreffen. Welche ſauberen Schwediſchen Laute werden da zum Vorſchein kommen, um den herkömmlichen Grundſatz für unſere Pronunciation zu empfehlen!

Ja ſelbſt in den Sprachen, die wir genauer kennen und zum Theil ſprechen, ſind wir noch keinesweges ſicher, den Eigennamen derſelben die vermeintliche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Einer kann immerhin im Franzöſiſchen recht gut bewandert ſein, und er nennt die Stadt Caen doch nicht **Kang** und Rheims nicht **Rengs**, wie ſie bei den Franzoſen lauten. Einer kann das Engliſche recht gut verſtehen, und doch nicht wiſſen, ob er den Titel eines Romans von Walter Scott, Ivanho oder **Eiwn'hu**, und den Namen des bekannten Admirals (Cochrane) **Kotschrän** oder **Kockrän** ausſprechen ſoll. Unſre Kenntnis von der Ausſprache der Eigennamen, beſonders der Engliſchen, die oft allen Regelzwang verlachen, iſt ſo



Digitized by Google

unvollkommen, daß wir alle Augenblicke im Dunkeln tappen, und ſelbſt von Büchern, welche dieſe Seite des Wiſſens aufzuklären beſtimmt ſind, hinters Licht geführt werden. Wer etwas von der Engliſchen Ausſprache weiß, wird z. B. unbedenklich den Namen des größten unter den jetzt lebenden Engliſchen Dichtern (Moore) **Muhr** ausſprechen, und ſich vor Irrthum ſicher glauben, da das doppelte **o** im Engliſchen wie **u** lautet: und doch habe ich aus dem Munde eines Briten die Verſicherung erhalten, er werde in England **Mohr** genannt; was unſerm Deutſchen Auge und Munde freilich nur angenehm ſein kann. Die Engländer ſelbſt ſind in Verlegenheit, wenn ſie den Namen eines Landsmannes, welchen ſie *noch niemals* gehört haben, ausſprechen ſollen, und es iſt ganz gewöhnlich, daß ſie ſich in ſolchen Fällen an die Umſtehenden mit der Frage wenden: wie nennt er ſich? oder wie nennen Sie ihn? — Unſre Ungewisheit wird beſonders dann groß, wenn der Name Irländiſchen oder Schottiſchen Urſprunges iſt, und folglich die etwanigen Regeln für die Engliſche Ausſprache gar keine Anwendung leiden. Ein Deutſcher Schriftſteller, der in England und Schottland geweſen iſt, verſichert, es habe ein Profeſſor in Edinburg, der ſeinen Namen **Dalzel** ſchrieb, ſich **Dähl** nennen laſſen. — Was kann es, frage ich, bei ſo bewandten Umſtänden frommen, dem e i n e n Worte ſeinen richtigen vaterländiſchen Klang zu geben, während wir vielleicht zehn andere verkehrt zur Welt bringen, und bei der beſtändigen Unſicherheit, wie dieſes oder jenes zu ſprechen ſei, uns gar oft in peinlicher Verlegenheit befinden, und uns wohl gar genöthigt ſehen, den Fluß unſerer Unterhaltung durch Fragen wie die angeführten zu unterbrechen! Würden wir nicht beſſer thun, wenn wir, um jede Inconſequenz und jeden Irrthum zu vermeiden, in allen Fällen ſo zu Werke gingen, wie die andern Nationen, und alle ausländiſchen Eigennamen ſo ausſprächen, wie es unſerm Deutſchen Munde *am nächſten* liegt und am bequemſten iſt? und wie wir es ohnehin mit den Namen der Slawiſchen und anderer Sprachen thun müſſen, von deren heimatlichem Klange wir in der Regel keine Ahnung haben. Dadurch würden wir auch der Verlegenheit entgehen, in welcher wir uns hinſichtlich der Accentuirung der fremden Wörter befinden, ſobald wir ſie nach der Weiſe ihres Vaterlandes ausſprechen; denn wenn wir auch wiſſen, wie die einzelnen Buchſtaben und Sylben lauten müſſen, ſo haben wir damit noch nicht die

Digitized by Google

Stelle gefunden wohin der Accent fallen muß, und durch die unrichtige Setzung des letzten können wir leicht die ganze Wirkung wieder aufheben, die wir durch die richtige Pronuncirung der Buchſtaben und Sylben hervorgebracht zu haben wähnen. Bei einer ſogenannten richtigen Ausſprache der fremden Eigennamen muß die unrichtige Betonung ſehr unangenehm auffallen: während es uns Niemand verdenken kann, wenn wir einem Worte, das wir wie ein Deutſches behandeln, auch einen Accent geben, den es in ſeinem Vaterlande nicht hat.

Zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten, welche ſich einer conſequenten Durchführung jenes von uns angenommenen Grundſatzes in den Weg ſtellen, kömmt noch der Umſtand hinzu, daß wir in vielen Fällen nicht wiſſen, welcher Sprache dieſer oder jener Name eigentlich angehört, und wir folglich in Verlegenheit ſind, ob wir ihn nach Franzöſiſcher oder Engliſcher, oder nach welcher Weiſe ſonſt, pronunciren ſollen. Wie muß z. B. ein im Gebiete von Algier liegender und in den Zeitungen häufig vorkommender Ort geſprochen werden — nach Spaniſcher Art **Buchia**, oder nach Italiäniſcher **Budscha**? Wie ſoll es mit den Oertern und Gegenden gehalten werden, welche ſeit ihrer erſten Benennung Eigenthum einer andern Nation geworden ſind, in deren Munde ihre Namen einen veränderten Klang erhalten haben? Iſt z. B. auf die bekannten Städte in Unterkanada die Ausſprache der früheren oder der gegenwärtigen Beſitzer anzuwenden? Im erſten Falle würden wir **Köbéch (Quebeck)** und **Mong Real**, im letzteren **Kwébeck** und **Montriel** ſagen müſſen. Unſere Unſicherheit iſt um ſo größer, je mehr die Geſtalt des Wortes geeignet iſt, Täuſchungen zu veranlaſſen. Ein berühmter Maler wird **Tennié (Teniers)** genannt, weil die Buchſtaben, die ſeinen Namen bilden, dem Auge ein Franzöſiſches Wort zu bieten ſcheinen: und doch iſt er ein ehrlicher Niederländer, der **Te-niers** geſprochen werden ſollte. Eine bekannte Deutſche Schauſpielerfamilie wird **Dewrieng** genannt: obgleich ſie vor ihrer Auswanderung aus den Niederlanden **De Vriend** (Freund) hieß, und noch heißen ſollte. Daſſelbe Schickſal hat gewis auch der Admiral Napier oft gehabt, indem er ſich dem des Franzöſiſchen Kundigen als **Napié** darſtellte, während ſeine Landsleute ihn wahrſcheinlich **Näper** nennen.

Dieſe gröſtentheils unverſchuldeten und unvermeidlichen Incon-

Digitized by Google

ſequenzen vermehren wir merkwürdiger Weiſe noch hin und wieder freiwillig und mit vollem Bewußtſein, indem wir die richtige Ausſprache eines fremden Wortes kennen, aber dennoch keinen Gebrauch von ihr machen. Wir wiſſen recht gut, daß der Franzoſe in dem Namen ſeiner Hauptſtadt das s am Ende nicht hören läßt: aber wir ſprechen es recht herzhaft mit aus und ſagen Pariß. Wir wiſſen recht gut, daß der Engländer das Land ſeiner Hunger leidenden Brüder **Eirländ** nennt: aber wir finden für gut, es Irland zu nennen.

Aber was noch von Allem das Seltſamſte iſt — es *giebt Namen*, die wir nicht ſo ausſprechen, wie ſie bei den *Nationen lauten*, denen ſie angehören, wenngleich wir hiemit ſehr wohl bekannt ſind, auch nicht ſo wie ſie geſchrieben ſtehen, ſondern ſo wie ein drittes Volk, gemeiniglich das Franzöſiſche, es für ſich bequem hält, ſie klingen zu laſſen. Wir ſprechen z. B. den Namen des Ritters von der traurigen Geſtalt nicht mit Spaniſcher Zunge Don Kichote, auch nicht mit Deutſcher Don Quixote, ſondern haben die Franzöſiſche Ausſprache *) adoptirt, Don Kiſchott, gleichſam als wären wir ſo einfältig, den ernſten und ſtolzen Manchaner für einen leichtfertigen Pariſer zu halten: vor welchem Verdachte ſich die Engländer zu hüten wiſſen, indem ſie ihn ohne Umſtände Don **Quixett** nennen. Auf ähnliche Weiſe ergeht es einem andern Spaniſchen Ritter, dem Don Chuan (**Juan**), bei dem es freilich ungewis bleibt, wie er zu der Ausſprache gekommen iſt, die man gewöhnlich hört, und die weniger Franzöſiſch als Portugieſiſch iſt. Auch den bekannten Friedensfürſten höre ich nicht ſelten nach Franzöſiſcher Weiſe **Godoa** nennen, obgleich eine ganz Deutſche Ausſprache mit der Spaniſchen aufs Genaueſte zuſammentreffen würde. Von den Städten, die ſich eine ſolche franzöſirende Behandlung müſſen gefallen laſſen, will ich nur eine bekannte Südamerikaniſche anführen, welche *allgemein* **Val Paräso** genannt wird. Wir würden auch hier mit Deutſcher Ausſprache **Val Para-ÿ-so** viel weiter kommen, indem dieſer Klang nicht bloß mit dem Spaniſchen übereinſtimmen, ſondern auch zugleich die Bedeutung des Wortes — Paradies — hörbar machen würde**). Als beſonders merkwürdig erſcheint der Name der Stadt Algier.

*) Urſprünglich iſt dieſe Ausſprache wohl die der Portugieſen, in deren Sprache das x den Laut von ſch hat.

**) In dem Worte **Paradiso** ſtoßen die Spanier den Buchſtaben **d** aus.

Digitized by Google

Die Form und auch die Ausſprache derſelben iſt nicht etwa Italiäniſch, denn die Italiäner ſagen **Algeri**, (Adſcheri); auch nicht Franzöſiſch, denn die Franzoſen ſagen **Alger** (Alſcher); auch nicht Spaniſch, denn die Spanier ſchreiben wie die Franzoſen und ſprechen Alchér; auch nicht Portugieſiſch, denn die Portugieſen ſchreiben **Argel** und ſprechen Arſchel; auch nicht Engliſch, denn die Engländer ſetzen noch ein s ans Ende des Wortes und werden es wahrſcheinlich Aelſchirs ausſprechen. Ich vermuthe daher, daß die Schreibungsweiſe, die bei uns üblich iſt, eine rein Deutſche Geſtaltung des Wortes iſt, welche nothwendig **Algier** geſprochen werden müſte; aber, wir ſagen — ohne daß ſich irgend ein Grund davon einſehen ließe — Alſchir.

Dieß wird genug ſein, um die Ueberzeugung zu erhalten, daß es mit unſerm Verſprechen, es beſſer machen zu wollen als die anderen Nationen, nichts iſt, und daß mit aller unſrer Anſtrengnng niemals mehr gewonnen wird, als ein Gemengſel von Richtigem und Unrichtigem, welches weder Fremden noch Einheimiſchen genügen kann.

Indeſſen könnte man die von mir getadelte Gewohnheit neben ſo vielen anderen vielleicht ruhig beſtehen laſſen, ohne ihre Abſchaffung in Antrag zu bringen, wenn die Sache eine rein theoretiſche wäre. Allein ſie hat auch ihre praktiſche Seite, die nicht unberückſichtigt bleiben darf. Jene Gewohnheit, die fremden Eigennamen ſo auszuſprechen, wie ſie bei den Nationen lauten, denen ſie angehören, führt den Nachtheil mit ſich, daß wir mit ihr häuſig unſern eigenen Landsleuten unverſtändlich werden. Wir haben nicht immer wiſſenſchaftlich gebildete Männer vor uns; die Mehrzahl unſerer Landsleute kennt nur die Mutterſprache, und ſpricht alle fremden Eigennamen ſo, wie ſie dieſelben geſchrieben findet, ohne ſich darum zu bekümmern, welchen Klang ſie in ihrer Heimat haben mögen; und ſelbſt viele von denen, die ſich in den vornehmſten Zirkeln bewegen, kennen von den Sprachen, auf die es hiebei ankömmt, nur die Franzöſiſche, und können daher beim Hören von künſtlich ausgeſprochenen Namen leicht in Verlegenheit und Misverſtändniſſe gerathen. Wenn wir Greenwich und Botani Bay ſagen, weiß jeder irgend Unterrichtete, welche Oerter wir meinen: wenn wir aber von **Grinitsch** und **Botnibä** reden, werden Hunderte nicht wiſſen, was dieſe Namen bedeuten. Von **Brougham** mögen Viele mehr zu er-

zählen wiſſen als wir, während Lord **Bruhm** für ſie ein unbekannter Mann iſt. Wir machen in der That, wenn wir uns der fremden Ausſprache bedienen, Forderungen, zu denen wir nicht berechtigt ſind; was wir auch ſelber fühlen, indem wir in den Fällen, wo wir uns Leuten gegenüber befinden, denen wir die ſogenannte richtige Ausſprache eines fremden Wortes nicht wohl zutrauen können, Anſtand nehmen, von dieſer Gebrauch zu machen, und dadurch ein ſtillſchweigendes Bekenntnis ablegen, daß wir mit unſrer angenommenen Gewohnheit in Misverhältnis zu unſeren Landsleuten getreten ſind, und folglich die Verleugnung unſrer angebornen Zunge ſich nicht rechtfertigen läßt.

Ja ſelbſt Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung und vielſeitiger Kenntnis können bei der mündlichen Unterhaltung in Verlegenheit kommen, wenn ſie Namen, die ſie bisher nur gedruckt geleſen haben, plötzlich in ihrem befremdenden heimatlichen Klange hören, durch den das Wort gleichſam ein ganz anderes wird. Mancher, mit der Litteratur des Tages wohl Vertraute kann doch z. B. nicht wiſſen, an welchen modernen Roman er denken ſoll, wenn **Judschihn Acräm** genannt wird, obgleich er den Eugen Aram ſelbſt geleſen hat. Mancher Lehrer der Geographie, der in allen Meeren der Erde Beſcheid weiß, hat auf ſeiner Karte noch immer nicht die **Pelju-inseln** entdeckt, obgleich er vielleicht erſt vor wenig Tagen ſeinen Schülern die Pelewinſeln gezeigt hat. Und unmöglich wäre es nicht, daß dieſer oder jener mit der Litteratur der Geſchichte vertraute Gelehrte ſich unangenehm überraſcht ſähe, wenn er hörte, daß ein Hiſtoriker **Giuhm** ſeiner Kenntnis entgangen wäre, obgleich er die Geſchichte von Hume in Händen hat. Hat mir doch ein gebildeter Mann ſelbſt geſagt, daß er nur im Verlaufe des Geſprächs gemerkt habe, welcher Britiſche Dichter gemeint war, als die Unterredung auf Lord **Byron** kam, deſſen Engliſche Ausſprache (Bairon) er zufällig niemals gehört hatte. Und wie Vielen mag es auf ähnliche Weiſe ergehen, wenn ſie andere, beſonders Engliſche Eigennamen, die ſie bis dahin nur mit den Augen geſehen haben, zum erſtenmal mit dem Ohre vernehmen! Mich dünkt, der Rückſicht auf die Landsleute ſollte die Rückſicht auf die Fremden, die uns ohnehin für unſre Bemühung keinen Dank wiſſen, nachſtehen, und das erſte Geſetz für die Converſation das ſein, Dunkelheiten und Misverſtändniſſen nach Möglichkeit den Zugang zu verſperren. Aber

ſtatt deſſen vermehren wir noch die allgemeine Sprachverwirrung, indem wir täglich neuen Stoff hinzutragen.

Es begegnet uns nämlich nicht ſelten, daß wir in Erfahrung bringen, der eine oder andre fremde Eigenname ſei bisher unrichtig von uns geſprochen worden, er müſſe für die Folge ſo und ſo lauten. Kaum haben wir dieſe Entdeckung gemacht, ſo ändern wir natürlich unſre Sprechweiſe. Dieſe iſt aber tauſend Anderen noch unbekannt geblieben, und es vergeht eine lange Zeit, ehe ſich dieſelbe allgemeiner verbreitet, bis wohin denn Altes und Neues in unangenehmer Abwechſelung unſer Ohr martert. Am häufigſten tritt dieſer Fall bei geographiſchen Namen ein, wenn Länder oder Provinzen, die bisher wenig beſprochen wurden, aus ihrer Dunkelheit hervortreten und ein allgemeineres Intereſſe in Anſpruch nehmen. So iſt es z. B. noch gar nicht lange her, als die Ausſprache Mexiko ganz unanſtößig war: aber ſeit einiger Zeit heißt es Mechĭko oder vielmehr Mechīko, und es würde lange dauern, dieſe Berichtigung in Umlauf zu bringen, wenn nicht die Spanier ſelbſt angefangen hätten, das **x** in dem Worte in **j** zu verwandeln, und uns ſo das Neue vor das Auge zu bringen. Eben ſo iſt es, wie ich höre, ſeit Kurzem Mode geworden, nicht mehr China zu ſagen ſondern Schina. Mit welchem Rechte dieß geſchieht, und welches Volkes Ausſprache dieß ſein ſoll, weiß ich nicht: daß aber dieſes Wort ſich noch lange die alte Ausſprache neben der neuen wird gefallen laſſen müſſen, iſt wohl gewis. Daſſelbe wird der Fall ſein, wenn man anfangen ſollte, die ſeit einigen Jahren zum Zeitungsartikel gewordene Mexicaniſche Provinz **Texas** in **Techas** umzuwandeln; was ſicher geſchehen wird, wenn anders dieſe junge Republik ſich noch eine zeitlang in einer gewiſſen politiſchen Wichtigkeit zu erhalten vermag.

Durch dieſe fortgehende Veränderung in der Ausſprache der Ortsnamen iſt es dahin gekommen, daß Männer, welche vor 20—30 Jahren ihre Studien in der Geographie gemacht haben, ſich zuweilen gar nicht unter den Länder- und Städtenamen zurecht finden können, welche ihre Kinder aus der Schule mit nach Hauſe bringen, und ſie ſich faſt verſucht fühlen zu glauben, es müſten in längſt durchforſchten Gegenden des Feſtlandes ſeit ihrer Jugendzeit nicht bloß ganz neue Städte erbaut, ſondern auch ganz neue Länder entdeckt worden ſein: von welchem Wahne ſie indeſſen zurückkommen, ſobald ſie die unbekannten Namen ſich gedruckt vorlegen laſſen.

Digitized by Google

Dann überzeugen ſie ſich bald, daß z. B. das neue Tſchile nichts anders iſt als das alte Chili, daß Ni'u Dſcherrſi nur eine Umnennung iſt von Neu Jerſey, und daß das Apalachiſche Gebirge nicht abhanden gekommen, ſondern nur ein Apalatſchiſches geworden iſt; wobei ſie dann freilich ihr Befremden nicht unterdrücken können, daß dieſe Umwandlung nicht noch mit viel mehr Oertern vorgenommen worden iſt, und daß man namentlich noch heute wie vor 100 Jahren eine berühmte Handelsſtadt Cadix nennt, obgleich die Spanier dieſen Namen gar nicht einmal mit einem x ſondern mit z am Ende ſchreiben und dieſes wie ein s pronunciren — **Cadis.** Als eins der merkwürdigſten Beiſpiele von den allmälig vorgenommenen Veränderungen bei geographiſchen Namen dient eine bekannte Inſel im nördlichen Eismeere. Dieſe hieß in meiner früheſten Kindheit **Nova Zembla.** Späterhin, aber noch ehe ich die Kinderjahre verließ, wurde ſie **Nova Semla** genannt. Als ich im Jünglingsalter ſtand, war ihr Name **Novaja Sembla.** Heut zu Tage heißt ſie **Novaja Semlja:** und wer weiß, ob auch dieſe Ausſprache nicht künftig noch wieder eine Abänderung erleiden wird. Als eine beſondre Gunſt des Schickſals muß es betrachtet werden, daß die Geographen, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, die Orthographie dieſes Namens mit der jedes Mal gebrauchen Ausſprache gleichen Schritt halten ließen. — Nach allen dieſen Vorgängen müſſen wir uns aber billig wundern, daß man noch nicht darauf verfallen iſt, Gebirgszüge und Flüſſe, die mit Beibehaltung ihrer Namen durch verſchieden pronuncirende Länder gehen, auf den einzelnen Gränzen der Gebiete einer Veränderung in der Ausſprache zu unterwerfen, z. B. den Hauptfluß auf der Pyrenäiſchen Halbinſel, ſo lange er in Spanien fließt **Tacho,** bei ſeinem Einfluß in Portugal aber **Tetscho** zu nennen.

Wie ſehr bei dieſen Bemühungen, die Sache recht gut zu machen, die Schulkinder ins Gedränge kommen, liegt am Tage. Je nachdem die Lehrer der Geographie in der Pronunciationskenntnis mehr oder weniger weit vorgeſchritten ſind, kann ein Knabe das Schickſal haben, ſo oft er von einer Schule in die andre, oder auch nur aus einer Klaſſe in die andre übertritt, für Oerter und Gegenden, die ihm ſchon bekannt ſind, neue Benennungen lernen zu müſſen. Ja er kann auf dieſe Weiſe ſich genöthigt ſehen, Namen, die er in der erſten Zeit ſeiner Schulbildung empfing, auf den ver-

ſchiedenen nachfolgenden Unterrichtsſtufen mehrmals als unrichtig abzulegen, und wiederum als richtig aufzunehmen.

Fürwahr, meine Herren, würdigen wir die angeführten Inconſequenzen und Inconvenienzen einer genaueren Prüfung — und betrachten wir ihnen gegenüber das fortdauernde hartnäckige Beſtehen auf der Forderung: daß jedem fremden Eigennamen ſein heimatlicher Klang gegeben werden ſolle: ſo möchte es wohl zu entſchuldigen ſein, wenn dieſer oder jener unſerer Landsleute ſich beikommen laſſen ſollte, das in einer andern Beziehung über die Franzoſen ausgeſprochene Urtheil der Herzogin von Abrantès auf uns Deutſche anzuwenden:

**En verité, nous sommes un peuple de fous.**

Digitized by Google

## IV.

# Ueber die Sage vom Rattenfänger zu Hameln.

Die Sage von dem Rattenfänger in Hameln hat im ſechzehnten Jahrhunderte vielfältig die Aufmerkſamkeit der Gelehrten in Anſpruch genommen; ſpäterhin beachtete man ſie weniger, bis endlich in der neueſten Zeit durch Gläſers anſprechende muſikaliſche Bearbeitung das Intereſſe für ſie wieder rege geworden iſt. Die Hauptmomente der Sage ſelbſt findet man vereint in Grimms Deutſchen Sagen; das wichtigſte Werk zur Geſchichte derſelben aber iſt folgendes ſehr ſeltene Buch von Martin Schook: **Fabula Hamelensis, sive disquisitio historica, qua ostenditur, fabulis accenseri debere, quod refertur de infausto exitu puerorum Hamelensium, qui inciderit in annum a Christo nato MCCLXXXIV. etc. Groningae. 1659. 8.** Dieſes Buch leidet zwar im höchſten Grade an der Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit, indem ein Wuſt von Gelehrſamkeit in unzähligen Citaten aus den Klaſſikern des Alterthums, der Bibel, den Scholaſtikern und Chroniſten des Mittelalters und A. eigentlich bloß dazu verwandt iſt, zu beweiſen, daß die Geſchichte ſo, wie ſie erzählt wird, ſich nicht zugetragen haben könne, alſo eine Fabel ſei: aber deſſen ungeachtet iſt es doch wegen des beigebrachten Materials ſehr brauchbar; z. B. iſt ſchon das vom Verfaſſer gefundene Reſultat höchſt wichtig, daß die Sage weder von einem Zeitgenoſſen, noch von einem in den zunächſt darauf folgenden Jahrhunderten lebenden Geſchichtſchreiber erzählt werde.

Digitized by Google

Er führt nämlich S. 120 u. ff. ſämmtliche ihm bekannt gewordene Schriftſteller an, die von Gegenſtänden handeln, welche die Stadt Hameln und ihre nächſte Umgegend betreffen, und zeigt von Allen, daß ſie über die fragliche Geſchichte das tiefſte Stillſchweigen beobachten. Zu dieſen tritt noch ein ſehr alter Chroniſt hinzu, den Fr. Sprenger in ſeiner Geſchichte der Stadt Hameln S. 26 anführt, **Joh. de Polde, Canonicus senior Hamelensis**, welcher im Jahre 1384 in ſeinem hohen Alter, ohne beſondere Kritik und im einfältigen Glauben, ſein **Chronicon Hamelense** ſchrieb, und von der Begebenheit ganz ſchweigt, wiewohl er ihr ſo nahe lebte.

Die älteſte Quelle der Sage iſt ein in früheren Zeiten viel geleſenes, auch ins Deutſche überſetztes Buch: **de praestigiis daemonum** (6te Aufl. Baſel 1583, 4), deſſen Verfaſſer Johannes Wier oder Weier, ein Arzt, im J. 1515 in der Gegend am Niederrhein geboren iſt. Dieſer erzählt im erſten Buche, Kap. 16, alſo: „Ein Pfeifer, den man zu Hameln im Braunſchweigiſchen verdungen hatte, um die Mäuſe hervorzulocken, vergalt mit folgender That den Undank, daß man ihm den Vertrag nicht hielt: im einhundert vier und achtzigſten Jahre nämlich, am 26. Juni, ſind dieſem Pfeifer, den man nach ſeinem vielfarbigen Anzuge den Bunten (**omnicolorem**) nannte, hundert und dreißig Kinder durch eine Straße, die, wie man gleich hören wird, davon den Namen bekommen hat, nach einer nicht weit von der Stadt liegenden Gegend, der Koppenberg genannt, gefolgt und umgekommen, und man hat ſie ſpäter nie wieder geſehen. Dieſe Nachricht befindet ſich in den Annalen, welche man ſorgfältig im Archive zu Hameln aufbewahrt; auch ſteht ſie in den Kirchenbüchern, und iſt in den Kirchenfenſtern abgebildet, wovon ich ſelbſt ein Augenzeuge bin. Auch pflegte der Magiſtrat vor Zeiten ſeine öffentlichen Schreiben mit einem doppelten Datum zu verſehen: „Im Jahre Chriſti u. ſ. w." und: „Seit dem Auszuge unſerer Kinder u. ſ. w." Man beobachtet auch bis auf den heutigen Tag den Gebrauch, daß in der Straße, durch welche die Kinder auszogen, keine Trommel gerührt werden darf, wenn vielleicht ein Hochzeitszug durchgeht, noch tanzt man daſelbſt; daher heißt ſie die **bungelose Strafs** [von Bunge, Trommel] *). Das ſoll ſich um 7 Uhr Morgens ereignet haben; auch ſoll eine ſchon mannbare

*) Wier hat eigentlich: **Burgelose strafs** wahrſcheinlich ein Druckfehler.

Tochter des Burgemeiſters mit den Knaben zugleich verſchwunden ſein; ein Knabe jedoch kehrte, als er erſt eine kurze Strecke gefolgt war, nach Hauſe zurück, weil er noch nicht angezogen war, um ſeine Kleider zu holen; unterdeſſen aber verſchwanden die Uebrigen in einer Höhle des Berges, welche man mir gezeigt hat. Siehe, da war der Teufel ein blutdürſtiger Pfeifer.“ Soweit Johannes Wier. Ungefähr gleichzeitig iſt ein Lateiniſches elegiſches Gedicht, das in M. Schooks angeführtem Buche S. 14 ſteht. Der Verfaſſer deſſelben, Lucas Loſſius, Rector des Gymnaſiums zu Lüneburg, iſt im J. 1582 geſtorben. Es enthält nur den letzten Theil der Sage, und lautet folgendermaßen:

Hameliae in ripis jacet urbs celebrata Visurgis,
  Qua Satanae est olim res nova gesta dolis:
Ascaules crebro venit hanc ignotus ad urbem
  Utriculo pueris carmina grata canens.
Ascaulem sequitur puerorum longa caterva,
  Ducta novo cantu, ducta novoque viro,
Tempore ubi multo hos circumduxisset in urbe
  Utriculi oblectans carmine dulcisono,
Vicinum ad montem deduxit praevius illos,
  Ad montem, Capitum qui sibi nomen habet.
Ascaules intrat montem, comitantur euntem
  Incauti pueri montis in ima ducem.
Fama venit, trepidi procurrunt urbe coloni,
  Procurrunt matres attonitique patres.
Stat puer illacrimans non montis in antra secutus,
  Hic monstrat pueri quem introiere locum.
Perfodiunt cives latebras montisque cavernas
  Scrutantes pueros voce querente suos;
Ast non inveniunt perfosso monte dolentes.
  Ah! miseri natos quam doluere diu!
Annales factum veteres testantur in urbe,
  Pictura et vitrea est testis in aede vetus.

Dieſen beiden Erzählungen liegt der Zeit nach diejenige am nächſten, welche ſich in Rollenhagens Froſchmäuſeler befindet (3tes Buch 1ſter Th., Kap. 14. S. 552. der neueſten Ausgabe); denn dieſes Buch erſchien zuerſt im J. 1595. Wahrſcheinlich hat Rollenhagen den Stoff aus Wiers Buche de praestigiis daem. ent-

Digitized by Google

lehnt, denn er liefert, den Hauptumſtänden nach nichts Neues, ſondern führt nur Einzelnheiten genauer aus. Die Erzählung lautet nämlich:

Ein Stadt liegt in Weſt-Sachſen-Land,
An der Weſer, Hameln genannt;
Daſelbſt kont man die groſſen Ratzen
Weder durch Gift oder durch Katzen
Vertreiben, darum ward bedacht,
Wie ein Kunſt würd zu Weg gebracht,
Dadurch man ſie all könte täuffen,
In dem Waſſerſtrom gar erſäuffen,
Bis ſich auch fand ein Wundermann
Mit bunten Kleidern angethan;
Der pfiff die Mäuß zuſammen all,
Erſäufft ſie im Strom auf einmahl.
Da man aber nicht gar wolt zahlen,
Was ihm ward zugeſagt vormahlen,
Wie hart er auch den Rath beſprach,
Der Stadt dräuet ſein Zorn und Rach,
Daß er heimlich für der Gemein
Nur auf dem Dorf kont ſicher ſein,
Und eben um dieſelbe Zeit
Johann und Paul feirten die Leut,
Derhalben in der Kirchen ſaſſen,
War der Mann wieder auf den Gaſſen
Und führt mit ſich hinaus geſchwind
Hundert und dreißig liebe Kind,
Die ſeiner Pfeiff folgten die Stund
Durch den Köpffenberg, in den Grund,
Der als Waſſer von ander floß,
Und über ſie alſamt zuſchloß.
Die aber noch zu ſpät ankamen,
Und dies ſchrecklich Wunder vernahmen,
Wie ihr Geſpiel gingen zu Grund,
Daß man ihr keins mehr ſehen kunt,
Blieben beſtehn im Hinterhalt.
Die Eltern lieff'n und gruben bald,

Weinten, rieſſen, fluchten und betten,
Ihr Kinder ſie gern wieder hätten,
Fund'n aber nichts auch bis auff heut,
Ohn viel ſchrecklicher Herzeleid

— — — — — — — —

Diß geſchah als die Zahl im Jahr
Zwölf hundert vier und achtzig war.

Am vollſtändigſten ausgebildet in den Nebenumſtänden befindet ſich die Sage in der auf Rollenhagen zunächſt folgenden Quelle, nämlich in der **Musurgia universalis** des Jeſuiten Athanaſius Kircher, die **1650** herausgekommen iſt. Hier lautet ſie (**Tom. II. Lib. IX, Pars 3**) in der Ueberſetzung alſo: Etwas über alle Maßen Wunderbares hat ſich in Hameln, einer Stadt Niederſachſens an der Weſer gelegen, ereignet. Als in einem Jahre die Einwohner von unermeßlichen Schaaren von Mäuſen und Spitzmäuſen geplagt wurden, und das Uebel ſo wuchs, daß man faſt keine Baum- oder Feldfrucht fand, die nicht von ihnen zernagt wurde, und man deshalb von vielen Seiten Mittel herbeiſuchte, um eine ſo läſtige und verderbliche Plage zu heben, erſchien plötzlich ein Mann von wunderbarem Aeußeren, den Niemand vorher geſehen hatte, welcher verſprach, daß er auf der Stelle was nur von Mäuſen in jener Gegend wäre, vertilgen wolle, wenn man um eine gewiſſe Summe Geldes mit ihm einig würde. Geſagt gethan; als man ihm den Lohn verſprochen, zog er eine Pfeife aus ſeinem Querſack, und ſobald er ſie ertönen ließ, kamen zahlloſe Haufen von Mäuſen aus allen Winkeln der Häuſer und Dächer, und aus den Löchern des Fußbodens hervor und folgten dem wunderlichen Tone des Pfeifers bis zum Fluſſe: dort begibt ſich der Pfeifer mit aufgeſchürzter Kleidung in den Fluß, und alle Mäuſe ſtürzen ſich freiwillig ihm nach in den Fluß und ertrinken. Nach Vollendung dieſer Zauberei verlangt der Mann ſeinen Lohn; als aber die Bürger die verſprochene Summe nicht zahlen wollen, ſchilt er ſie mit drohenden Worten, wenn ſie ihm ihr Verſprechen nicht hielten, würden ſie ihm einen weit ſchwereren Lohn geben müſſen. Dieſe Drohung verlachte man. Da erſchien am folgenden Vormittage derſelbe Mann wieder, aber in Jägerkleidung, mit ſchrecklichem Blicke, einen rothen Hut von ungewöhnlicher Beſchaffenheit tragend. Als er eine von der früheren ganz verſchiedene Pfeife ertönen ließ, ſiehe, da folgten alle

Knaben der ganzen Stadt von 4ten bis zum 12ten Jahre dem wunderbaren Tone. Außerhalb der Stadt befindet ſich aber in einem Berge eine Höhle; in dieſe führt der Jägersmann alle Knaben mit ſich hinein; und ſeit der Zeit iſt nie wieder einer von den Knaben geſehen worden, noch hat man je erfahren, was aus ihnen geworden und wohin ſie gekommen ſind. Von dieſer wunderbaren Begebenheit pflegt die Stadt bis auf den heutigen Tag ihre Jahre zu zählen: „ſeit dem Auszuge unſerer Kinder". Ich bin ſelbſt in jener Stadt geweſen, habe den Berg ſelber geſehen, und die auf einem kleinen Gemälde in der Kirche dargeſtellte Geſchichte mit großer Verwunderung betrachtet. Es frägt ſich alſo, was das für ein Ton von ſolcher Kraft in der Pfeife geweſen ſei? Ich antworte, daß es ohne Zweifel der Teufel war, der nach Gottes verborgenem Rathſchluſſe die verzauberten Knaben in eine andere Gegend des Erdbodens verſetzt hat; denn die Chroniken Siebenbürgens bezeugen, daß um dieſelbe Zeit in Siebenbürgen plötzlich Knaben mit einer unbekannten Sprache erſchienen ſeien, die ſich dort angeſiedelt und ihre Sprache beibehalten hätten, ſo daß bis auf den heutigen Tag noch nichts als Sächſiſch geſprochen werde."

Soweit Kircher. Er hat alſo zuerſt die Fortſetzung der alten Sage, daß die Hamelnſchen Kinder nach Siebenbürgen verſetzt, und die Stammväter der jetzo noch in jenem Lande befindlichen Deutſchen geworden ſind. Es ſteht freilich längſt hiſtoriſch feſt, daß die zahlreiche Deutſche Bevölkerung in Siebenbürgen von denjenigen Coloniſten herſtammt, welche der Ungariſche König Geyſa II, um das Jahr 1142 ſchon vom Niderrhein dorthin verpflanzt hat. Dieſer ganze Theil der Sage iſt auch offenbar nicht volksmäßig, ſondern Zuſatz der Gelehrten, die die Sage niedergeſchrieben haben, wahrſcheinlich des Athanaſius Kircher ſelbſt, welcher vielleicht aus einer Namenverwechſelung auf die Vermuthung gerathen iſt, daß in jenem Lande Siebenbürgen die Hamelnſchen Kinder wieder an das Tageslicht gekommen wären. Es iſt nämlich bei der Schauenburg, nicht ſehr weit von Hameln, ein Dorf Siebenbergen, und in der mündlichen Erzählung ſagte das Volk wahrſcheinlich, daß die Kinder bei Hameln in den Berg, und bei dem ihnen bekannten Dorfe Siebenbergen wieder aus der Erde gekommen ſeien*). Hieraus machte der

*) S. Mones Anzeiger vom J. 1832, S. 294.



Digitized by Google

gelehrte Kircher das ihm viel beſſer bekannte Siebenbürgen. Andere, die nicht nur das Unnatürliche, ſondern das offenbar Falſche dieſer Deutung einſahen, vermutheten ſchon mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit, daß das Siebengebirge in Weſtfalen in der urſprünglichen Sage gemeint geweſen ſein mag: aber jenes Dorf liegt weit näher, und iſt daher das Wahrſcheinlichſte.

Die nächſten Erzähler der Sage fügten wiederum einen Zug hinzu, der ſie aber im Ganzen auch abſchließt. Nämlich Johann Hübner, der bekannte Hiſtoriker und Geograph, Rector am Johanneum zu Hamburg, am Ende des 17ten und Anfange des 18ten Jahrhunderts, erwähnt im 6ten Theile ſeiner hiſtoriſchen Fragen in der Geſchichte von Braunſchweig-Lüneburg, es hätten zwei von den Kindern nicht folgen können, „doch war eins davon blind und das andere ſtumm worden. Das blinde konnte nun zwar den Ort nicht weiſen, es erzählte aber, wie der Spielmann mit den Kindern in den Berg hineingegangen wäre; das ſtumme hingegen konnte zwar nichts erzählen, es wies aber den Berg, welcher ſich eröffnet und die Kinder verſchlungen hätte.“ Der Zuſammenhang der ſiebenbürgiſchen Deutſchen mit dieſen Hamelnſchen Kindern will aber auch ſchon ihm nicht recht einleuchten, wie ſich aus folgenden Worten im vierten Theiles deſſelben Werkes, wo er die Geſchichte von Siebenbürgen abhandelt, ergiebt: „und wenn man bekümmert iſt, was denn dieſe Kinder vor einen Weg nach Siebenbürgen mußten genommen haben? ſo ſind etliche ſo gar ſo leichtgläubig, daß ſie ſich überreden laſſen, als wenn ſie von Hameln bis nach Siebenbürgen einen Spaziergang unter den Erdboden gethan hätten, und endlich in Siebenbürgen, gleich als wie die Maulwürfe aus ihren Löchern, wieder an das Tageslicht gekommen wären. Qui capere potest, capiat.“

Von ſpätern Schriftſtellern iſt die Sage zwar noch häufig erzählt worden, aber ohne erhebliche Zuſätze. Nur die beiden neueſten Bearbeiter, Karl Simrock und C. P. Berger, der Verfaſſer des von Gläſer componirten Operntextes, haben die Sage wieder freier behandelt. Simrock nämlich erzählt ſie in einer Ballade, die ſich unter dem Anhange zu ſeinem größeren Gedichte „Wieland der Schmid“ (Bonn 1835) befindet, ſo:

Zu Hameln fechten Mäuſ' und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;

Digitized by Google

Der Hungertod iſt vor der Thür:
Was thut der weiſe Rath dafür?
Im ganzen Land
Macht ers bekannt:
Wer von den Räubern
Die Stadt kann ſäubern,
Des Burgemeiſters Töchterlein,
Die ſoll zum Lohn ſein eigen ſein.

Am dritten Tage hört mans klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben ſingen:
Der Rattenfänger zieht heran:
O ſeht den bunten Jägersmann!
Er blickt ſo wild
Und ſingt ſo mild:
Die Ratten laufen
Ihm zu in Haufen,
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall,
Ertränkt ſie in der Weſer all.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken ſchallen;
Des Burgemeiſters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers ſein.
Der Vater ſpricht:
„Ich duld' es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Mit Sang und Flötenſpiel gewinnt
Man keines Burgemeiſters Kind.“

In ſeinem bunten Jägerſtaate
Erſcheint der Spielmann vor dem Rathe:
Sie ſprechen all aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht ſein;
Herr Rattenfänger
Müht euch nicht länger;



Digitized by Google

Eur Flötenſpiel iſt eitel Dunſt
Und kam wohl von des Satans Kunſt."

Am andern Morgen hört mans klingen,
Wie wenn die Nachtigallen ſingen,
Ein Flöten und ein Liederſang
So ſüß vertraut, ſo liebebang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattenfänger
Der Wunderſänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In hellen Schaaren hinterdrein.

Und hold und holder hört mans klingen,
Wie wenn die lieben Englein ſingen,
Und vor des Burgemeiſters Thür
Da tritt ſein einzig Kind herfür:
Das Mägdelein muß in den Reihn;
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen:
Er lockt ſie nach mit Wunderſchall
Und nach der Weſer ziehn ſie all.

Die Aeltern laufen nach den Thoren,
Doch jede Spur war ſchon verloren:
Kein Eckart hatte ſie gewarnt,
Des Jägers Netz hält ſie umgarnt.
Zwei kehrten um,
Eins blind, eins ſtumm:
Aus ihrem Munde
Kam keine Kunde:
Da hob der Mütter Jammer an,
So rächte ſich der Wundermann.

Man ſieht, daß in dieſem Gedichte eine Idee beſonders herausgehoben und ausgeführt iſt, die ſchon in der älteſten Quelle, in Joh. Wier, wenn auch kurz, angedeutet iſt in den Worten: **et fuisse in puerorum numero consulis filiam tum plenis nu-**

Digitized by Google

**bilem annis, quae simul evanuit**; dieſen Zug aber haben alle ſpätere Erzähler übergangen, nur Simrock macht ihn zum Hauptbeſtandtheile des Ganzen. — Der Verfaſſer des Operntextes, welcher der Gläſerſchen Compoſition zu Grunde gelegt iſt, hat ſchon Mehreres, was in der Tradition nicht geboten wird; ſo giebt er z. B. gegen alle früheren Autoritäten, als die Zeit, in der ſich die Begebenheit ereignet haben ſoll, das Jahr 1376, alſo beinahe um 100 Jahre ſpäter an, und beruft ſich dabei auf den Chronologen Saxo. Dieſen hätte er wohl etwas genauer bezeichnen können, da manche Leſer darauf verfallen möchten, daß der Annaliſt Saxo hierunter zu verſtehen ſei, der freilich ſeine Geſchichte ſchon mit dem Jahre 1139 ſchließt; es iſt indeſſen Michael Saxo gemeint, der im 17ten Jahrhunderte gelebt, und eine Newe Keyſer Chronica, darinnen ordentlich begriffen alle Römiſche Keyſer — biß auf den jetztregierenden Keyſer Matthiam ꝛc. geſchrieben hat, welche im J. 1615 zu Magdeburg in 4 Theilen in Folio herausgekommen iſt. Dieſer führt im 4ten Theile S. 171 die Begebenheit kurz mit folgenden Worten an: „Anno 1376 den 22ſten Juli ſoln 130 Kinder zu Hamel verlorn ſein, die ein Ebentewrer vnd Rattenfenger für die Stadt geführet vnd an einem Hügel, Calvarienberg genannt, mit jhnen verſchwunden iſt, nachdem er den Hügel geboten, ſich auffzuthun, vnd jhn ſampt den Kindern zu verſchlingen.“ Dieſe Zeitangabe ſteht ganz vereinzelt da. Außer dieſer von Michael Saxo entlehnten chronologiſchen Eigenthümlichkeit iſt im Operntexte auch das abweichend, daß der Zauberer ins Gefängniß geführt und zum Feuertode verdammt wird, worauf er die Kinder aller der Bürger zu verderben beſchließt, welche zur Errichtung ſeines Scheiterhaufens ihren Holzbeitrag geliefert haben würden; darauf befreit er ſich vermittelſt ſeiner Pfeife und erſcheint am Tage ſeiner Rache ganz in derſelben Geſtalt und mit derſelben Pfeife, wie früher; auch entführt er die Kinder im Angeſichte ihrer Verwandten. Daß der Rattenfänger eigentlich ein Geiſterkönig iſt, der ſich zuletzt im Glanze ſeiner Herrlichkeit zeigt, kann dem Dichter nicht übel genommen werden, da auch in der alten Sage dieſe Perſon den Bürgern ganz unbekannt und räthſelhaft und mit übernatürlichen Kräften begabt erſchien, aus welcher alſo der Dichter machen konnte, was zu ſeinem Zwecke tauglich war. Das Einflechten einer Liebesgeſchichte iſt eine ganz unbedeutende und unſchuldige Nebenſache.

Digitized by Google

Dagegen iſt der Schluß ganz eigenthümlich; daß nämlich der Zauberer, von den Bitten der Mütter gerührt, alle Kinder wieder frei giebt, und nur diejenigen armen und verlaßnen Waiſen mit ſich nach Siebenbürgen nimmt, deren Vermögen der wohlweiſe Rath verſchleudert hatte, für die alſo in Hameln doch nichts mehr zu hoffen war. Uebrigens ſind die Namen der in der Oper vorkommenden Magiſtratsperſonen größtentheils ganz genau diejenigen, welche nach den vorkommenden Urkunden wirklich in das Jahr 1284 gehören, denn Sprenger führt in ſeiner Geſchichte Hamelns S. 190 folgende Magiſtratsperſonen an, welche im Jahre 1284 die Angelegenheiten der Stadt lenkten: **Henr. Gruelholt, proconsul; Bertholdus de Emberne; Henr. ante valvam; Joh. Steneken. Joh. Lamberti. Herm. Menrici; Wichard. Bernard. Scadelaut; Herm. Lupus; Thider. Scette; Thider. Senewolde; Edlerus de Campo; Bertram Werengisi.**

Endlich iſt die Sage auch als Kinderbuch bearbeitet worden unter dem Titel: „die Wunderpfeife, oder: die Kinder von Hameln, für die Jugend erzählt von Guſt. Nieritz. 2te Aufl. Berlin, 1840. 8. (126 S.)

So ſind die verſchiedenen Geſtaltungen und Zuſätze, welche die Sage im Verlaufe der Zeit erhalten hat. Wie alt ſie im Volke ſein mag, läßt ſich gar nicht beſtimmen, und es iſt ſehr wunderlich, daß eine beſtimmte Jahreszahl, 1284, die Begebenheit fixirt, was ſonſt keine Eigenheit der Volksſagen iſt, wenn nicht geradezu ein ſicher ſtehendes hiſtoriſches Ereignis in einen Mythus verflochten wird oder umgekehrt, ein Mythus in das Ereignis. Aber aus der Geſchichte Hamelns oder der nächſten Umgebung iſt keine wichtige Begebenheit bekannt, welche in jenes Jahr fiele, vielmehr werden wir unten ſehen, auf welche ganz natürliche Weiſe diejenigen, welche die Fabel zuſammengeſtellt haben, zu der Jahreszahl 1284 gekommen ſind. Die Erzählung beſteht aus zwei Elementen, die einzeln genommen, durchaus ſagenhaft und als ſolche uralt ſind, weshalb ſie auch mehreren Völkern gemeinſchaftlich angehören, ohne weder bei dem einen, noch bei dem andern auf wirklichen Begebenheiten zu beruhen, nämlich 1) eine durch übermenſchliche Macht bewirkte Erlöſung einer Gegend von Landplagen, die durch gewaltige Vermehrung ſchädlicher Thiere hervorgebracht worden ſind; beſonders ſcheint die übergroße Vermehrung der Mäuſe und Ratten für die Menſchen

Digitized by Google

ſtets etwas Dämoniſches gehabt zu haben; man denke nur an die Vernichtung des Sanacharibos (Sanherib) an der Aegyptiſchen Grenze durch die in der Nacht plötzlich in ſein Lager geſchickten Feldmäuſe, welche alles Lederzeug und dergleichen zernagten; ferner an die Sage vom Mäuſethurm am Rhein, und an die ganz ähnliche Sage vom König Popiel in Polen. Dieſes Dämoniſche der Thiergewalt nun bildet das erſte Element der von den Bewohnern Hamelns für ihre Gegend localiſirten Sage, und zwar ſcheint dies einen natürlichen Grund darin zu haben, daß ſelbſt in hiſtoriſcher Zeit dort die Mäuſe ſehr arg gewüthet haben, wie ſich aus einer Notiz für das Jahr 1756 ergiebt, welche Sprenger in der Geſchichte der Stadt Hameln S. 240 anführt: „1756 war ein ſo arger Mäuſefraß, daß, wenn die abgeernteten Felder gepflügt wurden, mehr Korn zum Vorſchein kam, als zur Ausſaat nöthig war." Das zweite Element unſerer Sage iſt das Hinwegführen von Menſchen in Berge, die ſich einem Zauberer öffnen. Auch dieſe Idee kömmt vielfältig in Sagen und Märchen vor, namentlich im Morgenlande, aber ſie iſt auch im Abendlande gar nicht ſelten, man denke z. B. nur an die Geſchichte vom treuen Eckart; ja unſerer Hamelnſchen Geſchichte noch viel ähnlicher, weil die Verleitung eines Volkshaufens und das Eröffnen des Berges ebenfalls durch Anwendung der Muſik geſchieht, iſt die Engliſche Erzählung eines Dr. Kirkpatrik, die in geſchmackloſe Deutſche Alexandriner übertragen, ſich in den Hannöverſchen gelehrten Anzeigen vom J. 1752, und im Hamelnſchen Anzeiger vom J. 1825, St. 22 befindet, von woher ſie S p r e n g e r entlehnt hat (a. a. O. S. 26). Dieſe Begebenheit ſoll ſich in Irland, und zwar zu Belfaſt in der Provinz Ulſter zugetragen haben. Die Verſe lauten:

Vom grauen Alter her pflanzt ſich an dieſem Ort
Noch ſtets von Kind zu Kind ein ſeltſam Märchen fort.
Ein Pfeifer, der nur halb aus ſcheelen Augen blickte,
Und durch die Zauberkunſt die Menſchen oft berückte,
Ließ einſt des Dudelſacks unreizbaren (!) Geſang
In ſolche Töne gehn, als nie ein Spiel erklang:
Das junge Landvolk läuft entzückt von allen Seiten
Und läßt in Tanz und Sprung ſich willig von ihm leiten.
Er bringt ſie an den Berg, den wir noch jetzo ſchaun.
Der Berg (wer ſchwört dies wohl, wer denkt es ohne Graun?)

Digitized by Google

Springt in der Mitte auf und läßt in tiefen Gründen
Des Schreckens und der Nacht gar keine Grenzen finden.
Der Böswicht, dem das Herz mit Satansfreuden lacht,
Springt in die Gruft hinein, weil noch aus neuer Macht
Der Pfeife Ton erſchallt, und der bethörte Haufen
In gleichem Freudenſprung ſich drängt, ihm nachzulaufen.
Der Höhlen krumme Wand erſchüttert ob dem Schall
Und ſchickt durch Nacht und Graus den erſten Wiederhall;
Drauf ſchließt ſich ſchnell und feſt ihr kaum geſtillter Rachen,
Und tauſend müſſen hier ihr End und Grabſtätt machen.
Noch dieſe Stunde zeigt der fromme Bürgersmann
Mit Ernſt und Bangigkeit das ſchwarze Schickſal an;
Kaum will ſein ſcheuer Fuß ſich in die Gegend wagen,
Von der ein Lügenmund das Mährlein ausgetragen.
So ſpürt die Phantaſie, von Furcht und Fabel krank,
Des Aberglaubens Macht und hört noch den Geſang.
Sein klingend Ohr vernimmt das Zauberſpiel ganz helle,
Er weiſet zitternd hin und denkt, er weiſt die Stelle.

Dieſe beiden Elemente werden in der Hamelnſchen Sage dadurch miteinander verknüpft, daß der letzte Theil ein Akt der Rache iſt für nicht erfüllte Verpflichtung die man mit dem Zauberer eingegangen war, welcher ſich anheiſchig gemacht hatte, den erſten Theil der Sage in Ausführung zu bringen, nämlich die Stadt von der Ueberzahl der Mäuſe zu befreien.

Ganz ähnlich hat ſich die Sage in Frankreich geſtaltet, wie ſie der **Corsaire** berichtet, aus dem ſie der „Geſellſchafter, oder Blätter für Geiſt und Herz. 1824 N. 192. December" mittheilt*).

Es fanden ſich nämlich im J. 1240 in dem Dorfe **Draucy-les-Nouis** in der Nähe von Paris eine ſolche Menge Ratten und Mäuſe ein, daß weder Habe noch Gut, weder Menſchen noch Vieh von ihrer Gefräßigkeit verſchont blieben. Kein Mittel half. Endlich kam man auf den Gedanken, einen Kapuziner Namens Angionini, durch Magie berühmt, zu verſchreiben und ſeiner Wunderkraft die Vertreibung dieſes Ungeziefers zu überlaſſen. Beide Theile wurden bald über eine angemeſſene Dankſumme einig, und der Zauberer nahm nun aus ſeinem Mantelſack einen kleinen Dämon, trieb erſt

*) Sprenger a. a. O. S. 26.

mit dieſem allerlei Firlefranz; dann holte er ein Büchlein heraus, las mehrere unverſtändliche Formeln ab, und rief zuletzt alle Ratten und Mäuſe, ſich um ihn zu ſammeln. Und ſiehe, das ganze Heer verſammelte ſich auf dieſen Wink um ihn her und wartete ſeines Geheißes. Da drehte er ſich um, ſchritt nach dem Ufer des Fluſſes, warf ſein Kleid ab und ſprang in die Wellen. Das ganze Rudel folgte und ertrank. Der Kapuziner aber kam nach vollbrachtem Wunder wohlbehalten zurück und forderte ſeine Summe Geldes. Das undankbare Völkchen wollte jedoch nicht zahlen. Da holte der weiſe Mann aus ſeinem Mantelſacke ein kleines Horn, ſtieß hinein, daß allen Umſtehenden zu grauſen anfing. Und ſiehe, Kühe, Schweine, Hammel, Pferde, Ziegen, Enten, Gänſe, Alles kam herbei und ſammelte ſich um Angionini. Diesmal ſchritt aber der weiſe Pater nicht nach dem Fluſſe, ſondern nach der andern Seite zu, und ging mit allen ſeinen bezauberten Begleitern von dannen, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn daran zu hindern."

Diejenigen, welche die ganze Sage für allegoriſche Einkleidung einer beſtimmten Thatſache anſehn, beziehen ſie auf folgende Begebenheit: Schon im zwölften Jahrhundert waren die Aebte von Fulda die Landesherren der Stadt Hameln, welche den Blut- und Forſt-Bann hatten; im J. 1259 aber verkaufte der Abt Heinrich von Erthal die Stadt nebſt dem Lehne der Schirmvogtei an den Biſchof Wedekind von Minden, womit indeſſen weder die Bürger noch der Graf von Eberſtein, der als Schutzvogt des Stiftes den Zoll und die unteren Gerichte hatte, einverſtanden waren. Als daher der Biſchof von Minden die Bürger mit Gewalt zum Gehorſam bringen wollte, zogen dieſe ihm mit Heeresmacht entgegen, erlitten aber am Tage Pantaleons (den 28ſten Juli) bei Sedemünden oder Hedemünden eine vollkommene Niederlage *). Dieſe Begebenheit würde aber höchſtens auf den letzten Theil der Sage eine Anwendung finden, indem man die Wegführung der Kinder in den Berg darauf deutete, daß der Biſchof einen Theil der Hamelnſchen Jugend gefangen gehalten hat, und darauf könnte es ſich dann auch wohl beziehen, wenn es heißt, daß der Magiſtrat eine Zeit lang ſeine Jahre gezählt habe ſeit dem Auszuge der Kin-

---

*) S. Büſchings Geographie. Th. 9, S. 263. Sprengers Geſch. von Hameln S. 19. F. C. Th. Piderits Wanderungen durch das Weſerthal. Rinteln 1838. gr. 12.

der: die Mäuſe jedoch und der muſikaliſche Zauberer finden dabei durchaus nicht ihre Erledigung, denn es ſind keine Einzelnheiten des Krieges bekannt, welche die geringſte Aehnlichkeit damit darböten. Aber ſelbſt mit jener Zählung der Jahre iſt es eine ſehr zweifelhafte Sache, da Niemand dergleichen Urkunden geſehen haben will, wenigſtens waren ſchon zu Schooks Zeit, d. h. im J. 1659 (vgl. S. 145 und 147) keine mehr vorhanden. Es iſt indeſſen möglich, daß dieſe Notiz, die ſich, wie wir geſehen haben, von Wier herſchreibt, ſich nicht auf geſchriebene Urkunden, ſondern auf Baudenkmäler bezieht, nämlich vorzüglich auf folgende Inſchrift, die am ſogenannten neuen Thore geſtanden haben ſoll, und die Schook S. 18 anführt:

Centum ter denos cum Magus ab urbe puellos
Duxerat ante annos CCLXXII, condita porta fuit.

d. h. 272 Jahre nach der Wegführung der 130 Kinder aus der Stadt durch den Zauberer, iſt dies Thor erbaut worden; alſo, wenn man die überlieferte Jahreszahl der Wegführung 1284 annimmt, ſo iſt das Thor 1556 erbaut worden; und nach Sprengers Angabe (S. 24) befindet ſich auch wirklich unmittelbar über dieſen Worten die Inſchrift: Anno 1556. Ueber dem Ganzen iſt aber eine noch frühere: Anno dm̄ MCCCCC vn̄ XXXI. alſo 1531. Auf dieſe Weiſe können beide Theile des Steins gar nicht zuſammengehören. Das Jahr 1556 iſt dasjenige, in welchem die Lateiniſchen Verſe der Ueberſchrift angehängt wurden; dagegen enthält der obere Theil das Jahr, in welchem das neue Thor gebaut wurde; zieht man von dieſer oberen Jahreszahl 1531 die Zahl 272 ab, ſo kömmt das Jahr der Hedemünder Schlacht 1259 heraus; zieht man dagegen 272 von der unteren Jahreszahl 1556 ab, ſo kömmt man auf das 2te Jahr, was gewöhnlich als das Jahr des Auszuges der Kinder angegeben wird, nämlich 1284; und hiemit wäre die Schwierigkeit vollkommen erledigt, welche die doppelte Angabe der Zeit gemacht hat.

Ein ähnliches Denkmal iſt folgendes, was ſich im Kloſter des H. Bonifacius befand:

Post duo CC mille, post octuaginta quaterque
Annus hic est ille, quo languet sexus uterque,
Orbantis pueros centumque triginta Johannis
Et Pauli caros Hamelenses non sine damnis.
Fatur ut omnis, eos vivos Calvaria sorpsit.
Christe tuere tuos, ne tam mala res quibus obsit.

Digitized by Google

Auch dieſe Verſe, deren grammatiſche Conſtruction, Quantität der Sylben und Reime gleich ſchlecht ſind, führen auf das Jahr 1284, beweiſen aber auch nicht ſowohl den Gebrauch des Magiſtrats, die Jahre nach jener Begebenheit zu zählen, als ſie vielmehr die Beſtimmung des Alters der Sage auf Baudenkmälern feſtſtellen. Außer dieſen Denkmälern gab es noch einige andere, welche das Andenken an die Begebenheit der Nachwelt überliefern ſollten; namentlich ſtanden am Koppelberge (mons calvariae) zwei Steine in der Form eines Kreuzes, um den Ort zu bezeichnen, wo die Hamelnſchen Kinder in die Erde gingen; auch war in einem Hauſe der Papenſtraße, das vor 70 Jahren (von 1826 an gerechnet) neben dem Wirthshauſe zum braunen Hirſche ſtand, der Ausgang in Holz gehauen; am Kaſtendieckſchen und am neuen Hauſe finden ſich noch jetzt (d. h. 1826) Inſchriften, die ſich darauf beziehen *).

Eine vorzügliche Rolle als Autorität zur Beglaubigung der Sage ſpielt aber bei den alten Erzählern das Gemälde, welches ſich in einem Fenſter der Marktkirche in Hameln befunden haben ſoll. Schon Wier und Lucas Loſſius berufen ſich darauf, als auf eine Hauptquelle, und Athan. Kircher ſagt ausdrücklich, daß er ſelber es noch geſehen habe. Von der unter dieſer Glasmalerei befindlichen Unterſchrift führt M. Schook S. 17 folgendes Fragment an:

**Am dage Johannes**
**und Pauli**
**sint binnen**
**Hammelen ge**
**baren tho k(al)**
**varie unde**
**dorch**
**alldrlei ge**
**den koppen**
**Anno 1571.**

Batzner, Paſtor zu Iber im Amte Grubenhagen bricht bei der Erwähnung dieſes Gemäldes in ſeiner Chronik des Stiftes Hildesheim Kap. 36 in folgende gutgemeinte Ermahnung aus: „O ihr lieben chriſtlichen Eltern, ſchauet und ſehet dieſes Gemälde nicht allein ſchlecht und bloß an, wie eine Kuh oder ein anderes unver-

*) Sprengers Geſch. d. Stadt Hameln S. 25.

nünftiges Thier ein altes Thor anſieht, ſondern betrachtet es chriſtlich in eurem Herzen, und laſſet eure Kinder nicht in der Irre gehen, auf daß der Teufel ihrer nicht mächtig werde, welches denn gar bald und leicht geſchehen kann, ſonderlich weil ihnen der Satanas doch ſo aufſätzig und feind iſt. Darum haltet ſie zum Morgen- und Abend-Gebete, das wird chriſtlichen und gottſeligen Menſchen nicht gereuen" (Sprengers Geſch. der Stadt Hameln S. 25).

Alle dieſe Denkmäler enthalten, wie man ſieht, von dem eigentlich Sagenhaften, namentlich von den Mäuſen, nicht die geringſte Spur; dennoch vermuthe ich, daß gerade ſie, vorzüglich aber die Glasmalerei in der Kirche, an deren genauere Beſchreibung leider kein Menſch gedacht hat, die Zuſammenſtellung der Sage mit der Geſchichte und das Aneignen der Mäuſe und des Rattenfängers für die Stadt Hameln hervorgebracht habe. Nachdem nämlich das Andenken an die Begbenheit, welche wirklich dargeſtellt war, erloſchen, ſuchte man durch Anknüpfung der Sage an das Gemälde dieſes dem Beſchauer verſtändlich zu machen. So ſind im Alterthume und im Mittelalter mehrere Sagen aus der Anſchauung von unerklärlichen Kunſtwerken entſtanden. Ich will hiebei nur an folgende kleine Sage erinnern, die man ſchon vor mehr als 100 Jahren auf die angegebene Weiſe ebenfalls erklärt hat. In Z. C. von Uffenbachs merkwürdigen Reiſen durch Niederſachſen, Holland und England (Ulm 1753. 2ter Theil, S. 27) befindet ſich Folgendes in der Beſchreibung des Domes zu Lübeck: „Linker Hand, nicht gar hinter dem Altare, ſondern zur Seite, iſt das Begräbniß des Canonici, von dem Zeiller (in Topograph. Sax. infer. p. 155) ein Wunder erzählt, daß nämlich unter dieſem Grabe ein großes Klopfen gehöret worden, wenn ein Domherr geſtorben. Zeiller nennt ihn Habrandum, die Frau aber, ſo uns den Dom wieſe, Rabundum. Die Frau oder Küſterin erzählte uns die Hiſtorie alſo: Es habe ſich ſonſten bei Sterbefällen zur Anzeigung des Todes auf dem Stuhle desjenigen Canonici, ſo ſterben ſolle, eine weiße Roſe gefunden. Da nun der Rabundus auf ſeinem Platze oder Sitze eine ſolche angetroffen, habe er ſie behend auf den Platz des Nachbaren, der eben noch nicht zugegen war, geworfen, der, als er zu Chor gekommen, ſich darüber ſo entſetzet, daß er krank worden. Weil aber Rabundus verſpürt, daß er krank werden und ſterben ſollte, habe er es jenen wiſſen laſſen, der auch wieder geſund

worden, er aber ſeie verſtorben. Doch vorher habe er befohlen, man ſolle ihm eine eiſerne Keule mit ins Grab geben, damit er inskünftige anſtatt der Roſe allemal klopfen wolle. Ob dieſes gleich miteinander ſehr fabelhaft ſcheinet, ſo findet man jedoch noch wirklich eine Keule auf den Stein gehauen, wiewohl dieſes nachmals erdichtet, die Keule aber eine andere Bedeutung vorher gehabt haben, oder auch wohl ein Stück von ſeinem Wappen geweſen ſein mag."

Auf ähnliche Art iſt die Sage von dem Stabe und dem Ringe des Biſchofs Thilo in Merſeburg von Herrn Landrath Lepſius in Naumburg aus einem alten Sculpturdenkmale gedeutet worden *); und Mone leitet im Anzeiger der teutſchen Vorzeit 1839, Sp. 177 die Entſtehung einer Sage von dem Hochmuthe der Einwohner des Städtchens Buchen in der Gegend des Odenwaldes aus der Erklärung des Wahrzeichens dieſer Stadt her. Man vergleiche über dieſe Art der Mythenerklärung J. Grimm in Fr. Schlegels Deutſchem Muſeum S. 53.

Lütcke.

---

*) Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen, herausgegeben vom Dr. K. E. Förſtemann, 4ten Bandes 2tes St. Halle 1839, S. 126

Digitized by Google

## V.

# Über das Verhalten des Deutſchen Wortrhythmus in dem Deutſchen Versrhythmus.

Im erſten Theile der Germania S. 295 ff. habe ich zu zeigen verſucht, daß die Deutſche Sprache ohne entwickelte Quantität ſei, worauf ich im zweiten Theile deſſelben Buches S. 146 ff. meine Anſicht über den Deutſchen Wortton an ſich habe folgen laſſen. Beide Abhandlungen zuſammen nöthigen zu dem Schluſſe, daß in der Deutſchen Sprache der Wortton derjenige rhythmiſche Stoff ſei, welcher für künſtleriſche Behandlung beſtimmt ſei. Und ſo verlangen ſie eine dritte Unterſuchung: über die Art, wie der Deutſche Wortton ſich in den Versrhythmus einfügt. Dieſe Unterſuchung kann aber nach zwei Seiten ausgeführt werden. Sie kann nämlich 1) die Geſetze angeben, welche ſich aus dem unmittelbaren Gefühl der Sprache heraus gebildet haben, ohne daß der Dichter daran dachte, es gäbe gewiſſe durch gelehrte Forſchungen gefundene oder zu findende Geſetze, denen er folgen müßte. Oder ſie kann 2) die Geſetze angeben, welche die Dichter für die Benutzung des Worttones ſich gemacht, indem ſie, von dem Glauben an kunſtreife Quantitätsentwicklung in der Deutſchen Sprache ausgehend, in den Maßen der Alten dichteten, oder deren Werke überſetzten. Die gegenwärtige Abhandlung beſchränkt ſich auf den erſten Fall, ſie verſucht alſo das Verhalten des Deutſchen Wortrhythmus in dem urſprünglich Deutſchen Versrhythmus anzugeben. Sie umfaßt dabei jedoch auch diejenigen Formen, welche, zuerſt bei anderen neueren Völkern gebraucht, in das Gebiet der Deutſchen Dicht-

Digitized by Google

kunſt hinüber genommen ſind, da in dieſen dieſelben proſodiſchen Geſetze als in den urſprünglich Deutſchen gelten.

Dies ſind die Gränzen der Abhandlung; ihre Theile ſind: I) Fügung der Sylben deſſelben Wortes; II) aufeinanderfolgender einſylbigen Wörter; III) der aufeinanderfolgenden Sylben verſchiedener Wörter in den Rhythmus des Verſes.

## I. Fügung der Sylben deſſelben Wortes in den Rhythmus des Verſes.

Als das Urſprünglichſte, wie die Sylben deſſelben Deutſchen Wortes in den Rhythmus des Verſes gefügt worden, iſt nur dieſes feſtzuſtellen, daß jede Sylbe, die in der Arſis ſteht, eine ſtärkere Betonung haben müſſe, als die unmittelbar daneben in demſelben oder in dem zunächſt ſtehenden Fuße befindliche Sylbe deſſelben Wortes. Daraus folgt:

1) Wenn eine betonte Sylbe und eine minder betonte oder nur gehobene oder unbetonte Sylbe deſſelben Wortes zuſammenkommen, ſo kann jene erſte in der Arſis ſtehen, dieſe zweite ſteht in der Theſis.

. . . Entheiliget
Der Göttinn Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet eurem Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterinn, die Schweſter.

Göthe, Iphigenia 5, 4.

2) Ebenſo, wenn eine gehobne und eine minder gehobne oder unbetonte Sylbe zuſammenkommen, kann jene in der Arſis ſtehen, dieſe ſteht in der Theſis.

. . daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe.

Ebend. 5, 6.

3) Wenn zwei an ſich unbetonte Sylben zuſammenkommen, von denen aber die eine durch ihre Stellung die Hebung bekömmt, ſo kann dieſe letzte in der Arſis ſtehen, jene ſteht in der Theſis.

. . In deinen Armen faßte
Das Uebel mich . . . und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen.

Ebend.

Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Ebend.

Es iſt aber wohl zu merken, daß in den eben gegebenen drei Regeln nur geſagt werden durfte: die für die Betonung bedeutendere Sylbe **könne** neben der unbedeutenderen in Arſis ſtehen, nicht: ſie **müſſe**, da bei Anwendung derſelben ebengegebenen Regeln im dreitheiligen Rhythmus auch eine bedeutender betonte Sylbe neben und mit einer unbedeutenderen in Theſis ſtehen kann, ſobald eine noch bedeutendere da iſt, welche in die Arſis tritt.

Verbrannt ſind Thüren und Thore,
Und **überall** iſt es ſo ſtill.

Göthe, Bergſchloß.

Aber den **Einſamen** hüll
In deine **Goldwolken**.

Göthe, Harzreiſe.

Mit der **dämmernden** Fackel
Leuchteſt du ihm
. . . . . . . . . . .
Ueber **grundloſe** Wege.

Ebend.

Denn die **Unſterblichen** lieben der Menſchen
Weitver**breitete** gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das **flüchtige** Leben
Gerne dem **Sterblichen**.

Göthe, Iphig. 1, 4.

So wie folglich Sylben jeder Betontheit, ausgenommen ganz tonloſe, neben jedes Mal ſchwächeren Sylben deſſelben Wortes in der Arſis ſtehen können, ſo können auch nicht nur tonloſe Sylben in der Theſis ſtehen, ſondern auch gehobene ja ſelbſt betonte, ſobald ſie in der nebenſtehenden Arſis nur noch ſtärkere Sylben deſſelben Wortes zu Nachbaren haben. Durch die verſchiedene Art, in welcher auf dieſe Weiſe die Füße aus ſtärkeren und ſchwächeren Sylben zuſammengeſetzt ſein können, wird die bunteſte Mannigfaltigkeit hervorgebracht, mit welcher die Füße deſſelben Versmaßes und Verſes nach Stärke und Schwäche ihres rhythmiſchen Inhaltes wechſeln.

Von den im Vorhergehenden gegebenen Regeln finden folgende Ausnahmen Statt:

1) Zweiſylbige Wörter, deren erſte Sylbe den Hauptton, die zweite aber entweder auch den Ton, oder die Hebung hat, oder

ſelbſt auch unbetont iſt, können in einem jambiſchen Verſe einen jambiſchen Fuß machen.

Ihr habt mir allerdings etwas vertraut.
Leſſing, Nathan 3, 10.

Strafbar erſchein ich, und ich kann die Schuld,
Wie ichs verſuchen mag, nicht von mir wälzen.
Schiller, Wallenſt. Tod 1, 4.

Den harten Fels geſprengt über den Abgrund.
Schiller, Tell 2, 2.

Weibchen, o ſieh den Segen.
Göthe, die glücklichen Gatten.

Viele Beiſpiele finden ſich auch in Göthes Nachtgeſang.

Hier liegt in der Macht des jambiſchen Rhythmus die Kraft, die ſchwächere Sylbe, ſogar wenn ſie ganz tonlos iſt, in der Arſis zu halten und zu tragen. Wenn ſie aber ſelbſt noch betont iſt, ſo vermehrt der Widerſtreit des Wort- und Versrhythmus die Kraft des letzteren in dem Maße, daß der leichte Inhalt und die leichte Form manches Gedichtes dieſe Zuſammenſtellung als zu gewichtig ausſchließen möchten. Aber auch, ſobald die zweite Sylbe völlig tonlos iſt, kann dieſer Widerſtreit — wenn auch nicht zum Ausdruck des eigentlich Gewichtigten — doch zur Hervorhebung des Gedankens, zur Bezeichnung des Ungewöhnlichen und Auffallenden dienen. Am häufigſten und am wenigſten auffallend findet dieſe Ausnahme Statt im Anfange der Verſe, weil hier der Rhythmus des Verſes noch am kräftigſten iſt, und am leichteſten eine ſolche Hemmung ſeines Laufes ſelbſt in ihrer grellſten Geſtalt überwindet.

Nenne mich nicht, nach jener unglückſeligen Schlacht...
Schiller, Turandot 1, 1.

Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin Dir gegeben.
Ebend.

Wenn dieſer Widerſtreit nicht etwa abſichtlich iſt, ſo wird er am auffallendſten, ja völlig unangenehm und unſtatthaft da, wo die Kraft des jambiſchen Rhythmus ſo abgenommen hat, daß dieſer entweder gleich nachher wie von Neuem anheben muß (wie im Alexandriner und im achtfüßigen jambiſchen Verſe vor der Diäreſe), oder daß der Vers ſich völlig ſchließt. Denn hier iſt der Rhythmus ſo



Digitized by Google

ſchwach geworden, daß er nur den leichteſten Gang feſthalten kann. So iſt die Stelle in Luthers „Vater unſer“ nach neuerer rhythmiſcher Entwicklung fehlerhaft:

Führ uns Herr in Verſuchung nicht,
Wenn uns der böſe Geiſt anficht.

Zwei trochäiſche Wortfüße in zwei auf einander folgenden jambiſchen Füßen zu tragen, ſcheint der jambiſche Vers nicht ſtark genug, obwohl ihm dies von neueren Dichtern hin und wieder iſt zugemuthet worden. Doch würde Luthers

Vater unſer im Himmelreich

auch, wenn es in neuerer Zeit gedichtet wäre, durch die Worte ſelbſt entſchuldigt, wie bei den Griechen und Römern manche metriſche Freiheit durch die Eigennamen.

2) Dieſe Ausnahme ſetzt ſich nun auch auf mehrſylbige Wörter fort. Dreiſylbige Wörter, deren letzte zwei Sylben an ſich urſprünglich tonlos ſind (die letzte nur durch ihre Stellung gehoben), ferner vierſylbige, deren mittlere zwei Sylben dieſelbe Beſchaffenheit haben, werden in jambiſchen Verſen jene (eigentlich Dactylen) amphibrachiſch, dieſe (eigentlich Choriamben) dijambiſch gebraucht. Auch dreiſylbige Wörter, deren mittlere Sylbe tonlos, die erſte und letzte aber ſtark betont ſind (kretiſche), können im Anfange des jambiſchen Verſes amphibrachiſchen Rhythmus erhalten, ſobald die letzte Sylbe in Theſis ſtehen kann, ohne die Regeln zu verletzen, welche unter **III.** folgen werden.

Was? Aufgeopfert wurd ich ihren Klagen,
Abgeſetzt wurd' ich.

Schiller, Piccolomini 2, 7.

3) Wenn eine betonte oder ſelbſtändig gehobene Sylbe vor ſich eine ſtärker betonte, nach ſich aber eine ſchwächer betonte oder ſchwächer gehobene oder tonloſe Sylbe hat, ſo ſchwächt ſich der Ton eigentlich von der erſten an immer mehr ab, und der Rhythmus iſt nach der Hauptregel daktyliſch. Aber dieſe Sylben können, wenn es der Vers verlangt, auch noch auf folgende zwei Arten gebraucht werden.

a) Sie können ohne allen Zwang und ſo leicht, als wäre dies ihr naturgemäßeſter, regelrechteſter Rhythmus, amphibrachiſch gebraucht werden.

Digitized by Google

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Volksreim.

Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß.

Leſſing, Nathan 3, 7.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht.

Schiller, die Glocke.

Du haſt Wolken, gnädige Retterinn,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte.

Göthe, Iphig. 1, 4.

Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken. Ebend.

b) Iſt die letzte der drei Sylben betont oder nur gehoben (doch iſt das Letztere nicht ſelten ſchon hart und minder gefällig als a), ſo können die drei Sylben auch kretiſchen Rhythmus bilden.

Nachmittages ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen.

Göthe, Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Es iſt des Himmels ſichtbarliche Fügung

Schiller, Piccol. 1, 3.

Jener, der den Handſchuh aufnahm,
Den man abſichtlich ließ fallen.

Balladen u. Romanzen v. Bürger, Stolberg, Schiller, erläut. v. Valentin Schmidt S. 149.

Dieſe Fügung des Wortes in den Versrhythmus findet ſich ſogar noch dann, wenn die letzte der drei Sylben völlig tonlos iſt.

Was Sträfliches vor Gott hiebei geſchieht,
. . . . . komm über Euch

Leſſing, Nathan 1, 1.

Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben. Ebend. 1, 2.

. . . . . . . . . . . Wirkt
Das Nähmliche nicht mehr das Nähmliche?

Ebend.

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher.

Klopſtock, Heinr. d. Vogler.

. . . . . . Der kann nicht gering ſein,
Der das Unſchätzbare beſitzt.

Schiller, Piccol. 3, 8.

Nicht, was lebendig kraftvoll ſich verkündet,
Iſt das gefährlich Furchtbare.

Schiller, Wallenſt. Tod 1, 4.

. . . . Er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.

Göthe Iphig. 1, 3.

Die Möglichkeit für beide Arten des unter a und b angegebenen Gebrauches iſt in dem begründet, was Germania Th. 2, S. 158 ff. unter den allgemeinen Bemerkungen über die Betonung entwickelt iſt. Daß der Gebrauch unter b leichter auffallend wird als der gar nicht auffallende unter a, liegt darin, daß der Abfall von einer betonten Sylbe zu einer gehobenen oder unbetonten viel ſtärker iſt, als der von einer ſtärker betonten zu einer ſchwächer betonten.

## II. Fügung aufeinander folgender einſylbiger Wörter in den Rhythmus des Verſes.

Jedes einſylbiges Wort iſt an ſich betont. Daraus folgt jedoch nicht, daß die einſylbigen Wörter nur in der Arſis ſtehen könnten. Denn während ſich freilich bei ihnen nicht die Regel für mehrſylbige Wörter anwenden läßt, nach welcher eine durch den Wortrhythmus betonte Sylbe auch in der Theſis ſteht neben einer noch ſtärker betonten in der Arſis, ſo tritt doch hier vermittelnd für den Wortrhythmus der mehrſylbigen Wörter der Redefall ein. Er vereinigt die aufeinanderfolgenden einſylbigen Wörter in ein Ganzes, gleichſam in ein mehrſylbiges Wort, und giebt als das Natürlichſte und Urſprünglichſte dieſe Regel: Das in der Rede bedeutendere einſylbige Wort ſteht in der Arſis neben dem unbedeutenderen einſylbigen Worte, welches in der Theſis ſteht.

Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun
Und Werk' in deinem Willen ruhn.

Paul Gerhardt.

Wach' auf mein Herz, und ſinge.
Paul Gerhardt.

Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut.
J. J. Schütz.

Es iſt nicht ſchwer ein Chriſt zu ſein.
F. C. Richter.

Ihr ſeid ein Chriſt, bei Gott, ihr ſeid ein Chriſt.
Leſſing, Nathan 4, 7.

Komm her, da haſt du zwei. Im Ernſt? Er geht?
Ebend. 5, 1.

Wer kennt ſich recht! Wie konnt ich ihm denn ſonſt
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen.
Ebend. 5, 3.

Wer iſt wohl wie du,
Jeſu, ſüße Ruh.
J. A. Freilinghauſen.

Zieh mich ganz in dich.
Ebend.

Eins iſt Noth, ach Herr, dies eine
Lehre mich erkennen doch.
J. H. Schröder.

Drum laß mich auch werden,
Mein Jeſu, erquickt,
Da, wo deine Heerde
Kein Leiden mehr drückt.
Chr. Jac. Koitſch.

Der Ausſpruch von Moritz in ſeinem Verſuche der Deutſchen Proſodie iſt daher im Allgemeinen wahr, ſo fern er das, freilich mit ſehr vielen Ausnahmen, Gewöhnlichere giebt, daß das Subſtantiv und Adjectiv ſich gar nicht zum Falle neige, das Verbum die Interjection und das Adverbium ſich weniger zum Falle neige, das Hülfsverbum, die Conjunction, das Pronomen, die Präpoſition und der Artikel ſich mehr zum Falle neigen.

Die für die einſylbigen Wörter gegebene Regel hat folgende Ausnahmen.

1) Wenn neben der bei der Betonung wichtigern Sylbe eines mehrſylbigen Wortes, welche in der Theſis ſteht, die unwichtigere

deſſelben Wortes in der Arſis ſtehen kann, ſo iſt es noch leichter möglich, daß das in der Rede weniger betonte einſylbige Wort in der Arſis neben einem ſtärker betonten einſylbigen in der Theſis ſtehe.

In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet.
Joachim Neander.

. . . . . . . . Als
Ihr kamt, hatt ich drei Tag' und Nächt' in Aſch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint.
Leſſing, Nathan 4, 7.

. . . . Das, was man iſt, und was
Man ſein muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.
Ebend. 5, 4.

Am wenigſten auffallend wird auch dieſe Ausnahme in den kräftigſten Stellen der kräftigſten, namentlich der jambiſchen Rhythmen. Während man daher nach der Hauptregel richtig trochäiſch ſpricht.

Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen.
Paul Gerhardt.

iſt auch die jambiſche Form nicht ſchwer:

Sollt' ich aus Furcht vor Menſchenkindern
Des Geiſtes Trieb in mir verhindern.
J. J. Winkler.

Und dieſe Form findet ſich häufig im Anfange jambiſcher Verſe.

Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.
Leſſing, Nathan 2, 5.

. . . . . In eurer Macht
Steht es, ich bring es durch ein einzig Wort
In eure Macht.
Ebend. 3, 10.

. . . . . . Was
Ich für ſie that, das that ich, weil ichs that.
Ebend. 4, 4.

. . . . . . . . Und ſo
Komm ich nun vor, und bleib auch vor bis in
Die Stadt.

Leſſing, Nathan 5, 1.

Wie in der Göttinn ſtilles Heiligthum
Tret ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühle,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hieher.

Göthe, Iphig. 1, 1.

Wenn aber viele einſylbige Wörter auf einander folgen, oder den ganzen Vers bilden, ſo darf ſich dieſe Ausnahme nicht in zwei unmittelbar auf einander folgenden Füßen finden, da ſich ſonſt der Rhythmus des Verſes umkehren würde. So könnte der Vers

Der da Gut und Blut

nicht jambiſch geleſen werden, wenn man ihn auch mit dem Folgenden zu einem Alexandriner verbinden wollte:

Der da Gut und Blut gern ‖ um deinetwillen laſſe.

J. A. Freilinghauſen.

2) Noch weniger hart als die eben angegebene Ausnahme iſt die andere, wonach mehrere im Rederhythmus gleich ſtarke einſylbige Wörter neben einander ſtehen können, ſo daß der Versrhythmus mit ungleicher Kraft ſich über die gleichen verbreitet.

Großer Siegesheld,
Tod, Sünd, Höll und Welt
Haſt du wolln zu Schanden machen.

J. A. Freilinghauſen.

Doch kann ſchon eine ſolche Zuſammenſtellung im dreitheiligen Rhythmus bisweilen hart werden.

Du haſt Wolken gnädige Retterinn
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte . . .
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.

Göthe, Iphig. 1, 4.

Auch wenn zu viele einſylbige Wörter, welche im Rederhythmus gleich ſtarke Betonung haben, auf einander folgen, ſo machen ſie den Vers ſchlecht, weil ſie keinen Rhythmus angeben. Ganz unſtatthaft aber iſt ihre Häufung am Anfange des Gedichtes, weil ſie die Möglichkeit nehmen, den Rhythmus deſſelben zu rechter Zeit zu erkennen.

Digitized by Google

Preis, Lob, Ehr, Ruhm, Dank, Kraft und Macht
Sei dem erwürgten Lamm geſungen.

### III. Fügung der auf einander folgenden Sylben verſchiedener Wörter in den Rhythmus des Verſes.

Wenn die Schlußſylbe eines Wortes und die Anfangsſylbe des folgenden ſich im Verſe berühren, ſo iſt es nicht nöthig, daß diejenige von beiden, welche in der Arſis ſteht, ſchon an ſich eine ſtärkere Betonung habe, als die in der Theſis ſtehende, ſondern nur, daß jede dieſer Sylben nach ihrem versrhythmiſchen Verhältniß zu den beziehungsweiſe vorangehenden oder nachfolgenden Sylben *ihres* Wortes die Stelle haben könne, in der ſie ſteht. So iſt es ſehr wohl möglich, daß Sylben, die an ſich viel ſchwächer (vielleicht nicht ein Mal ſelbſtſtändig gehoben) ſind, doch in der Arſis, und Sylben, die an ſich viel ſtärker (vielleicht ſtark betont) ſind, daneben in der Theſis ſtehen.

O ſendeteſt du mich auf Schiffen hin.
Göthe, Iphig. 1, 3.

Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt.
Ebend.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger.
Göthe, Amor ein Landſchaftsmaler.

Iſt die eine dieſer Sylben ein einſylbiges Wort, ſo kann dieſes, 1) auch wenn es im Redefall ganz unbedeutend iſt, doch in der Arſis, und 2) wenn es im Redefall ſehr bedeutend iſt, doch in der Theſis ſtehen. Die eine ſeiner Nachbarſylben, welche im entgegengeſetzten Verhältniß des Versrhythmus ſteht, kann von ganz entgegengeſetzter Beſchaffenheit ſein, ſobald nur die Nachbarſylbe (oder das einſylbige Nachbarwort) auf der anderen Seite im richtigen metriſchen Verhältniſſe zu ihm ſteht, alſo im erſten Falle noch ſchwächer, im zweiten noch ſtärker oder doch eben ſo ſtark als jenes einſylbige Wort iſt. Nur wenn dieſes nicht Statt fände, ſo müßte der Rhythmus ſich in den entgegengeſetzten umwerfen. Aber bei Beſtimmung dieſes Verhältniſſes der Stärke und Schwäche iſt zu bemerken, daß auch ein ganz ſchwaches einſylbiges Wort immer noch ſtärker erſcheinen kann als eine ſchwache Sylbe eines mehrſylbigen

Digitized by Google

Wortes, weil dieſe in nothwendiger Verbindung mit den andern Sylben ihres Wortes ſteht, ſo daß alſo ihre Schwäche in der Nothwendigkeit des Wortfalles immer entſchieden deutlich daliegt, das einſylbige Wort aber in Verbindung mit ſeinem benachbarten bei der Willkürlichkeit des Redefalles nie in einem ſo nothwendigen Verhältniß der Schwäche erſcheint. Während daher nach jetziger Entwicklung des rhythmiſchen Gefühles folgende Verſe nicht zu billigen ſind:

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wenn er ſich rühmt der Aeltern hoch,
Wie ſie frei wohnten in Bergsklüften.

Joh. Fiſchart.

ſo fallen dagegen folgende Verſe nicht auf:

Füllt den Schleier des vollkommen Mädchens.

Göthe, Amor ein Landſchaftsmaler.

Der das Taglohn zu gewinnen eilet.

Göthe, Morgenklage.

Eingehüllet in hochrothe Seide.

Göthe, Klaggeſ. der Frauen des Aſan Aga.

Wenig am Halbdutzend fehlt.

Göthe, Frühlingsorakel.

Bring' in Flammen Liebende zur Ruh.

Göthe, Braut von Korinth.

. . . . . . . . . . Zweifelnd
Beſchleunigeſt du die Gefahr.

Göthe, Iphig. 2, 1.

Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen.

Ebend.

Wenn dieſer Gebrauch auf dreitheilige Rhythmen angewendet wird, ſo kann in zwei aufeinander folgenden Theſen eine ſtarkbetonte Sylbe eines mehrſylbigen Wortes oder auch ein ſtarkes einſylbiges Wort neben einer ganz tonloſen Sylbe ſtehen.

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Lobe den Herren, der deinen Stand ſichtbar geſegnet.

Joachim Neander.

Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.
Göthe, Iphig. 3, 2.

Ja es erhält in dieſen dreitheiligen Rhythmen der Redeton einen ſo bedeutenden Einfluß, daß in ihnen weniger bedeutende zweiſylbige trochäiſche Wörter mit beiden Sylben in die Theſis geſetzt werden können.

Drum laß mich auch werden
Mein Jeſu erquickt,
Da, wo deine Heerden
Kein Leiden mehr drückt.
Chr. Jac. Koitſch.

Doch leichter träget ſich hier jede Bürde.
Göthe, Iphig. 3, 2.

Wenn jedoch in ſolchen jambiſchen oder trochäiſchen Verſen, welche eine gewiſſe bequeme Unbekümmertheit, oft wohl gar Behaglichkeit in ihrem Gange haben, ein unbedeutendes zweiſylbiges Wort mit beiden Sylben in die Theſis geſetzt wird, ſo iſt dieſer Fall kaum hieher zu rechnen. Denn bei einem ſolchen Worte ſcheint eigentlich nur die betonte Stammſylbe beachtet zu werden, und die unbetonte Sylbe ſo unbemerkt nebenher zu gehen, daß das Wort gleichſam nur als ein einſylbiges betrachtet wird, obgleich die letzte Sylbe der behaglichern Ausſprache wegen nicht durch Apoſtrophiren getilgt iſt.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken.
Göthe, Kenner und Enthuſiaſt.

Ließ ihm zu Ehren für ſein Spiel
Eine goldne Kette holen.
Göthe, der Sänger.

Zelle.

## VI.

# Altdeutſche Baukunſt und Bildnerei.

Pommerns Kunſtgeſchichte. Nach den erhaltenen Denkmälern dargeſtellt von Dr. F. Kugler. Stettin, 1840.

(Zugleich achter Jahrgang der Baltiſchen Studien.)

Man wundert ſich, über dieſen Gegenſtand ein ſo ſtarkes Buch vor ſich zu ſehen, aber man wird durch den reichen Inhalt angenehm überraſcht. Der durch mehrere kunſtgeſchichtliche Werke rühmlich bekannte Verfaſſer *) hat in der That erſt eine Entdeckungsreiſe in dieſes Gebiet ſeiner nächſten Heimat gemacht, und dadurch des Auftrages des Pommerſchen Geſchichts- und Alterthums Vereins, mit huldreicher Unterſtützung Sr. Majeſtät des hochſeligen Königs, ſich völlig befriedigend entledigt. Man erkennt nun auch hier in der Kunſt eine lebendige und manigfaltige Entwickelung, wie in der Geſchichte dieſes anſehnlichen Oſtſeelandes, welches einſt mit blühenden Städten, auch eine bedeutende Macht, von jeher aber, bei früherer Slawiſcher Bevölkerung, der Deutſchen Einwirkung offen war, die ſich in allen Richtungen, in der Poeſie und im Leben, an den Höfen der Fürſten und im Gemeinweſen der Städte, auf ähnliche Weiſe bewährte, wie in Schleſien, Böhmen, Polen. Und ſo erhalten wir denn hier auch eine bedeutende Ergänzung der vaterländiſchen Kunſtgeſchichte.

*) Vergl. Germania Bd. III, S. 64 ff.

Digitized by Google

Die Baukunſt, als das feſte Haus der übrigen Bildkünſte, iſt auch hier der älteſte und umfaſſendſte Kunſtſtamm; und wenn ſie auch nicht in das Heidenthum zurückreicht, ſo beginnt ſie doch gleich mit dem Chriſtenthum, welches, mit der übrigen Bildung in ſeinem Gefolge aus Deutſchland kam, und iſt in allen Geſtaltungen, bürgerlichen wie kirchlichen, der Deutſchen Kunſt gemäß. Die nächſte frühe Verbindung zeigt ſich hier auch darin, daß zwei Baumeiſter aus Stettin, Heinrich Braunsberg und Nikolaus Kraft, zu Anfang des 15ten Jahrhunderts die Katharinen-Kirche und den Mühlthor-Thurm in Brandenburg bauten. So ſehen wir denn auch, früher wie ſpäter, ähnlichen Gang der Kunſtbildung, wie in der Mark.

Die älteſten, einfachſten Kirchen ſind aus behauenen Feldſteinen (Granit) im Rundbogen, oft nur theilweiſe übrig (in Kammin und Kolbatz, und auf Rügen in Bergen und Altenkirchen), oder nur an Zieraten (in Eldena); oft ſchon gemiſcht, gleichzeitig, oder im Fortbau oder Umbau, mit dem älteren, ſchweren und ſtrengen Spitzbogen, der den Uebergang bildet; oder auch gänzlich in dieſem Spitzbogen. Von reicherer Ausbildung im Byzantiniſchen (Romaniſchen) Rundbogen-Styl ſteht nichts Ganzes mehr zu Tage, dergleichen doch die Mark noch aufzuweiſen hat.

Im Gothiſchen Spitzbogen-Styl erſcheinen dagegen bedeutende Werke, an welchen, beim durchgängigen Ziegelbau (mit wenigen Ausnahmen von Sandſtein und Schwediſchem Kalkſtein), die Zieraten in manigfaltiger Durchbrechung geformt und gebrannt, häufig auch durch Verglaſung buntgefärbt ſind. Die mitunter vorkommende ſchichtweiſe Anwendung ſolcher, meiſt ſchwarzglaſirten Steine erinnert an ſo manche zebraſtreifige Italiäniſche Bauten. Die älteren Gothiſchen Kirchen haben noch meiſt Querſchiffe und dadurch Kreuzgeſtalt, mit flachgeſchloſſenem Chor. Merkwürdig ſind die Gothiſchen Kirchen in Paſewalk und Greifenhagen im vollſtändigen Kreuz, urſprünglich ohne Seitenſchiffe. Eigentliche Gothiſche Kirchen, mit eingebauten Strebepfeilern, eckigem Chorſchluß, hohen Fenſtern, runden oder manigfaltigen Gewölbepfeilern (wie in anderen Deutſchen Städten), ſind in Anklam die Marien-Kirche (mit gleichhohen Seitenſchiffen erweitert); in Stralſund die Katharinen-Kirche, in Greifswalde die Jakobikirche (mit Thürſäulenköpfen von Sandſtein) und Marien-

Kirche; und vorzüglich in Paſewalk die Marien-Kirche, deren Thurm unten noch Granitbau iſt, mit ſchwerer Spitzbogen-Thür.

Im 14ten Jahrhundert beginnt, mit dem kräftigſten Auftreten der Städte, auch in den Bauten ein allgemeiner Wetteifer; und aus dieſer Zeit ſind die meiſten Kirchen, welche, zierloſer, weniger ausgebildet und belebt in ihren einzelnen Theilen, mehr bloß nüchterne Regelmäßigkeit zeigen, dabei oft wunderlich geſtaltet, nicht ſowohl echten Kunſtſinn, als das tüchtige Handwerk bewähren. Hohe, mit dem Schiffe verbundene Thurmhallen, ſchlanke achteckige Pfeiler der Schwibbögen eigenen dieſen Bauten. In ſolcher Art, die Seitenſchiffe gleich hoch mit dem Mittelſchiffe, ragen hervor: in Kolberg die Marien-Kirche, die einzige mit fünf Schiffen (deren zwei ſpäterer Anſatz ſind durch Benutzung der Strebepfeiler), und die einzige mit einem (rundbogigen) Lettner (lectorium, zum Vorleſen des Evangeliums, Predigen); die Marien-Kirchen in Greifenberg und Treptow a. d. Rega; in Stettin die Johannis-Kirche (noch mit Kreuzgang von 1240), und die Jakobi-Kirche, jetzo Hauptkirche (ſeit dem Brande der Marien-Kirche), mit Fortſetzung der Seiten-Schiffe rings um den Chor und den ſchönen Seiten-Kapellen, und urſprünglich auf zwei Thürme angelegt, deren einer 1456 einſtürzte, worauf Hans Böncke den jetzigen Thurm in der Mitte 1509 vollendete; in Demmin die Bartholomäi-Kirche, ſehr ſchlank, ohne Chor, mit Sandſtein-Zieraten; in Anklam die Marien-Kirche, hat noch vollſtändig ihren alten Thurm mit vier Giebeln und Spitze. Unter den Kirchen mit niedrigeren Seiten-Schiffen iſt die ſchönſte die Nikolai-Kirche in Stralſund, 1341 (urſprünglich mit Einem Thurm, 1329), deren Seiten-Schiffe, mit Strebebögen, rings um den Chor gehen und noch Kapellen haben; jünger iſt die Jakobi-Kirche ebendort, mit ungewöhnlich hohen Seiten-Schiffen. Die kürzlich geſchmackvoll erneuerte Greifswalder Nikolai-Kirche (1326) hat eine ſchöne Vorhalle der drei Schiffe; und dem gerade abgeſchnittenen Mittel-Schiffe fügen die drei Seiten-Schiffe ſich ſchräg an, zum dreiſeitigen Chorſchluſſe. Die Marien-Kirchen in Belgrad, Köslin, Rügenwalde, Schlawe, Stolpe, haben ſämmtlich auch dreiſeitigen Chor, Einen Thurm, Thurm-Halle, Stern-Gewölbe, und gutes Verhältnis der Seiten-Schiffe zum Mittel-Schiff. Aehnlich iſt die Moritz-Kirche in Pyritz, doch ihr Mittel-Schiff ohne Fenſter, und der Thurm am Chore.

Digitized by Google

Beſonderheiten dieſer Zeit Zeit ſind: der Vorhof der Johannis-Kirche in Stralſund, außer dem Kreuzgange von 1254; der Thurm am Chorgiebel der Gertruds-Kapelle in Treptow a. d. Rega. Die zwölfeckigen Gertruds-Kapellen, als Grabkirchen auf den Kirchhöfen zu Wolgaſt und Rügenwalde, zeigen eine ſchöne Durchbildung.

Mit dem 15ten Jahrhundert erheben ſich die mächtigſten Bauten, rieſenmäßig emporſtrebend; die Städte überboten ſich gleichſam in ſolchen koloſſalen, meiſt auch Marien-Kirchen, welche nun freilich noch ſchlichter, ohne feine Gliederung der Theile, beſonders nur durch die Maſſen und Maaße wirken, dabei außen zum Theil mit glaſirten Zieraten bekleidet ſind. Der gewaltigſte Bau dieſer Art iſt die Marienkirche in Stralſund, mit gleich hohem Querſchiff und Chor, um welchen auch die ſehr hohen Seitenſchiffe gehen, und mit einer hohen Thurmhalle, deren Seitenräume, die Seitenſchiffe noch überragend, ein zweites Querſchiff darſtellen; der mächtige alte Thurm hatte eine faſt nochmal ſo hohe Spitze (1478); die Hauptthür und das Fenſter darüber ſind allein reicher verziert. Ein ähnlicher großer Bau iſt die Marienkirche in Stargard, aber mit zwei Thürmen (deren Anſicht, nach der früheren Geſtalt der Spitze ergänzt, das Titelbild giebt); mit dem ſpäteren, außen reichgeſchmückten Chor iſt das Mittelſchiff erhöht und das Ganze erweitert worden; die achteckigen Pfeiler haben unter dem Simſe kleine Niſchen für Bildſäulen, auf ähnliche Weiſe wie im Mailänder Dom. Die Marienkirche in Freienwalde hat unten am Thurm offene Seitenbögen ins Freie. Die Stephanskirche in Garz hat gleich hohe Seitenſchiffe, wie die meiſten übrigen Kirchen. Die Petrikirche in Stettin, urſprünglich die älteſte, von dem Apoſtel Pommerns, Biſchof Otto von Bamberg 1124, iſt in ihrer jetzigen Geſtalt auch aus dem 15ten Jahrhundert. Später herab entartet die Gothiſche Baukunſt immer mehr, in eckig gebrochenen Spitzbögen u. dgl., bis die modern-antike Bauart eintritt mit der Schloßkapelle in Stettin 1577; worauf noch andere nüchterne und rohe Abartungen folgen. Endlich, mit ſorgfältiger Herſtellung alter Kirchen (namentlich auch der Marienkirche in Stargard), iſt der älteſte würdige Kirchenſtyl im Rundbogen wieder zeitgemäß erneut, im Neubau zu Tempelburg.

Die älteſte weltliche Baukunſt der Burgen liegt meiſt in Trümmern, und ſteht, auf dem ebenen Lande, nur noch in ſtarken

Digitized by Google

Thürmen an Seen und Sümpfen zu Tage. Vollſtändiger ſtehen noch die Thürme, Thore, Ringmauern und Zinnen der Städte, und bezeugen nicht minder ihre einſtige Macht. Unter den Rathhäuſern in alter Gothiſcher Geſtalt iſt das Stralſunder auffallend. Auch Gothiſche Privathäuſer ſtehen noch hie und da, beſonders in Greifswalde deren drei mit dem Giebel am Markte. In dieſer Art, zwar rundbogig, iſt noch das Herzogliche Schloß in Ukermünde 1546. Bemerkenswerth iſt, daß ſo wenig Spuren von verziertem Holzbau ſich finden, den man doch hier erwarten ſollte. Der allgemeine Backſteinbau ſcheint ihn verdrängt zu haben. Späterherab miſcht ſich auch hier die fremde Italiäniſche Bauart ein, und das Stettiner Schloß iſt meiſt darin um- und fortgebaut 1503, 1538 ff., mit wenigen älteren Ueberbleibſeln. Und ſo folgt denn auch hier der Barock- und Rococo-Abgeſchmack, bis zur Herſtellung eines edlen Bauſtyls, dem die neueſte Liebhaberei für jene veralteten Barbareien in Zieraten und Hausgeräthe, hoffentlich keinen Eintrag thun wird.

Die bildende Kunſt erſcheint hier hauptſächlich nur, wie in Verbindung mit der Baukunſt, ſo als Bildhauerei, dieſe zwar, wie ihre baulichen Einrahmungen und Zieraten, meiſt bemalt; und die Malerei ſelber, auf Tafeln, erſcheint meiſt auch nur in Vereinigung mit ſolchen Bildwerken, oder als Wandmalerei mit der Baukunſt verbunden.

Einen reichen, für die Kunſt-Geſchichte überhaupt wichtigen Schatz kirchlicher Geräthe, zum Theil aus dem 10ten Jahrhundert von Elfenbein, Silber, vergoldetem Kupfer, Schmelzwerk, Alabaſter, beſonders zu Reliquienkäſten, mit allerlei eingegrabenem, getriebenem und gegoſſenem Bildwerke geſchmückt, bewahrt noch der Dom zu Kammin; darunter auch ein Kreuz mit einer antiken Onyx-Kamee, Pallas Promachos darſtellend. Ein Standbild der Muttergottes mit dem Kinde, aus Bernſtein, etwa des 15ten oder 16ten Jahrhunderts, iſt auch deshalb merkwürdig, weil der Bernſtein, obſchon hier heimiſch, ſehr ſelten ſo verarbeitet vorkömmt. Auch alte Stickereien mit Bildnerei in Perlen, Gold und Seide, auf Kirchen-Teppichen und Prieſterkleidern, ſind da; desgleichen mehrere reichverzierte Gothiſche Kelche, vorzüglich einer von 1359. Ein großer ſiebenarmiger Kirchenleuchter in Erz (nach dem Jeruſalemer am Titusbogen) 1327 von Joh. Apenghetere zu Kolberg,

Digitized by Google

hat treffliche Apoſtelbilder. Taufbecken von Stein und Bronze ſind auch zum Theil mit Bildwerk geziert, wie jener von 1355 mit der Leidensgeſchichte, in Kolberg, jedoch roher als der Leuchter. Der große Thürklöpfel mit dem Greif und anderem Gebilde in Erz, zeugt, als einziges Ueberbleibſel, von der Herrlichkeit der Marienkirche Stettins. Unter den Glocken mit Bildwerk iſt die zu Treptow a. d. R. von 1515 auch durch ihre Größe ausgezeichnet. Von Statuen und Bildwerken in Stein iſt wenig Altes vorhanden, und dieſes roh, dergleichen der ſogenannte Swantewit in Altenkirchen, ein Säulenkopf in Kolberg, und ein erhobenes Bildwerk der Petrikirche in Stettin: der Mangel bildſamen Geſteins war hier noch nachtheiliger, als für die Baukunſt. Aber auch von gebranntem Thon, dem nächſten, dem Ziegelbau verwandten Erſatz, iſt wenig da (in Kammin, Stargard), eben ſo wenig von Stuck (in Anklam, Stralſund). Ein Grabſtein von 1370 in Stettin zeigt das im Umriß eingegrabene Bild des Ritters von Reberg; und unter denen zu Eldena iſt einer von 1397 mit dem Bilde eines Alb. Schinkel: vielleicht eines würdigen Ahnherrn unſers theuerſten Bau- und Bildmeiſters.

Von Wandmalerei ſind die Bilder am Gewölbe der Marienkirche zu Kolberg faſt einzig, und ebenſo merkwürdig durch ihr Alter und ihren Umfang: aus dem 14ten Jahrhundert, die Vorbilder des Alten Teſtaments neben der Erfüllung des Neuen Teſtaments, nach Art der **Biblia pauperum**, in 32 größeren und 40 kleineren Gemälden darſtellend. Der Verf. findet dergleichen vielgeſtaltige Gemälde, wie in ganz Deutſchland wohl nirgends weiter, in Italien häufiger, vorkommen, überhaupt für die leicht aufſtrebende Gothiſche Baukunſt zu ſchwer: aber es kömmt dabei wohl nur auf die Behandlung an; und als Fortſetzung einer vollſtändigen Bemalung des Innern, welche der Gothiſchen Baukunſt, eben wegen ihrer aufſprießenden und belebten Geſtaltung, noch mehr eignet, als der antiken Baukunſt, würden ſolche Gewölbe-Malereien die innere Ausſchmückung erſt recht vollenden, und die Herrlichkeiten und Geheimniſſe des Himmels offenbaren; ſowie es ja ſogar die Glasgemälde in den Fenſtern thun. (Wobei wir bemerken, daß von Glasgemälden hier gar nichts erwähnt wird, dergleichen alſo wohl nicht mehr vorhanden ſind.) Ein blauer Himmel mit goldenen Sternen,

Digitized by Google

wie in manchen Kirchen den Gothiſchen Gewölberaum überſpannt, iſt dagegen doch faſt zu dürftig, unkünſtlich.

Zu einer ſolchen vollſtändigen Ausſchmückung des Baues und der Bildwerke durch Malerei, in Verbindung mit Gold und Geſtein, ſtimmen auch ſehr wohl die ebenſo bemalten und geſchmückten Holzſchnitz-Gebilde, welche hier nun vornämlich die faſt mangelnde Stein-, Thon- und Stuckbildnerei vertreten. Beſonders ſind es große Altarſchreine, an welchen ſich die gleichfalls bemalte und geſchmückte Gothiſche Baukunſt im Kleinen wiederholt, zum Theil als Goldgrund und Rahmen der Bilder, wie auf den damit verbundenen Gemäldetafeln der Flügelthüren. Wenn dieſe Gemälde gröſtentheils gering und untergeordnet erſcheinen, ſo iſt dagegen die Bemalung der Schnitzbilder meiſt von einer ganz eigenthümlichen Schönheit, welche dieſen nicht minder ſchönen Bildern, in ihrer zugleich mehr maleriſch gehaltenen Darſtellung, eine unbeſchreibliche Lieblichkeit und Anmuth ertheilt: ſo daß ſie keinesweges das geſpenſtiſche Scheinleben der bemalten Wachsbilder an ſich tragen, vielmehr völlig in den Zauberkreis der durch die Kunſt verklärten Gebilde erhoben werden; wozu gar ſehr auch Vergoldung und anderer Schmuck mitwirkt. Unter den vielen, ſämmtlich ohne Namen und Zeitbeſtimmung, meiſt aus dem 15ten Jahrhunderte herrührenden Altarſchreinen, iſt der älteſte zu Anklam, die Leidensgeſchichte in Stuck darſtellend; das Hauptwerk aber iſt der hölzerne Altarſchreien in Triebſees, noch des 14ten Jahrhunderts, und von ſehr hohem Werthe, beſonders das hohe Mittelgebilde, auf das Abendmahl bezügliche Darſtellungen, mit der Leidensgeſchichte zur Seite. Hier kömmt, was im Allgemeinen von dieſer Art und Kunſt geſagt iſt, mit alterthümlicher Geſtalt und Anmuth in höchſter Vollendung zur Erſcheinung; und es wäre dieſes Kleinod vor allen würdig, in einem eigenem Werke mit Abbildungen vollſtändig bekannt gemacht zu werden. — Demnächſt erinnert der Johannis-Altar in Stargard an Peter Viſchers Apoſtel, aus gemeinſamen Vorbildern; der ſpätere Jakobi-Altar in Stralſund an Veit Stoß. Ein Altar in Anklam zeugt auch hier von der unbefangenen Verträglichkeit humoriſtiſcher Darſtellungen mit den heiligen. — Einzelne größere, ſelbſt rieſengroße Holzbilder finden ſich, außer mehreren Kreuzigungen über dem Eingange zum Chore, in Stralſund, Treptow, Ukermünde, Franzburg, Ein Kronleuchter mit der Muttergottes und Jo-



Digitized by Google

hannes dem Täufer von 1523 in Kolberg, iſt trefflich gearbeitet, in Adam Krafts Art. Auch Chorſtühle, Täfelwerk und Gitter, ſind manigfaltig mit Bildwerk geſchnitzt, und vornämlich iſt ein Gitter in Stralſund das reichſte ſeiner Art und verdiente, als wahres Muſterbuch Gothiſcher Zieraten, ebenfalls in Abbildungen bekannt gemacht zu werden.

Von alten Gemäldetafeln iſt wenig Erhebliches übrig. Die Gemälde der Altarflügel, manchmal in Doppelblättern, ſind, wie geſagt, durchgängig geringer, als die Schnitzbilder, und untergeordnet, obwohl in Bezug auf dieſe. Von ſelbſtändigen Tafeln verdienen nur Erwähnung: in Kolberg, der Heilige Franz mit zwei Gefährten (angeblich die drei Mönche, die das Geld zum Kirchenbau ſammelten), und die Heiligen drei Könige von 1497, an die Altniederländiſche Schule erinnernd, eine „weiſe Frau" mit dem Schloß vor dem Munde, von 1494, und Ritter im Kampfe mit dem Tode. In Wolgaſt, an der Emporbrüſtung, iſt der Todtentanz nach Holbein gemalt. Luthers und Melanchthons Bildniſſe von Cranach ſind manigfaltig wiederholt. Ein gewirkter Teppich mit Blumen und Wappen von 1556 iſt in Stolpe.

Aus neuerer Zeit ſind hervorzuheben: die Grabmäler mit lebensgroßen bemalten Holzbildern Herzog Bogislavs X und der Seinen, in Stettin aus dem 16ten Jahrhundert, und der Grafen Eberſtein zu Naugart; die bemalten Grabſteinbilder in Franzburg und der Freiherren von Putbus in Vilmnitz auf Rügen. Von Gemälden findet ſich eine beträchtliche Anzahl Bildniſſe der Pommerſchen Herzöge und anderer geſchichtlicher Perſonen weit zerſtreut. Unter den übrigen Gemälden iſt bemerkenswerth ein Altarblatt mit Flügeln, die Kreuzigung u. ſ., von Dav. Redtel, nach Italiäniſchen Vorbildern gemalt, in Greifenhagen. Einen Altar, im Barock-Geſchmack, mit getriebenen Silberplatten von Joh. Körner (1607), zum Theil nach Goltzius, bewahrt Rügenwalde. Und hieran reiht ſich der aus allerlei Erzen, Hölzern, Stein und Bein gefertigte ſogenannte Pommerſche Kunſtſchrank, der kunſtreichſte ſeiner Art, welchen Ph. Haindorfer zu Augsburg beſorgte und 1617 nach Stettin brachte, deſſen merkwürdiges Reiſe-Tagebuch früher ſchon die Baltiſchen Studien, mit einer Abbildung, lieferten. Einen würdigen Abſchluß der Vorzeit bilden die Marmor-Grabmäler mit den Bildern der letzten Sprößlinge des Pommerſchen

Digitized by Google

Herzogs-Stammes oder des Greifen-Geſchlechts (**Gryphicae gentis**), der Herzogin von Croy und ihres Sohnes, von 1682, in Stolpe. Eine barocke Seltſamkeit bietet dagegen die Kanzel des Dorfes Raddatz (bei Neu-Stettin): ſie iſt aus dem Triumph-Wagen Sobiesky's nach dem Türkenſiege, zuſammengeſchlagen, welchen der Feld-Marſchall Kleiſt 1747 in Schleſien erbeutete.

Endlich bezeichnen den Uebergang zur neueſten Zeit: die Standbilder Friedrich Wilhelms I zu Köslin 1724, und Friedrichs II zu Stettin 1793, und ein Altar-Gemälde von J. H. Tiſchbein in Stralſund 1787. Den anſehnlichen Zug beſchließen die lebenden Pommerſchen Maler, welche ſich auch durch Theilnahme an der Düſſeldorfer Schule namhaft gemacht haben, ſo wie Kunſtvereine auch hier die neueſte Kunſt überhaupt manigfaltig fördern.

Dieſe Ueberſicht bezeugt wohl, wie bedeutend die Pommerſchen Kunſtſchätze ſind. Es bleibt, zur Erhaltung und Benutzung derſelben, nur noch zu wünſchen, daß die mancherlei dem Verderben ausgeſetzten, in Rumpelkammern verwieſenen, beſonders kirchlichen Werke und geſchichtlichen Denkmäler, Bildniſſe u. ſ. w. auf irgend eine Weiſe bewahrt oder geſammelt würden (etwa bei der Sammlung des Pommerſchen Alterthums-Vereins); ſo wie daſſelbe in den übrigen Provinzen geſchehen ſollte. Eine für alle Provinzen gemeinſame Behörde müßte aber dabei die allgemeine Aufſicht führen (wie eine ſolche in Frankreich längſt beſteht, früher unter dem trefflichen Dichter Vitet, gegenwärtig unter Mérimé); beſonders zugleich zur Bewahrung des noch Vorhandenen vor ungeſchickten Herſtellungen, welche nicht ſelten, wenn ſchon gut gemeint, doch ohne gehörige Kenntnis gemacht ſind. Zunächſt gehört dazu freilich Kunde und Verzeichnung eben des überall noch Vorhandenen, welche nur an Ort und Stelle bewirkt werden können. Und da hat der Verfaſſer dieſer Kunſtgeſchichte Pommerns, die Unterzeichneter zum Theil durch eigene Anſchauung vergleichen konnte, eine ſo einſichtsvolle und gewiſſenhafte Arbeit geliefert, daß er vor Allen befähigt iſt, auch für die übrigen Provinzen des Königreichs, die bis über den Rhein hin ein noch weit reicheres Feld darbieten, gleiche Aufträge auszuführen. Ihm kömmt beſonders, neben geſchichtlicher Kenntnis und lebendigem Kunſtſinne, zu ſtatten, daß er in den verſchiedenen Kunſtfächern zugleich Sachverſtändiger und Zeichner iſt. Und ſo können wir denn von ſeiner Hand auch die ſo wünſchenswerthe anſchauliche Darſtellung



Digitized by Google

der bedeutendſten Denkmäler (wie hier vor allen der Altar zu Triebſees iſt) durch Abbildungen erwarten.

v. d. Hagen.

Nachſchrift. Die hier ausgeſprochenen Wünſche ſind zum Theil in Erfüllung gegangen, und der Verf. der Pommerſchen Kunſtgeſchichte iſt ſchon auf dem Wege nach dem Rheinlande. Uns Daheimbleibenden wird dagegen jetzt eben eine Anſicht herrlicher und merkwürdiger Werke der Baukunſt aus manigfaltigen Gegenden des Vaterlandes zugeführt und vor Augen geſtellt. Alte und neue Bauwerke aller Art und Beſtimmung, im gleichmäßig verjüngten Maaßſtabe (160 Fuß Rheinl. auf Einen Fuß) füllen mehrere Zimmer des Königlichen Gebäudes hinter dem Muſeum, und müſſen auch hier, wie überall, wo ſie bisher geſehen wurden, die lebhafteſte Theilnahme gewinnen. Wir ſehen hier: vor Allem den in jeder Hinſicht vollendeten Gothiſchen Münſter Freiburgs (im Breisgau) nebſt ſeinen kleineren Seiten-Thürmen im älteren Romaniſchen oder Rundbogen-Styl; den Wunderbau Erwins zu Straßburg, bis zum großen Abſatze, wo der ſpätere ganz durchbrochene Thurm (von Meiſter Hülz) ſich erhebt; die Magdeburger mächtige Domkirche, wie ſie durch die Gnade des Hochſel. Königs hergeſtellt iſt; die durch dieſelbe Königl. Großmuth hergeſtellte Marienburg, die gewaltige Hofburg des ritterlichen Königsthums in Preußen; die merkwürdigen Gothiſchen Rathhäuſer zu Danzig und Breslau; den ſtarken Mühlthorthurm zu Brandenburg (von Meiſter Heinrich Braunsberg aus Stettin 1411); Bürgerhäuſer zu Köln im Rundbogen-Styl, und zu Elbing, Thorn und Hannover in Gothiſcher Art, und ſo herab, durch den Rococo- und Perrücken-Styl, des Danziger Zeughauſes (17. Jahrhundert), bis zu den glänzenden Erneuungen der antiken und mittelaltrigen Bauart, und anderen Bauten, als: die Glyptothek und Pinakothek (von Klenze) in München; das burgartige Schloß des Grafen Dzialinski bei Poſen (nach dem Entwurfe von Schinkel); das mittelaltrige Gymnaſium in Danzig; das moderne Landſchafts-Gebäude in Poſen (von Soller), desgleichen das Gymnaſium in Marienwerder; der Gräfl. Rederniche Palaſt hier in Berlin, und das Gartenhaus bei Magdeburg (nach Schinkel).

Auf ſolche Weiſe hat man eine höchſt anziehende Geſchichte der

für alle übrigen Künſte ſo wichtigen, umfaſſenden Baukunſt leibhaftig, von allen Seiten beſchaulich und überſichtlich, vor ſich, in genau gemeſſenen, ſo wie mit Kunſtgeſchick ausgeführten Beiſpielen, welche zugleich wiſſenſchaftlich lehrreich, wie vornämlich erregend und bildend für den ſo wünſchenswerthen baulichen Kunſtſinn, und ſomit auch beſonders für die Jugend zu empfehlen ſind. Ohne Zweifel ſieht man hier das Vollkommenſte, was bisher in dieſer Art geleiſtet worden, eben ſo weit entfernt von Spielerei (dergleichen die meiſten mit dem vornehmen Kunſtnamen „Phelloplaſtik" geſtempelten Kork-Arbeiten), als von Speculation auf Erwerb. Nur aus wahrer hingebender Liebe für die Kunſt, vor allen des Vaterlandes, und aus richtigem Verſtändniſſe derſelben, kann eine ſolche getreue Ausführung bis ins kleinſte Einzelne hervorgehen: kein Zierat, kein Blättchen, kein Zug iſt vergeſſen, oder auf gut Glück, nach flüchtigen Skizzen, hingeſetzt (wie wir ſo häufig, zumal in Engliſchen ſogenannten maleriſchen Reiſen auf Stahlſtichen ſehen), ſondern Alles iſt nach eigenen genauen und vollſtändigen Zeichnungen an Ort und Stelle aufgenommen. Der Urheber all dieſer Werke, G. G. Kallenbach aus Graudenz, hat uns ſolche Zeichnungen vorgelegt, von den wichtigen, noch in der Arbeit begriffenen Domen zu Naumburg, Halberſtadt und Brandenburg, und von merkwürdigen alten Holzbauten in Halberſtadt, welche davon vollgültig Zeugnis ablegen. Die Bildwerke und Bildſäulen der Gebäude ſind nicht minder treu nnd kunſtverſtändig wiedergegeben. Die Schwierigkeit bei dem kleinen Maaßſtabe leuchtet ein. Der Künſtler hat ſich aber einen eigenen bildſamen Bauſtoff erfunden, der aus Lindenholz und Papier bereitet und gegen Verderbnis verwahrt iſt; und verſteht ſich, er giebt auch äußerlich, durch Zuſammenfügung und Farbe, den Sandſtein- oder Backſteinbau u. ſ. w. anſchaulich wieder. — Und ſo kann man derjenigen Stadt nur Glück wünſchen, welcher dieſe ſchon ſo reiche und noch fortwährend ſo gedeihlich wachſende, echt vaterländiſche Sammlung bleibend zugewandt wird.

Digitized by Google

## VII.

# Der Deutſche Unterricht auf dem Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium zu Berlin.

Vielleicht erinnern ſich noch einige Leſer dieſer Jahrbücher eines von mir im vierten Hefte des Jahrganges 1837 mitgetheilten Aufſatzes, betitelt: Einige Bemerkungen über den Unterricht in der Deutſchen Sprache auf Gymnaſien," worin ich am Schluſſe die Grundzüge aufſtellte, nach welchen der Unterricht in der Deutſchen Sprache zu betreiben wäre. Bald darauf wurde mir die Gelegenheit meine Gedanken wenigſtens an einer höheren Lehranſtalt Berlins zu verwirklichen, indem mir am Anfange des Jahres 1838 die Leitung des Friedrichs-Werderſchen Gymnaſii übertragen wurde, und ich will nun nach mehr als dreijähriger Erfahrung hier mittheilen, nach welchem Plane der genannte Unterricht jetzt auf demſelben betrieben wird. Mittheilungen pädagogiſcher Erfahrungen halte ich nämlich für wenigſtens ebenſo erſprießlich als die Aufſtellung von Theorien, da die Verwirklichung ſolcher ſtets von *einer* Menge von Zufälligkeiten abhängig wird.

Der Unterricht in der Deutſchen Sprache beſteht wie in allen übrigen Sprachen aus dreierlei 1) Grammatik, 2) Mittheilungen aus der Literatur und 3) eigenen Productionen der Schüler. Was nun zuerſt die Grammatik betrifft, ſo werden auf dem Gymnaſio, wo durch die Circularverfügung des K. Miniſterii vom 24. October 1837 dem Lateiniſchen durch alle Claſſen 10 wöchentliche Stunden zugewieſen ſind, aber zugleich auch beſtimmt wird, den Unterricht

Digitized by Google

in der Lateiniſchen und Deutſchen Sprache in den unteren Claſſen in dieſelbe Hand zu legen, die allgemeinen grammatiſchen Grundſätze, welche beiden Sprachen gemeinſchaftlich ſind, entweder am Lateiniſchen oder mit demſelben zugleich gelehrt. Die Unterſcheidung der Redetheile und die Flexion derſelben nebſt der Lehre vom Satze wird daher hauptſächlich in den Lateiniſchen Stunden eingeübt und durch das Anſchließen an die viel beſtimmter ausgeprägten Lateiniſchen Sprachformen mit wenigſtens ebenſoviel Sicherheit und Schärfe, als wenn der Deutſche Unterricht für ſich allein mit größerer Stundenzahl betrieben wird. Demgemäß werden von den 4 angeordneten Deutſchen Stunden in Sexta nur zwei auf die Grammatik beſonders verwendet. Die veränderlichen Redetheile, den Unterſchied des tranſitiven und intranſitiven Zeitwortes, den einfachen Satz mit ſeinen nothwendigen Beſtandtheilen lernt der Schüler zugleich mit dem Lateiniſchen, während eine wöchentliche Lection ihn mit dem Unterſchiede der ſtarken und ſchwachen Declination und Conjugation und den der Deutſchen Sprache eigenthümlichen Abwandlungen ſo wie mit den Deutſchen Präpoſitionen im Allgemeinen bekannt macht, und eine zweite ihn in der Rechtſchreibung übt.

In Quinta (4 St. wöchentlich) lernt der Schüler im Lateiniſchen und zugleich im Deutſchen den zuſammengeſetzten Satz, aber nur in den einfachſten Verbindungen von copulativen und adverſativen Sätzen, kennen, und während er in die Abweichungen der Lateiniſchen Declination und Conjugation eingeführt wird, was viele Seitenblicke auf ähnliche Erſcheinungen in der Deutſchen Sprache bietet, werden in einer beſondern Stunde die dem Deutſchen eigenthümlichen Abweichungen in der Flexion, die Rection des Verbi und der Präpoſitionen ſo weit durchgenommen, und in einer zweiten Stunde, welche zu orthographiſchen und grammatiſchen Uebungen beſtimmt iſt, ſo weit eingeübt, daß der Schüler mit dem Gebrauche der Deutſchen Caſus hinlänglich vertraut wird.

In Quarta (3 St. w.) wird die Lehre von dem Gebrauche der Caſus beſonders dadurch eingeübt und befeſtigt, daß in den Lateiniſchen Schreib- und Ueberſetzungsübungen alles dem Lateiniſchen Idiom Eigenthümliche ſo wenig und ſo kurz als möglich und nur, wo es nicht vermieden werden kann, berückſichtigt, hingegen die Uebereinſtimmung der Deutſchen Redeweiſe mit der Lateiniſchen in den meiſten und wichtigſten Sprachgeſetzen beſtändig nachgewieſen wird.

Digitized by Google

Die Lectüre fortlaufender Erzählungen erlaubt zugleich eine praktiſche Bekanntmachung mit den zuſammengeſetzten und erweiterten Sätzen, den Verhältniſſen des Vorder- und Nachſatzes bis zur Periode. Während nun das Uebereinſtimmende beider Sprachen in den Lateiniſchen Lectionen gelehrt wird, dient eine der drei Deutſchen dazu, das unſerer Mutterſprache Eigenthümliche nachzuweiſen und einzuüben und zugleich die Hauptgeſetze der Wortbildung, auch mit geeigneten Hinweiſungen auf Uebereinſtimmendes im Lateiniſchen, durchzunehmen. Da der Curſus hier für die größte Mehrzahl der Schüler ein jähriger iſt, ſo wird ein geſchickter Lehrer den Stoff ſo zu vertheilen wiſſen, daß in dem einem Halbjahr die Wortbildung in dem andern die Satzbildung mehr hervortritt und ſo Beides in der für einen Quartaner angemeſſenen Vollſtändigkeit behandelt wird. Bei der Beurtheilung der ſchriftlichen Arbeiten bietet ſich dem Lehrer außerdem noch viel Gelegenheit zu einzelnen grammatikaliſchen Bemerkungen.

In Unter-Tertia (3 St. w.) lernt der Schüler zuerſt die geſetzmäßigen Abweichungen des Lateiniſchen vom Deutſchen ſyſtematiſch kennen, und zwar in der Lehre von den Caſus; der grammatiſche Unterricht in einer wöchentlichen Stunde berückſichtigt daher vorzugsweiſe dieſe abweichenden Erſcheinungen, beſonders aber wird der verſchiedenartige Gebrauch der Deutſchen Präpoſitionen genau erörtert und zum Bewußtſein gebracht.

Für Ober-Tertia, wo die wichtigſten und häufigſten Eigenthümlichkeiten der Lateiniſchen Syntax eingeübt werden, bleibt die Lehre von den Modis, von den Satzverbindungen durch Conjunctionen und von der Interpunction übrig, welche letztere der Schüler erſt auf dieſer Stufe leicht und vollſtändig zu begreifen im Stande iſt. Jedoch muß der Lehrer ſich hierbei aller Kürze befleißigen und vieles bei der Zurückgabe der ſchriftlichen Ausarbeitungen behandeln, da im Ganzen nur 2 St. für den Deutſchen Unterricht von dieſer Claſſe aufwärts geſtattet ſind.

Mit Unter-Secunda tritt die Einführung in die Proſodie und Metrik ein, letztere zunächſt nur ſoweit ſie das Epos betrifft, unterſtützt durch die gleichzeitige Lectüre Lateiniſcher Epiker aus Schulzs Anthologie; und zugleich beginnt auch die Unterſcheidung des poetiſchen und proſaiſchen Sprachgebrauchs. Fortgeſetzt und auf die dramatiſche Poeſie angewandt wird dieſer Unterricht in Ober-

Digitized by Google

ſecunda, wo namentlich noch die Lehre von den poetiſchen Figuren hinzutritt. Da in dieſen beiden Klaſſen ſelten das Lateiniſche und Deutſche ganz in eine Hand gelegt werden kann, ſo iſt wenigſtens dafür geſorgt worden, daß der Lehrer der Deutſchen Sprache zugleich den Lateiniſchen Dichter lieſt. In Prima, wo in zwei beſonderen Stunden der Unterricht in der philoſophiſchen Propädeutik hinzukommt, und wo die Elemente der Logik und allgemeinen Grammatik eine rationelle Begründung der grammatiſchen Begriffe herbeiführen und im Definiren, Unterſcheiden, Unterordnen der Begriffe überhaupt üben, wird zugleich eine Ueberſicht der Rhetorik und Poetik gegeben; letztere vorzugsweiſe mit Bezugnahme auf die Lyriſche Poeſie, wobei die gleichzeitige Lectüre des Horaz zur Ergänzung dient.

Auf dieſe Weiſe legt der Schüler ſein Trivium in der Deutſchen Sprache Hand in Hand mit dem Lateiniſchen zurück. Es bleiben aber noch zwei andere wichtige Seiten dieſes Unterrichts übrig: zunächſt die Mittheilungen aus der Deutſchen Literatur nach einer angemeſſenen Stufenfolge. In den beiden unterſten Klaſſen ſind dazu zwei, in den übrigen eine wöchentliche Stunde beſtimmt, und in den vier unteren Claſſen regelmäßige Vorträge der Schüler von poetiſchen Stücken oder auch kleinen Erzählungen in Proſa, namentlich Parabeln, damit verbunden. Die übrigen Mittheilungen geſchehen entweder durch Leſebücher und Chreſtomathien, welche in den Händen der Schüler ſind, und welche ſie in der Claſſe und zu Hauſe zu leſen von den Lehrern angehalten werden; oder dadurch daß der Lehrer ſelbſt nach eigener Wahl, bisweilen auch in freier Erzählung, Geeignetes vorträgt. Die Stufenfolge hierbei iſt nun folgende:

In Sexta die Fabel und Legende, das Mährchen und kleine Erzählungen in proſaiſcher oder poetiſcher Form; als gemeinſchaftliches Leſebuch iſt das Berliniſche eingeführt.

In Quinta Parabeln, Erzählungen aus der bibliſchen und Heroengeſchichte, auch Mittheilungen der für Knaben anſprechendſten Begebenheiten aus der Geſchichte überhaupt. Leſebuch iſt das allgemeine Deutſche von Auguſt. Für Quarta, wo der eigentliche Geſchichtsunterricht in zwei wöchentlichen Stunden beginnt, werden Beſchreibungen geſchichtlicher Großthaten, berühmter Schlachten und Eroberungen, Land- und Seereiſen, großartige Naturſchilderungen vorgenommen, wie ſie gerade den zwölfjährigen Knaben am meiſten an-

ſprechen und ſeine Seele erheben; zugleich werden dabei die ausgewählten Leſeſtücke von Wilmſen geleſen.

In Unter-Tertia dienen zur Mittheilung mannigfaltigere Darſtellungen, anſprechende Lebensbilder, allegoriſche Erzählungen, epiſche Bruchſtücke. Das Leſebuch iſt daſſelbe wie in Quarta. Für Ober-Tertia eignen ſich Schilderungen von ausgezeichneten Menſchen, von Städten, Völkern und merkwürdigen das Knabenalter anſprechenden hiſtoriſchen Zuſtänden. Hier hören die allgemein eingeführten Leſebücher auf.

Von Unter-Secunda an beginnt die eigentliche Bekanntſchaft mit der Literaturgeſchichte. Bis dahin werden nur gelegentlich bei Mittheilung der Muſterſtücke die Verfaſſer derſelben mit einigen Notizen über ihre Zeit und Perſon erwähnt. In dieſer Claſſe aber wird den Schülern Piſchons Leitfaden zur Geſchichte der Deutſchen Literatur in die Hand gegeben, und mit ſteter Beziehung auf denſelben hier und in den folgenden Klaſſen verfahren. In Unter-Secunda werden nun die Schüler in die epiſche Poeſie eingeführt und theils ihnen ältere und neuere Muſterſtücke vom Lehrer vorgeleſen, theils ſie ſelbſt zum Vortrage derſelben angehalten. In Ober-Secunda wird die dramatiſche Literatur und in Prima die lyriſche auf gleiche Weiſe behandelt; in der letzteren Claſſe treten noch Proben von den Meiſterwerken Deutſcher Beredſamkeit und damit verbunden Uebungen im freien redneriſchen Vortrage der Schüler hinzu. Was der Lehrer in den Lehrſtunden angeregt, hat der Schüler in ſeiner Mußezeit durch eigenes Leſen fortzuſetzen, und Gelegenheit hierzu bietet ihm die für dieſen Zweck eingerichtete Schülerbibliothek.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſem Theile des Unterrichts in allen Claſſen den Schülern ſoviel als möglich Gelegenheit zur Uebung im deutlichen, richtig betonten und wohlklingenden Sprechen gegeben wird. Zu Uebungen hierin dienen außerdem alle übrigen Lectionen, indem jeder Lehrer jede Antwort deutlich und vollſtändig verlangt, nicht mit einzeln hervorgeſtoßenen Sylben oder der erwarteten Antwort nur ähnlich klingenden Lauten zufrieden iſt; ſondern bei allem Eifer in dem Lehrgegenſtande ſelbſt fortzuſchreiten es doch für keinen Raub hält, wenn er durch ruhiges Abwarten einer vollſtändigen, verſtändlichen Antworten einige Secunden oder auch ſelbſt Minuten gehemmt werden ſollte. Solch ein

Digitized by Google

geringes Zeitopfer trägt die ſchönſten Früchte, indem die Schüler dadurch nicht nur geregelt ſprechen ſondern auch ebenſo denken lernen. Es gelten daher alle Lehrſtunden für Lectionen zur Uebung im richtigen und angemeſſenen mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck in der Mutterſprache. Freilich ſind um in gewiſſen aufgegebenen Gefühlen und Empfindungen ſich ergehen oder über ſublime Dinge klug ſprechen zu lernen keine beſonderen Stunden angeſetzt: dergleichen wäre auch die unverantwortlichſte Zeitverſchwendung; ſondern jede Lection giebt dem Schüler fortwährend Gelegenheit über das, was er in den mannigfachſten Gebieten des Wiſſens gelernt hat, was er alſo weiß und worüber er demgemäß auch reden kann, ſich mündlich und ſchriftlich, kurz oder in größerem Umfange zu äußern. Ausarbeitungen in der Mutterſprache, um ſich in eigner Darſtellung des Gelernten und Gedachten zu üben, werden daher in allen Lectionen angefertigt.

Der geographiſche und hiſtoriſche Unterricht dient beſonders zur Uebung in derſelben. Die Maſſe des Vorgetragenen wird aber nicht in ganzer Ausdehnung ſchriftlich ausgearbeitet, was, ſo nützlich es auch für das Feſthalten des geſchichtlichen Stoffes iſt, doch etwas Erdrückendes haben kann; ſondern es werden ſchon von Quarta an allwöchentlich oder zweiwöchentlich hiſtoriſche und geographiſche Monographien nach Aufgaben, die der Lehrer aus dem Vorgetragenen wählt, bearbeitet, und dieſe Uebungen, bis Prima fortgeſetzt, geben ein weites und reiches Feld zur Anleitung in dem erzählenden Stile. So erhält z. B. der Quartaner als geſchichtliche Aufgabe: die Jugend des Cyrus, die Erbauung Roms, die Teutoburger Schlacht, die Entdeckung Amerikas; der Unter-Tertianer: den erſten Perſerkrieg, die Zerſtörung Carthagos, Cäſars Kampf mit Pompejus; der Ober-Tertianer: Gregor VII und Heinrich IV, den erſten Kreuzzug, Luther zu Worms; der Unterſecundaner: die Spartaniſche Verfaſſung, die Atheniſche, die Kampfſpiele der Griechen; der Oberſecundaner: die Verfaſſung des Servius Tullius, die Liciniſche Geſetzgebung, Umwandlung Roms in eine Monarchie; der Primaner: die Hohenſtaufen im Kampfe mit den Päpſten, die Deutſche Reformation, die Befreiung der Niederlande und dergl. Alle dieſe Aufgaben ſchließen ſich immer genau an das Vorgetragne an, und können von den Schülern ohne weiteres Nachleſen mit Leichtigkeit angefertigt werden.

Digitized by Google

Auf ähnliche Weiſe bietet der geographiſche Unterricht, ja jede Stunde, Stoff und Gelegenheit zu zuſammenhängenden ſchriftlichen Darſtellungen in der Mutterſprache durch mathematiſche, phyſikaliſche, grammatiſche Darſtellungen, Ueberſetzungen u. ſ. w. Es iſt daher Unrecht zu klagen, wie man noch häufig hört, daß auf die Ausbildung in der Mutterſprache zu wenig Zeit verwendet werde; nur wer verlangt, daß die Kenntniß und Literatur derſelben in den Lehrſtunden völlig erſchöpft werde, kann eine ſolche Klage führen oder billigen. Wie unſere höhere Lehranſtalten jetzt ſind, wo der ganze Unterricht durch die Mutterſprache vermittelt wird, und wo *alles* auf angemeſſene Darſtellung des Gewußten in derſelben *ausgeht*, iſt ein ſolcher Vorwurf ungegründet.

Es bedarf alſo nur noch weniger Stunden, um auf die Schönheit in der Form der mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung eine ausſchließliche Aufmerkſamkeit zu richten. In den vier untern Claſſen wird daher ein Theil der einen wöchentlichen Stunde auf Uebung des mündlichen Vortrages durch erlernte Gedichte oder geeignete proſaiſche Abſchnitte verwandt; in den obern Claſſen dreiwöchentlich Gelegenheit zu zuſammenhängenden freien Vorträgen gegeben, wobei aber auch wieder beſonders der Geſchichtsunterricht, welchen in der Regel der Lehrer der Deutſchen Sprache ertheilt, bedeutend aushilft. Die Uebungen in ſchriftlicher Darſtellung beſchränken ſich in Sexta auf orthographiſche Uebungen; in Quinta wird Vorerzähltes nacherzählt; in Quarta werden anziehende Gedichte in Proſa wiedergegeben, oder aus verſchiedenen Darſtellungen Erzählungen gebildet: Z. B. iſt in der Claſſe die Geſchichte des Cröſus überſetzt worden, der Lehrer hat darüber noch etwas vorgeleſen oder erzählt, und nach Beidem wird nun der ſchriftliche Aufſatz angefertigt. Auch wird hier ſchon die Briefform eingeübt, indem entweder die Punkte einzeln angegeben werden, welche der aufgegebene Brief berühren *ſoll*, oder ein Brief vorgeleſen und durchgenommen wird, den die Schüler nachher beantworten. In Unter-Tertia ſind die Aufgaben ähnlich; die Uebungen in der Briefform ſind deshalb auf dieſen beiden Stufen beſonders nothwendig, weil von den mittleren Claſſen aus ſchon mehrere in das bürgerliche Geſchäftsleben übergehen. Für die oberen Claſſen öffnet ſich zu den Aufgaben ein ſehr weites Feld, indem der Geſichtskreis der Schüler durch die Unterrichtsgegenſtände bedeutend erweitert wird. Beſtimmte Aufgaben hier vorzuſchreiben

Digitized by Google

wäre ein Mißgriff; das Richtigſte bleibt, daß der Lehrer der Deutſchen Sprache eine genau Ueberſicht über das, was in den übrigen Stunden gelehrt wird, erhalte, weshalb er auch nicht mit ſeinem Objecte vereinzelt in der Klaſſe daſteht, ſondern zugleich ſolche Stunden ertheilt, die allein ſchon ihm hinreichenden Stoff bieten können, wenn er dabei noch die Lebensverhältniſſe benutzt, in welche ſeine Schüler ſich allmählich einleben und die ſie zu einer klaren Anſchauung bringen können. Selbſt gemachte Reiſen, z. B., ſelbſt erlebte öffentliche oder Familienereigniſſe, wenn man nicht einen gewiſſen Typus der Gedanken und Empfindungen dabei aufdringen will, können Schüler der oberen Claſſen in der Regel recht artig darſtellen. Es werden aber nur Stoffe gewählt, deren die Schüler völlig Herr ſind, denn der Zweck dieſer Uebungen iſt lediglich die Angemeſſenheit und Schönheit der Darſtellung und die folgerechte Verbinduug der Gedanken. Dieſe unterwirft daher der Lehrer vorzugsweiſe ſeiner Beurtheilung, und ſind die Schüler des Stoffes nicht Meiſter geworden, ſo war es eine Schuld des Lehrers, der den Stoff nicht nach den Kräften der Schüler gewählt; war dagegen die Wahl der Aufgabe zweckmäßig, ſo wird von der geſchickten Anleitung und ſorgfältigen Beurtheilung des Lehrers das Gedeihen dieſes Theils des Unterrichts vorzüglich abhangen.

E. Bonnell.

Digitized by Google

## VIII.

## Ueber die Dichtungsarten.

So lange man ſich mit der Theorie der Dichtkunſt beſchäftigt, hat man das Bedürfniß gefühlt, die verſchiedenen Erzeugniſſe dieſer Kunſt nach gewiſſen allgemeinen Geſichtspunkten in Klaſſen oder Arten (Dichtungsarten) zu ſondern. Allein die bis jetzt aufgeſtellten Eintheilungen haben eine allgemeine Zuſtimmung ſich noch nicht gewinnen können. Der Grund davon liegt offenbar darin, daß keine dieſer Eintheilungen weder den Anforderungen, welche man an Beſtimmungen dieſer Art auf wiſſenſchaftlichem Gebiet überhaupt macht, noch den beſonderen Zwecken entſpricht, für welche namentlich auf dem Gebiete der Dichtkunſt nach einer derartigen Beſtimmung und Begränzung gefragt wird. Es ſei mir erlaubt dieſen Satz zu beweiſen und dann, zu verſuchen, eine ſolche Eintheilung aufzuſtellen, die vielleicht mehr als die bisher aufgeſtellten für die Theorie wie für die Anwendung genügt.

Es würde ſowohl die Grenzen, innerhalb deren eine Darſtellung dieſer Art und an dieſem Orte ſich bewegen muß, überſchreiten, als auch zur Erreichung meines Zieles nur von untergeordneter Bedeutung ſein, wollte ich alle die Beſtimmungen hier aufführen und beleuchten, welche von jeher, ſo lange man ſich mit der Theorie der Dichtkunſt beſchäftigt hat, über die verſchiedenen Dichtungsarten gegeben worden ſind, vielmehr, glaube ich, wird es vollkommen genügen, wenn ich bei der Beurtheilung deſſen ſtehen bleibe, was

Digitized by Google

man in der neueren Zeit darüber feſt zu ſtellen verſucht hat, und was gegenwärtig unter uns noch als gültig anerkannt wird.

J. A. Eberhard in ſeinem Handbuch der Aeſthetik (Halle 1805) ſagt: (Th. IV, S. 22 ff.) „Alles was ſich darſtellen läßt, können nur entweder allgemeine Wahrheiten, Bilder oder Empfindungen ſein. Welches von dieſen drei Hauptelementen das herrſchende iſt, das in allen Theilen hervorſcheint, und auch die kleinſten derſelben herbeiführt und ſich beiordnet, das beſtimmt die Dichtungsart, zu welcher wir uns ein Gedicht zu rechnen berechtigt halten. So iſt ein Gedicht, deſſen Hauptelemente allgemeine Wahrheiten ſind, ein didactiſches, ein anders, wo es Bilder von äußern Gegenſtände ſind, ein beſchreibendes, ein anders, worin die Empfindung die Gedanken herbeiführt ein lyriſches." Schon auf den erſten Blick ſtellt ſich dieſe Eintheilung als eine unlogiſche heraus. Welches iſt der hier zur Baſis dienende Eintheilungsgrund? Gedanken, Bilder, Empfindungen — welches iſt die Einheit, unter welche wir uns dieſe drei Beſtimmungen gefaßt denken können? Und der Ausdruck: „Bilder" was ſoll er bezeichnen? Anſchauungen etwa? Aber was für Anſchauung? innere? äußere? Und kann das lyriſche Gedicht nicht auch aus Anſchauungen hervorgehen? Doch bei näherer Betrachtung ergiebt ſich bald, warum jene unbeſtimmten Ausdrücke gewählt worden. Das nämlich, was wir nach der jetzt hergebrachten Ausducksweiſe epiſches und was wir dramatiſches Gedicht nennen, iſt in eine Klaſſe zuſammengefaßt, in die eben, die Eberhard die „beſchreibende" nennt. Aber wahrlich, muß man nicht den Sinn, den man ordentlicher Weiſe mit dem Worte beſchreiben verbindet, ganz aufgeben, wenn man das dramatiſche Gedicht ein beſchreibendes nennen will? Mit demſelben Rechte könnte man es ein lyriſches nennen, denn ſtellt es nicht auch Empfindungen dar? oder gar ein didactiſches, denn werden es nicht auch allgemeine Wahrheiten ſein, die ſich als das Reſultat eines dramatiſchen Gedichts ergeben? — So kann denn dieſe Eintheilung nicht genügen.

In der Hauptſache mit der hier angeführten Eintheilung übereinſtimmend, doch ſchärfer gefaßt und dargeſtellt iſt die von Pölitz in ſeinem Handbuche zur ſtatariſchen und curſoriſchen Lectüre der deutſchen Klaſſiker (Leipzig 1805, III Th. S. 23) gegebenen Eintheilung. Er unterſcheidet vier poetiſche Formen: 1) die

lyriſche Form, welche die idealiſirte Darſtellung beſtimmter ſubjectiver Gefühle in der Totalität einer vollendeten äſthetiſchen Form enthält; 2) die hiſtoriſche Form, welche die idealiſirte Darſtellung von Factis unter einer vollendeten äſthetiſchen Form enthält; 3) die didactiſche Form, welche die idealiſirte Darſtellung von Begriffen, mit denen beſtimmte Gefühle vergeſellſchaftet ſind in der Totalität einer vollendeten äſthetiſchen Form enthält; und endlich 4) die gemiſchten Formen, welche aus dem Character zweier oder aller drei der aufgeführten Formen zuſammengeſetzt ſind. Offenbar ſind die hier gegebenen Beſtimmungen ſchärfer, als bei Eberhard. Auch leuchtet das Streben hervor, die aufgeſtellte Eintheilung *auf einen* beſtimmten Eintheilungsgrund zurückzuführen. In der lyriſchen Form ſoll das Gefühl, in der hiſtoriſchen die That, in der didactiſchen der Begriff ſeine poetiſche Auffaſſung und Darſtellung finden. Aber eben dieſer logiſchen Eintheilung zu Gefallen ſcheint es geſchehen zu ſein, daß das Epos und das Drama unter den gemeinſchaftlichen Begriff des hiſtoriſchen Gedichts zuſammengefaßt wurden, da doch zwiſchen ihnen ein unverkennbarer ſpeziſiſcher Unterſchied ſtatt findet. Während nämlich in dem Epos der Dichter die Thatſache uns ſo erzählt, wie er ſie angeſchaut hat, während er alſo abſichtlich ſeine eigene Meditation über dieſelbe hinzufügt, ſeine ſubjective Auffaſſung hervortreten läßt, bemüht ſich der dramatiſche Dichter, dieſe ſeine Auffaſſung ganz zurück, dagegen die Thatſache als ſolche in ihrem unmittelbarſten Verlaufe ſoviel es ſein kann ganz hervortreten zu laſſen. Auch iſt es überall hiſtoriſch nachweisbar, daß das Drama ſich ſpäter entwickelte, als das Epos, während, wenn beide Dichtungsarten unter einen geſchichtlichen Geſichtspunkt zuſammengefaßt werden könnten, oder vielmehr wirklich ihrem innerſten Weſen nach ein und dieſelbe Dichtungsart wären, auch beide zu gleicher Zeit in der poet. Entwicklung *eines* Volkes hervortreten müßten. — Wir werden weiter unten *noch* Veranlaſſung haben, dieſen Unterſchied beſtimmter nachzuweiſen. Am meiſten jedoch ſcheint uns die vorliegende Eintheilung darum verfehlt zu ſein, weil in ihr der verſchiedene Stoff es iſt, welcher den Unterſchied der verſchiedenen Dichtungsarten begründen ſoll. Es giebt nämlich, meiner Meinung nach, keinen an ſich lyriſchen, keinen an ſich epiſchen, keinen an ſich didactiſchen Stoff, ſondern jeder Stoff kann eine lyriſche, eine epiſche, eine drammatiſche, eine

didactiſche Behandlung zulaſſen. Oder wer wollte leugnen, daß irgend ein hiſtoriſcher Stoff dem Dichter eben ſo gut zu einem lyriſchen Gedichte zu begeiſtern, als zu einem didactiſchen Gedichte ihm Veranlaſſung zu geben vermöchte? Wer wollte es leugnen, daß andrerſeits ebenſo ein allgemeiner Gedanke eine hiſtoriſche, ſei es nun epiſche oder dramatiſche Behandlung zulaſſen könnte?

So iſt es denn gekommen, daß die von Pölitz aufgeſtellte Eintheilung der verſchiedenen Dichtungsarten nicht allgemeinen Eingang gefunden. Wir finden dagegen, daß man, je länger je beſtimmter die epiſche und die dramatiſche Dichtungsform von einander ſonderte, und ſo alſo, indem man dieſen beiden Formen noch die lyriſche und die didactiſche hinzufügte, vier Dichtungsarten annahm, denen manche noch eine fünfte hinzufügen zu müſſen glaubten, indem ſie von gemiſchten Dichtungsarten ſprechen. Von dieſer Eintheilung, die jetzt ziemlich allgemeine Geltung gewonnen zu haben ſcheint, müſſen wir jedoch ſagen, daß ſie aller logiſchen Einheit entbehre. Zwar bemüht ſich Bouterweck, der in der erſten Auflage ſeiner Aeſthetik zuerſt dieſe Eintheilung geltend machte, dieſelbe in ihrer innern Nothwendigkeit darzuthun. Er ſagt nämlich: „Der Gegenſtand der poetiſchen Darſtellung iſt entweder die Natur des Dichters ſelbſt, oder es iſt die Natur außer ihm. Die Natur des Dichters ſelbſt ſtellt ſich entweder unmittelbar als Gefühl (lyriſch) oder mittelbar als poetiſch raiſonnirende Vernunft dar (didactiſch). Was aber außer dem Dichter liegt muß lebendiges Factum oder Handlung ſein. Handlungen aber laſſen ſich nur in der Form der Vergangenheit (epiſch) oder der Gegenwart (dramatiſch) darſtellen.“ So weit Bouterweck. Allein bei einer nähern Betrachtung ergiebt ſich doch, daß die hier aufgeſtellten Unterſchiede gleichfalls nur auf ſehr unſichern Grundlagen ruhen. Wenn nämlich der Gegenſatz zwiſchen lyriſcher und didactiſcher Poeſie ſo feſtgeſtellt wird, daß in der erſten das Gefühl an ſich, in der andern die poetiſch raiſonnirende Vernunft ſpricht, ſo möchte das leicht nichts weiter, als eine ſcheinbare Erklärung ſein. Denn die Vernunft kann ordentlicher weiſe nie anders als vernünftig raiſonniren, raiſonnirt ſie aber wie Bouterweck ſagt, poetiſch, ſo raiſonnirt ſie eben nicht mehr, ſondern das Gefühl ſpricht, und ſo wäre alſo das didactiſche Gedicht von dem lyriſchen Gedichte nicht mehr verſchieden. Andrerſeits aber ſteht ja nach der

hier gegebenen Erklärung die didactiſche Poeſie der epiſchen und dramatiſchen gar nicht gegenüber; denn warum ſollte nicht die poetiſch raiſonnirende Vernunft auch des Aeußeren, der Handlung, ſich zur Grundlage ihres Raiſonnements bedienen können, wie dies z. B. in Leſſings Nathan geſchehen iſt? Endlich ſcheint es doch auch, als müſſe ein tieferer Unterſchied zwiſchen dem Epos und dem Drama ſich auffinden laſſen, als der oben angegebene, daß nämlich das erſtere die Handlung in der Vergangenheit, das andere die Handlung in der Gegenwart darſtellt. Denn ruhte der Unterſchied bloß in dieſem aller Aeußerlichſten, ſo ließe ſich ſchwer begreifen, warum, wie ſchon oben angeführt, das Epos und das Drama in der Entwicklung des poetiſchen Lebens der Völker meiſt ſo weit auseinanderliegen, und noch weniger, warum epiſche Dichter ſo ſelten zugleich dramatiſche, warum noch ſeltener dramatiſche Dichter zugleich epiſche ſind.

Verweilen wir jedoch bei der hier gegebenen Eintheilung, abgeſehen von den hier ihr gegebenen Erklärungen noch einige Augenblicke weil ſie die bis auf heute am allgemeinſten angenommene iſt. Es iſt nämlich nicht wohl einzuſehen, wie von einer didactiſchen Dichtungsart, den übrigen gegenüber, geredet werden kann. Will man mit dieſer Benennung etwas ausſagen über den Inhalt eines Gedichtes, wie es doch dieſen Anſchein hat, ſo möchte es leicht gar viele, gemeinhin der lyriſchen, oder der epiſchen oder der dramatiſchen Gattung zugezählten Gedichte geben, die dann füglicher didactiſch zu nennen ſein möchten. Die meiſten Gedichte von Schiller möchten dann in dieſe Gattung gehören. Die Worte des Glaubens, die Worte des Wahnes, Sprüche des Confucius, den Ring des Polykrates und viel andere müßten wir didactiſche Gedichte nennen. Ja, im weiteſten Sinn des Wortes möchte es dann kein einziges Gedicht geben, das nicht ein didactiſches genannt werden könnte. — Sagt man aber: das Gedicht heißt ein didactiſches, bei dem der Dichter den Zweck hat zu belehren, ſo fragen wir: wie kann der Zweck, den ein Dichter bei Abfaſſung eines Gedichtes im Auge hat, einen Grund abgeben für die Klaſſification des Gedichtes ſelbſt? Wie müßten dann auch alle übrigen Gedichte nach der ihnen zum Grunde liegenden Intention klaſſifizirt werden? Wohin ſollte das führen?

Wir ſtehen hier auf dem Punkte, auf welcher die Benennung „didactiſches Gedicht“ uns als eine entweder zu wenig oder zu

viel ſagende erſcheint, d. h. als eine Benennung, deren Einführung überhaupt von ſehr zweifelhaftem Werthe iſt. Die in ihr liegende Unbeſtimmtheit, mithin ihre Unbrauchbarkeit, ſtellt ſich auch dann recht heraus, wenn es nun in einzelnen beſtimmten Fällen darauf ankommt, die didactiſchen Gedichte von den übrigen zu ſondern. So nennen Einige, um nur wenige Beiſpiele anzuführen, Reineke Fuchs und den Froſchmäuſler didactiſche, Andere epiſche Gedichte; ſo ſchwankt man, ob die Fabel ein epiſches oder ein didactiſches Gedicht zu nennen ſei, ob die Satire lyriſch oder didactiſch genannt werden müſſe, und dgl.; Beweis genug, daß die hier gegebenen Beſtimmungen nicht ausreichen. Ueber die ſich hier darbietende Schwierigkeit für die Klaſſification des didactiſchen Gedichtes glaubten Einige am kürzeſten ſo hinwegzukommen, wenn ſie die Gedichte dieſer Gattung ganz aus dem Reiche poetiſcher Erſcheinungen ausſchlöſſen. Allein mit zu ſiegreicher Kraft ſtellten ſich Erzeugniſſe, wie in älterer Zeit Virgil und Horaz, in neuerer namentlich Tiedge ſie geliefert hatten als echt dichteriſch heraus, als daß es gelungen wäre, jene Anſicht auf die Dauer geltend zu machen.

Es ſei mir nun erlaubt, den Verſuch zu machen, durch andere Beſtimmungen der bisher allgemein gebrauchten Ausdrücke, dieſen einerſeits einen ſolchen Umfang, andrerſeits aber auch eine ſo feſte Begränzung zu geben, daß ſich mit Leichtigkeit und Sicherheit die vorhandenen poetiſchen Erſcheinungen ihnen unterordnen laſſen. Ich gehe dabei von dem allgemeinen Satz aus: Jedem Gedicht, es habe einen Namen, welchen es wolle, muß eine Anſchauung im weiteſten Sinne des Wortes zum Grunde liegen. Angewendet auf das epiſche und dramatiſche Gedicht dürfte dieſer Satz nicht leicht einen Widerſpruch finden, denn hier iſt die Anſchauung, die vorgeführt werden ſoll, ſogar eine äußere, der alſo etwas Entſprechendes zum Grunde liegen muß. Allein ſelbſt von dem lyriſchen Gedicht gilt jener eben ausgeſprochene Satz. Ein Gefühl an ſich, und ſo lange es nur ein ſolches bleibt, mag es auch bis zu dem höchſten Grade der Lebhaftigkeit ſich ſteigern, iſt noch kein poetiſcher Stoff; es muß mehr, es muß zur inneren Anſchauung werden, es muß ſich als ein Objectives dem Dichter gewiſſermaßen gegenüber ſtellen, um die Fähigkeit zu gewinnen, Gegenſtand einer poetiſchen Darſtellung zu ſein. — Nun aber iſt das Verhältniß, in welchem der Dichter zu der ihm gewordenen Anſchauung erſcheint,

möglicherweiſe nur ein dreifaches. Entweder nämlich giebt er die Anſchauung als ſein eigenſtes Selbſt, er ſelbſt manifeſtirt ſich in ihr, oder

2) er giebt die Anſchauung als das ihm durchaus Fremde, er ringt in der Darſtellung danach, ſeine eigene Individualität zu vernichten, damit deſto deutlicher die fremde hervortrete, oder

3) er giebt die Anſchauung, aber in inniger Verbindung mit ſeiner eigenen Betrachtungsweiſe derſelben.

In dem erſten Falle entſteht das lyriſche, in dem andern das dramatiſche, in dem dritten das epiſche Gedicht. Durch dieſe Faſſung allgemein gebräuchlicher Ausdrücke hört freilich das didactiſche Gedicht auf, eine beſondere Gattung von Gedichten zu bilden, allein nicht ſo, daß ihm überhaupt keine Stelle unter den poetiſchen Erzeugniſſen angewieſen wäre, ſondern nur ſo, daß es hineingewieſen wird in irgend eine der angegebenen drei Klaſſen je nachdem die in ihm enthaltene und ausgeſprochene Anſchauung ſich in dieſes oder in jenes Verhältniß zu dem Dichter geſetzt hat.

Doch es iſt mir noch übrig zu zeigen, warum ich die oben gegebene Eintheilung für zweckmäßiger halte als die bisher gebräuchlichen. Einmal deswegen, weil ſie die Grenzen für jede Klaſſe ſcharf bezeichnet, ſo daß das, was in die eine oder in die andere gehört, dieſer mit Nothwendigkeit zugewieſen werden muß, etwas, das wie wir früher gezeigt, bei den übrigen Klaſſificationen nicht der Fall iſt. Daraus folgt zugleich, daß es nicht zweifelhaft ſein darf, welcher der bezeichneten Gattungen ein einzelnes Gedicht zuzuweiſen ſei. So werden alſo, um dies an einzelnen Beiſpielen nachzuweiſen, Gedichte wie die Worte des Glaubens, die Worte des Wahnes, die Urania von Tiedge unbedingt der lyriſchen Gattung angehören, weil in ihnen ſich das innerſte Bewußtſein des Dichters ausſpricht. So würde Reinecke Fuchs, der Froſchmäuſler ſo wie das ganze Gebiet der Fabel und der Parabel der epiſchen Gattung angehören, weil in ihr ſich mit der Darſtellung der äußern Anſchauung auf das innigſte die Darſtellung des eigenen Bewußtſeins des Dichters verbindet. Und was dem Drama zufalle, dürfte am allerwenigſten zweifelhaft erſcheinen. Allein die gegebene Eintheilung ſcheint ſich inſonderheit auch dadurch zu empfehlen, daß aus ihr unmittelbar manche fruchtbare Wahrheiten ſich ergeben. Nur auf zwei derſelben will ich aufmerkſam machen. Zuerſt nämlich ergiebt ſich,

Digitized by Google

wenn wir die aufgeſtellten Erklärungen uns vergegenwärtigen, unter welcher Bedingung ein Gedicht jeder Gattung ein vollendetes in ſeiner Art genannt werden müſſe. Das lyriſche Gedicht nämlich wird um ſo vollendeter ſein, jemehr es als ein unmittelbarer Abdruck der innerſten Eigenthümlichkeit des Dichters, oder ſeiner beſonderen Stimmung in einem gewiſſen Moment, erſcheint. Nicht alſo der Eindruck, den es auf uns macht denn dieſer iſt in einem noch höheren Maaße abhängig von unſerer eigenen Natur als von der Schönheit des Gedichtes — auch nicht der Reichthum der Bilder die es an uns vorüber führt — denn dieſe können eben ſo oft etwas Zufälliges als etwas Nothwendiges an dem Gedichte ſein, ſondern einzig und allein das beſtimmt unſer Urtheil über ein lyriſches Gedicht, ob es uns die Seele des Dichters aufſchließt, und in ſie hinein uns einen Blick thun läßt, oder nicht. Wir ſchätzen es in dem erſten Fall, denn dann hat es erreicht, was er erreichen will — wir verwerfen es in dem letzten. — Dem lyriſchen Gedichte gegenüber ſteht das dramatiſche. Es iſt um ſo ſchöner, je mehr wir über der Perſon, die der Dichter redend und handelnd auftreten läßt, den Dichter ſelbſt mit allem dem er angehört, und das ihm angehört vergeſſen; vermag er es, die fremde Eigenthümlichkeit, die er uns vorführt, mit allem, was ſie umgiebt, und ſo erſcheinen zu laſſen, daß wir meinen, dieſen Böſewicht oder dieſen Tugendhaften, dieſen Schwächling oder dieſen Helden ſelbſt zu ſehen, ſelbſt reden zu hören, vergeſſen wir ganz, daß Ein Menſch es iſt, der dieſen Allen, die da reden, die Worte leiht, dann feiert die dramatiſche Dichtkunſt ihren Triumph. Ein epiſches Gedicht endlich werden wir dann ein vollendetes nennen, wenn die äußere Anſchauung die der Dichter hatte, und die er wiedergiebt, mit ſeiner eigenſten Natur auf das innigſte verbunden in dem Gedichte hervortritt. Schon in dem gewöhnlichen Leben nennen wir den nicht den beſten Erzähler, der die Begebenheit, über die er berichtet, mit allen ihren Einzelnheiten, hauptſächlichen w ienebenſächlichen, wiedergiebt, — ſonſt wären Leute von niederer Bildung die beſten Erzähler, weil ſie gewiß nicht unterlaſſen, Jeden, vo dem ſie ſprechen, mit ſeinen eigenſten Worten redend einzuführen — ſondern von dem ſagen wir, daß er gut und lebhaft und anziehend erzähle, der ſelbſt von der Begebenheit, über die er berichtet auf das tiefſte ergriffen erſcheint, und in welchem das Factum, über das er be-

richtet, gewiſſermaßen Eins geworden iſt mit ihm ſelber. In einem noch höhern Grade gilt das, was von der gewöhnlichen Erzählung hier geſagt iſt, von dem epiſchen Gedichte. In ihm muß die Eigenthümlichkeit des Dichters mit dem dargeſtellten Gegenſtande auf das innigſte verſchmolzen ſein, wenn es uns befriedigen ſoll.

Nicht minder fruchtbar erweiſt ſich, um noch auf ein Zweites aufmerkſam zu machen, die oben gegebene Erklärung, wenn wir das was aus ihr ſich erſchließen läßt, vergleichen mit dem, was hiſtoriſch feſt ſteht. Bei allen Völkern, ſoweit unſere Kunde reicht, hat ſich nämlich zuerſt das epiſche, dann das lyriſche, dann erſt das dramatiſche Gedicht gebildet. Die innere Nothwendigkeit gerade dieſer Aufeinanderfolgung ergiebt ſich aus dem oben Geſagten. Auf der erſten Stufe unſeres Erkennens iſt es nämlich überall ſo, daß wir das Erkannte, das Angeſchaute von unſerm eigenen Erkennen nicht zu ſondern vermögen. Aber eben dies Verſchmelzen des Objectiven mit dem Subjectiven iſt es auch, was das Characteriſtiſche des epiſchen Gedichts ausmacht, und darum mußte eben es das erſte Produkt des erwachenden poetiſchen Lebens ſein. Mit der weitern Entfaltung des geiſtigen Lebens tritt dann die Möglichkeit ein, die Zuſtände des eigenen Geiſteslebens ſich zum Bewußtſein, zur Anſchauung zu bringen. Wird das ſo in das Bewußtſein Getretene im Worte geoffenbart, ſo entſteht das lyriſche Gedicht. Dies wird alſo diejenige Erſcheinung ſein, welche in dem Fortgange der Geſtaltung des poetiſchen Lebens dem epiſchen Gedicht zunächſt ſich anſchließt. — Am ſpäteſten offenbar kann die Fertigkeit gewonnen werden, ſich hineinzuverſetzen in die Zuſtände eines fremden Gemüths- und Geiſteslebens, und dieſe darzuſtellen. Wird ſie aber gewonnen, dieſe Fertigkeit, ſo entſteht das dramatiſche Gedicht, das die dritte Entwickelungsſtufe in der Entwicklung des poetiſchen Lebens bezeichnet.

Nicht mit Unrecht glaube ich in dieſer Uebereinſtimmung des Hiſtoriſchen, mit der oben gegebenen Erklärung ein Zeugniß für die Richtigkeit dieſer zu finden.

Bormann.

## IX.

# Der Nibelungen Noth.

Zwanzig Lieder von den Nibelungen.

Nach K. Lachmanns Andeutungen wiederhergeſtellt von K. Simrock. Bonn 1840.

So haben wir denn anſtatt des Einen Nibelungenliedes deren Zwanzig, „von vielleicht ebenſo vielen Verfaſſern"; und wir mögen uns nun den vermeintlichen Einen Dichter deſſelben aus ſeinen abgeriſſen Gliedern zuſammenſuchen, wenn es ſich der Mühe ja noch verlohnt, einen ſo jämmerlichen Dichter aufzubewahren. Nach den Nibelungen „in der älteſten Geſtalt" giebt man ſie uns hier in noch älterer Geſtalt, wie ſie von Volksſängern in einzelnen Liedern „unter den erſten Hohenſtaufen vor Hohen und Niedern, vor Kaiſern und Königen geſungen, ehe ſie aufgeſchrieben, geſammelt und romantiſch ausgeſchmückt worden". Freilich ſind wir auch damit noch nicht am Ziele; und wenn uns, laut der Vorrede, hier ſchon „geſunder Waldgeruch anweht", ſo ſchärft dieſe Witterung ſich gewis noch weiter, und etwa mit Hülfe der Eddalieder von den Nibelungen dringt das Dionyſiusohr der Kritik wol noch fürder bis zu der Nibelungen Teutoniſcher Urgeſtalt.

Was wir bisher für das große Nibelungengedicht angeſehen haben, ſind einzelne Lieder, die gleich den ſibylliniſchen Blättern in der Luft geſchwebt, bis ein Schreiber ſie ergriffen, zuſammengerafft und auf einen Faden gezogen hat: ähnlich dem Schreiber in Hardenbergs „Ofterdingen", oder gar dem Freiherrn von Münchhauſen,

Digitized by Google

wie er auf fremden Fittigen des zuſammengereihten Geflügels ſich durch die Lüfte tragen läßt. Den ſibylliniſchen Büchern iſt dieſes Werk auch darin gleich, daß, wie die Vorrede rühmt, die hier noch übrige „Hälfte deſſelben mehr ſei als das Ganze"!

Aber dieſe ganze Vorſtellung iſt ſelbſt aus der Luft gegriffen, oder eine Hypotheſe der ſogenannten höhern Kritik, eine üble Anwendung und ſchriftgelehrte Ueberbietung der Wolfiſchen Homeriden, deren übermächtiges Oberhaupt jedoch Homerus blieb und welche ſich doch nur auf Titel und Einleitung beſcheideten, und auch in der Prachtausgabe die „Ilias" ganz ließen. Freilich, wenn der gute alte Homer nur zuweilen einnickt, ſo muß dagegen der letzte Nibelungendichter ſich hier nachſagen laſſen, daß ihn „alle Augenblicke Schlaf anwandelt, ja, daß er ſich einigemal förmlich hinſtreckt und laut ſchnarcht"!

Daß einſt ältere, kürzere Nibelungenlieder geſungen und geſagt worden, ſowie ſie in unſeren Tagen manigfaltig dramatiſirt werden, wiſſen wir wohl; und wie jene Lieder etwa beſchaffen waren, erſehen wir noch an den Eddaiſchen Liedern und Sagas und unſerm Hildebrandsliede, an den Altdäniſchen Heldenliedern und den noch lebenden Färöer Tanz- und Hochzeitliedern von den Nibelungen, an der aus Norddeutſchen Liedern zuſammengeſchriebenen Niflunga-Saga und an unſerm Siegfriedsliede: ſie faßten die Haupthandlung kurz, in wenigen Romanzen, oder gar nur in Einer zuſammen, für Einen Vortrag. Beide Haupttheile der einigen großen Heldendichtung, „Siegfrieds Leben und Tod" und „der Nibelungen Noth", waren und ſind überall beiſammen, eben als urſprünglich eins und unzertrennlich: und da kann man eigentlich nach keinem Dichter fragen, ſo wenig als bei andern wahrhaften Sagen und Mythen, und auch bei allen den genannten alten Liedern. Wie man aber mehrere Altnordiſche Dichter und ihre künſtlichen Lieder von Siegfried wohl kennt; wie unſer Marner dergleichen von Siegfried und den Nibelungen ſang: ſo darf man auch wol nach dem herrlichen Dichter fragen, der aus jenen uralten lebendigen Ueberlieferungen, Volks- und Heldenliedern zuletzt das große ritterlich-chriſtliche Heldengedicht von den Nibelungen geſchaffen und gebildet hat: und wer ſich darüber luſtig macht, möchte wol auch nur mit fremden Kinnbacken lachen. Daß bei der manigfaltigen lebendigen Fortbildung ſolcher Lieder zu größeren Nibelungengedichten manche alte Einwirkungen

Digitized by Google

und Spuren davon auch noch in der letzten Darſtellung übrig geblieben, ſowohl in Hinſicht der Sprache, Weiſe und Darſtellung als des Inhaltes, iſt auch immer anerkannt worden ſeit Johannes Müller. Nunmehr aber, mit Benutzung ſolcher Wahrnehmungen, dieſes unſer großes Nibelungengedicht durch Zerſtückelung auf die vermeinte ältere Geſtalt zurückzuführen, iſt durchaus unſtatthaft, ja frevelhaft. Es offenbart ſich auch hierin eigentlich jene ſo manigfaltig geſchäftige Misachtung großartiger ſelbſtſchöpferiſcher Perſönlichkeit, und Auflöſung derſelben in Gemeinweſen und undenkbare Geſammtthätigkeit. Die im Ganzen ſo gleichmäßige, vollſtändige, epiſch ausführliche, altredſelige und jugendlich kräftige, kurz in allen Tönen meiſterliche Darſtellung des ganzen, gegen 10,000 Langzeilen enthaltenden Heldengedichts kann nun und nimmermehr ſo, wie ſie noch in der hier übrigen Hälfte geblieben, von vielen Volksdichtern herrühren, durch eine wunderſame präſtabilirte Harmonie; denn hier in Deutſchland, wo die Galliſchen Barden fremde ſind, kann nicht etwa ein förmlicher Sängerſtand, wie die Nordiſchen Skalden, zur Erklärung dienen; noch weniger alſo eine epiſche Meiſterſängerſchule, nach Vorſtellung der Homeriſchen Sängerſchule oder Sängerfamilie. Auch ſo wie hier zwanzig Lieder herausgeſchnitten ſind, ließe ſich nur von wenigen ein einzelner, ſelbſtändiger Vortrag denken: ſie ſind meiſt immer noch viel zu lang, indem bei den einzelnen Geſängen zwar manche einzelne Stanzen ausgeſtoßen, noch mehr aber ganze Geſänge weggeworfen ſind. Die behaltenen Stücke ſind dabei zu wenig für ſich verſtändlich, eben wegen des innigen Zuſammenhanges des Ganzen, ſo ſehr auch die ausdrücklichen Hinweiſungen darauf beſeitigt worden.

Wie viel nun durch vorliegende Zergliederung des lebendigen alten Gebildes (deren oft gar mislautige Moderniſirung hier nicht weiter beleuchtet werden mag) beſchädigt wurde, ergiebt ſchon folgende Ueberſicht nur des Auffallendſten.

Meiſt ganz weggeſchnitten oder verkürzt ſind: die Zurüſtungen zu Fahrten und Feſten, beſonders der prächtigen Kleider, die damals doch, von den Fürſtinnen ſelbſt bereitet, überhaupt durch Schönheit und Reichthum wichtiger waren als die modernen, dauernder, und zugleich wechſelnder, bei Feſten, und als Hauptſtück der Freigebigkeit den fahrenden Sängern ſo werth als den Rittern: man denke nur an Herrn Walthers Lied von getragenen Kleidern, und noch an Lu-

thers Dankſagung für ein neues Kleid. Faſt ganz abgeriſſen ſind ferner die manigfaltigen Hin- und Herfahrten, Geleite, Botſchaften, und damit die manigfaltigen örtlichen Beziehungen, die freundlichen Verbindungen der ſo fernab ſtehenden Hauptſchauplätze am Rhein und an der Donau, die angenehmen Ruheſtellen des raſtloſen ſtillen Zuges in die Tiefe, der ruhige Spiegel der anmuthigen Ufer über der furchtbaren unaufhaltſam fortreißenden Strömung. Um das vermeintlich Volks- und Sagenmäßige herzuſtellen, iſt das Ritterliche überall verdrängt oder beſchnitten, namentlich Siegfrieds ſchönes Ritterfeſt, die Bereitung zur Islandfahrt, Brunhildens wunderbare Ausrüſtung, das den Ernſt ſo bedeutſam vorſpielende Turnier in Heunenland. Es fehlen die ebenſo bedeutſamen Schilderungen der vier Gefährten in Island und Siegfrieds des herrlichen Jägermeiſters, kurz bevor er ſelbſt gejagt wird (wie Odins vor der Götterdämmerung): Schilderungen, in welchen die Schönheit des ſo ernſten Gedichts ſich heiter ſelbſt beſchaut und gleichſam anlächelt, die zugleich ſo rein gegenſtändlich und lebhaft im Auge der Mitſpielenden ſich ſpiegeln, und wie dergleichen noch ſo manche vorkommen, z. B. bei Siegfrieds Auftreten zu Worms, bei Hagens und Volkers Erſcheinung im Heunenlande.

Außerdem vermiſſt man viele mehr und minder bedeutende Züge, oder gar ganze Abenteuer. Anſtatt des ruhigen epiſchen Einganges und Vorgrundes zu Chriemhildens Herkunft und Königshaus werden wir ſogleich, hier vielmehr kunſtmäßig als volksmäßig, mitten in ihren ängſtlichen Traum verſetzt (was der Lenorenballade wol gemäß iſt); dicht darauf beginnt es jedoch unverändert mit Siegfrieds Geburt und Erziehung (warum nicht auch ſogleich mit ſeiner Werbung?). Die ſo ſchicklich bei Siegfrieds Ankunft eingeflochtene Erzählung Hagens von Siegfrieds früheren Thaten, wie er der Nibelungen Schwert, Hort und Land und die Tarnkappe gewonnen und hörnen geworden, iſt ganz beſeitigt. Daß der ſo wenig ſagenmäßige, faſt nur ritterliche Sachſenkrieg meiſt ſtehen geblieben, iſt zu verwundern; es wird aber auch in der Vorrede bedauert, daß die genau damit verbundene erſte minnigliche Zuſammenkunft Siegfrieds mit Chriemhilde am Pfingſtfeſte nicht lieber auch ausgemärzt iſt, ſowie die erſte gegenſeitige Begrüßung der beiden ſchönen Königinnen und Siegfrieds Heimführung der errungenen Braut. Nach dem Zanke der Königinnen fehlt Siegfrieds Eid, der doch

ebenſo wahrhaft als erheblich iſt. Der rührende Abſchied Chriemhildens von ihrem holden Friedel iſt geſchwächt durch Auslaſſnng ihrer Träume, welche, ihren erſten verachteten Traum ſo ſchreckbar ſteigernd, deſſen nahe Erfüllung drohen. Siegfrieds doch vor allen ſo ſagenmäßige Löwenjagd iſt geſtrichen, gleichwie das ebenſo volksgläubige, um Rache ſchreiende Blutzeugnis des aufgebahrten Leichnams gegen den nahenden Mörder, und Chriemhildens Sühne mit Gunther. Ferner fehlen: Chriemhildens ganze Fahrt zu Etzeln, ihr gaſtlicher Empfang beim Oheim in Paſſau und in Oeſterreich und auf der Burg des milden Markgrafen. Auf der Nibelungenfahrt zu den Heunen mangelt der ſchauerlich-ſchöne Nachtkampf in Baiern gegen Elſe und Gelfrat, und im gaſtlichen Bechelaren Gunthers und Dankwarts Beſchenkung, welche doch, gleich den übrigen Geſchenken, die Bluthochzeit vorbedeutet. Der letzte gewaffnete Tiſchgang bei Etzeln, Chriemhildens vergebliche Aufforderung Dietrichs zu ihrer Rache, ihre endliche Aufſtiftung Blödels dazu und die Darbringung ihres und Etzels Kindes, ſind uns ganz entzogen. Beim Sturme im Hochzeitſaale vernehmen wir nichts von Dietrichs gewaltigem Ruhegebote, von ſeiner Beſchirmung und Entführung Etzels und Chriemhildens, nichts von Rüdigers friedlicher Entlaſſung, nichts vom Ende der übrigen Heunen im Saale, vom Hinabſtürzen der Todten und von Volkers furchtbarem Hohne gegen die Heunen. Dietrich und Rüdiger ſind überhaupt manigfaltig verkürzt, gleichwie mehre andere Helden, namentlich Blödel, Dankwart, Eckewart, Volker und auch Etzels Fiedler Werbel und Swemmel; welche beiden letzten doch ſogar geſchichtlich ſind. Die meiſten dieſer Helden erſcheinen freilich gar nicht in anderen Darſtellungen der Nibelungendichtung, namentlich in den eigenthümlich Nordiſchen, wo kaum Dietrich auftritt, und überhaupt das Ganze enger zuſammengefaßt iſt, als eine nahe, innere Familiengeſchichte und Blutrache, indem Etzel, Botelungs Sohn (Atli der Budlunge), von gemeinſamen Stamme mit den Niflungen und der, nach der Schmach ſich ſelbſt opfernden Brunhild Bruder und Rächer iſt. Dankwart, der ſelbſt der urſprünglich (Nord-) Deutſchen Niflungaſaga ganz abgeht, ſteht jedoch ſo feſt in der Nibelungen Noth, daß ſein wunderherrlicher Heldengang in den Saal mit der auf ſein geſchenktes Hochzeitkleid geſchriebenen ungeheuren Todesbotſchaft, auch in dieſer Verkleinerung ſich behauptet hat.

Digitized by Google

Wie das Ritterliche und das Hofeliche, iſt auch das Chriſtliche manigfaltig zurückgedrängt: bei Siegfrieds Ritterſchlag, Hochzeit und Beſtattung, bei Chriemhildens Vermählung mit dem Heidenkönig Etzel. Der ſtreitbare Kirchgang der Nibelungen mit Chriemhilden bei den Heunen — das bedeutſame Gegenbild zu dem Kirchgange der Königinnen in Worms — fehlt ganz. Inſonderheit aber iſt mit dem Reiſekaplan einer der ergreifendſten und bedeutſamſten Züge des ganzen Gedichts ausgelöſcht, nämlich die Erfüllung der Weiſſagung des Donauweibes gerade durch Dasjenige, was ihn vereiteln ſollte: wie im Oedipus und in der Braut von Meſſina, in den Nibelungen aber durch „die Gottes-Hand". *Endlich iſt durch* völlige Ausſcheidung des Biſchofs Pilgerin von Paſſau eine weit verbreitete Weihe des Ganzen verwiſcht.

In der eigenthümlichen Altnordiſchen Darſtellung erſcheint zwar das Ganze noch heidniſch-mythiſch, vornämlich Siegfried und Brunhild; und wenn dieſe Beiden mit ihrer wunderbaren Ausrüſtung auch in unſeren Deutſchen Nibelungen (wie im Siegfrieds- und Roſengartenliede) noch am ſtärkſten jene uralte Bildung des Ganzen zeigen: ſo iſt jedoch in unſerm Gedichte ſchon durch die älteſte geſchichtliche Geſtaltung, mit den Rheinfranken und Burgunden, Gothen und Thüringen die Chriſtliche Weihe des Germaniſchen Heldenthums und ſein Gegenſatz gegen die heidniſchen Hunnen begründet; und natürlich iſt mit der lebendigen Fortbildung der ganzen Dichtung auch dieſer Chriſtliche Geiſt, wie das Ritterthum, und vornämlich eben mit dieſem, fürder durchdrungen; ja, es iſt, zwar in der letzten alten Bearbeitung erſt, ausgeſprochen, daß die Chriſtenhelden am Ende nur durch Chriſten beſiegt werden konnten. Dieſer durch die Avaren und Ugern bis in Pilgerins Zeit lebendige Gegenſatz — jenem der Trojaner und Griechen vergleichbar — iſt in vorliegenden zwanzig Liedern verſchwunden Wenngleich in dem Nibelungenliede das Chriſtenthum nicht für ſich als Beweggrund heraustritt, wie etwa in jener auf alter Volksſage beruhenden Oedipus-Legende vom Heiligen Gregor, ſo zeigt ſich darin jedoch eine ähnliche wunderbare Verſchmelzung heidniſcher Weißagung mit göttlicher Vorſehung, eben in der Erſcheinung des Kaplans. Selbſt in vorliegender Verſtümmelung hat ſich das Chriſtenthum wenigſtens zum Theil bei Siegfrieds Beſtattung behauptet: wie es denn in den alten Nibelungen überall als feſter Hintergrund daſteht, gleich den uralten, in ſtätiger

Digitized by Google

Fortbildung hoch in den Himmel gewachſenen Gotteshäuſern der Städte und Burgen. Und ſo ſteht auch der Biſchof Pilgerin, in ſeiner Blutsfreundſchaft mit den Helden faſt allein, und im höchſten Sinne, als das Beruhigende, Verſöhnende und Bleibende in dem furchtbaren Gedichte und Gerichte, wie die „Klage“ durch die Todtenfeier und Tröſtung der Ueberlebenden weiter ausführt: vergleichbar der Beſtattung, den Klagen und Leichenſpielen in den letzten Büchern der Ilias. Pilgerin wirkt ſo zugleich durch ſein in der „Klage“ erzähltes Verhältnis zur Nibelungendichtung, daß er ſie nämlich aus mündlicher Ueberlieferung aufſchreiben ließ: es weiſt jedenfalls auch auf die Chriſtliche Auffaſſung dieſes Gedichts, welche allein uns übrig iſt, und auf die wir mithin angewieſen ſind. Iſt nun Pilgerins Auftreten darin auch ein handgreiflicher Zeitſprung, ſo iſt es bekanntlich ſogar auch Dietrich, und noch mehr Rüdiger, die beide jedoch in dieſen Rhapſodien, bei aller Beſchneidnng, noch eine breite Stelle einnehmen. Pilgerin ſtand ſicherlich immer in dem letzten Nibelungengedichte, wie in der ebenſo alten „Klage“. Mit ihm ſind in der neueſten Verarbeitung dagegen auch die vielen lichten und gaſtlichen Stellen in Oeſterreich die Donau hernieder ausgelöſcht, welche ſo lebhaft ſein geſchichtliches Apoſtelverhältnis zu Ungarn bezeichnen. Wenn ſchon Baiern ſich bedanken kann, daß der düſtere und feindſelige Gegenſatz zu Oeſterreich verwiſcht iſt, ſo iſt dieſer doch nicht minder geſchichtlich begründet, in der Erhebung des Oeſterreichiſchen und Steiriſchen Herzogthums durch den verwandten Hohenſtaufiſchen Kaiſer Friedrich I, neben Baiern, das mit dem den Rheinfranken feindlichen Sachſen vereinigt war; und die Oeſterreichiſchen Städte — darunter die ſagenberühmte Helkenburg — haben hier ebenſo gutes Recht, als die Griechiſchen Namen im Schiffskataloge.

Auf ſolche Weiſe wird in der angeblichen Herſtellung neben der ritterlich-chriſtlichen auch die vaterländiſch-geſchichtliche Bedeutung unſers heimiſchen Hauptgedichts verletzt, welches uns nun einmal urkundlich allein in dieſer letzten Geſtalt, nach noch ſo manigfaltigen lebendigen Verwandluugen, überliefert und theuer iſt, und das wir in derſelben, bei allen Spuren älterer Geſtaltung, zu ehren und zu bewahren haben, ſowie zu erläutern: wobei vor der Hand noch genug zu thun bleibt. Selbſt die jüngſte, neben dem ältern Gedichte deutlich erkennbare Ueberarbeitung deſſelben erheiſcht eine ſolche

Bewahrung, weil ihr Eigenthümliches zum Theil auch aus der neben jenem Gedichte beſtehenden lebendigen Ueberlieferung herrührt.

Aus dieſer Darlegung wird ſich ſchon ergeben, ob es wahr iſt, was die Vorrede (S. VI) ſagt: daß alles Weggeſchnittene nur „Floskeln und Formen ſind, die der kunſtgebildete Dichter dem Sänger des Volkes borge; nur Hemmſchuhe romantiſirender Ausſchmückung, dem raſchen Gange des Vortrags angelegt"; daß der übrige „Kern des Nibelungenliedes ſich dem Gefühle als echt und urſprünglich, als friſche lebendige Volkspoeſie bewähren werde; und daß dem Leſer, wenn er zu dem Gedichte, wie es bisher vorlag, zurückkehre, die meiſten jetzt ausgeſchiedenen Strophen langweilig und ſchleppend, und ſelbſt die ſchönſten überflüſſig, die Wirkung ſchwächend ſcheinen werden". Es wird ſich vielmehr bewähren, daß, nebſt den angeführten bedeutenden Zügen der Sage und Geſchichte, auch ſo vieles innig damit Verbundene, dem Altdeutſchen Gedichte ſo Eigenthümliche vertilgt iſt, ich meine ſo viele ſchöne Züge holder Sitte, zarter Minne, tiefer Gemüthlichkeit, heitern Ernſtes und furchtbaren Heldenſcherzes. Der neue Rhapſode hat ſolchergeſtalt ſich wol ebenſo wenig den Dank und die Anerkennung des Leſers verdient, als er gewis dem alten Gedichte und dem Vaterlande einen übeln Dienſt erwieſen hat. Er hat keineswegs, wie er ſo zuverſichtlich wähnt, den Beweis der (durch gelehrte Speculation vorgeſpiegelten) Urgeſtalt des Gedichts durch die That geführt; die dargebotenen Brocken des reichen Gaſtmahles ſind nimmermehr von der Zurichtung ſolcher Volksſänger, wie er ſie ſich denkt, ſondern eben nur Ueberbleibſel, deren Beſchaffenheit durch das bloße Ab- und Ausſchneiden nicht verwandelt wird. Welche Uebelſtände nur hiedurch entſtehen, zeigt ſich unter andern darin, daß mehrmals zwei, drei Strophen hintereinander mit „Er ſprach" anheben, obſchon es Reden deſſelben Mundes ſind, ohne die Antwort. Freilich iſt manchmal, des zu ſtark zerſchnittenen Zuſammenhanges wegen, ganz eigenmächtig geändert, auch ohne Stütze von Lesarten, empfiehlt aber das ganze Verfahren nicht beſſer.

Nach dieſem allen gelangt man zu dem Schluſſe: wer immerhin eine dergleichen Zurückführung des alten Heldengedichts auf die eingebildete Urgeſtalt will, der darf uns nicht das würdig Alte in einer bloßen Zerſtümmelung als das Urbild bieten, für welches wir es ebenſo wenig erkennen, als uns einbilden laſſen, daß der Torſo des Herculesgottes immerdar nur ein Torſo geweſen, oder

durch die abgeſchlagenen Glieder erſt ſo vollkommen geworden ſei; es gilt hier kein experimentum in corpore vili. Vielmehr muß ein ſo kühner Unternehmer das Abenteuer als Dichter auf ſeine eigenen Koſten beſtehen und beſtreiten und in jenem Sinne alles durch und durch in Form und Inhalt neu und umdichten: etwa in der Art, wie San Marte neulich mit „Gudrun" gethan hat; an welchem alten Gedichte ein ähnliches Verfahren, wie den Nibelungen widerfahren iſt, vollends die Unzuläſſigkeit deſſelben offenbaren würde. Dagegen liegt eine völlige Umdichtung ſchon im Gange ſolcher umfaſſenden Sagendarſtellung. Nicht ſowohl aus einzelnen kleineren, gleichmäßig verfaßten Stücken ſetzte ſich das größere, reichere Gedicht zuſammen: ſondern auf den Grund eines das Ganze in den Grundzügen umfaſſenden kürzern Gedichts bildete und entwickelte ſich das vollendete Heldengedicht. Wir können und werden dieſen Gang anderweitig durch noch vorhandene Urkunden beweiſen, namentlich am „Wolfdietrich"; an welchem großen Heldengedichte zugleich durch eines ſpätern wirklichen Volksſängers Verkürzung eine ſolche Rückbildung ſich zeigt, freilich roh und ungeſchickt aus dem größern gebildeten Gedichte für Eine bänkelſängeriſche Sitzung zugerichtet; auf ähnliche Weiſe wie ſo manche treffliche gebildete Lieder, ſchon ſeit Walther von der Vogelweide, zu rohen ſogenannten Volksliedern verwildert ſind. Dieſer urſprünglich gewis uralte „Wolfdietrich" ſpricht auch dadurch für ähnliche Fortbildung der Nibelungen, daß er von ſeinem mit den Nibelungen gemeinſamen Tone (Stanze und Sangweiſe) berichtet, zwei Meiſter haben ihn erfunden und das Gedicht darin weit und breit geſungen. Solches dient wenigſtens als Zeugnis, daß dieſe zwar bald ſo allgemeine epiſche Stanze der heimiſchen Heldenlieder eben nicht älter als das vorhandene Nibelungenlied iſt. Sie war gewis auch nicht die Form jener älteren Nibelungenlieder, ſondern dieſe waren, urſprünglich wol den Eddaliedern ähnlich, in Alliterationsſtrophen von acht (oder vier) gleichen Gliedern, jedes mit vier alliterirenden Accenten, wie noch das „Hildebrandslied" und das Hochdeutſche Gedicht „Muſpilli" (vom Weltende), aus der Karolingerzeit, zeigen; oder ſie waren dann in den Hochdeutſchen Reimſtrophen, deren gleiche, vieraccentige Glieder mit zwei Reimpaaren zunächſt den Hälften der Alliterationsſtrophe entſprechen, welche Hälften häufig auch ſelbſtändig auftreten. In ſolchen Reimſtrophen iſt nämlich nicht allein

Otfrieds, den Volksliedern entgegengeſtelltes Gedicht, nebſt anderen Chriſtlichen Gedichten, ſondern auch das Siegeslied der Franken und andere volksmäßige Lieder jener Zeit; und aus dieſer Form entwickelten ſich die dann ſo häufigen, ſtrophenlos fortlaufenden Reimpaare, in welche auch mehrere alte Heldenlieder übergangen ſind, namentlich „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen", „Biterolf und Dietleib", „der kleine Roſengarten", und auch „die Klage", die ſich, wie „Biterolf und Dietleib", ausdrücklich als Bearbeitung eines ältern (Deutſchen) Gedichts giebt, etwa in der Art, wie Strickers Ausbildung des ältern Rolandsgedichtes von dem Pfaffen Konrad, und die jüngere Bearbeitung von Heinrichs des Glicheſers „Reinhart Fuchs". Viel ſtärker muſte aber in aller Hinſicht die Umſchmelzung ſolcher älteren, aus der urſprünglichen Strophe verwilderten Gedichte in eine neue, ganz anders gebaute Stanze ausfallen, wie die Nibelungenſtanze iſt, welche ſich von jener alten, in den Reimpaaren nicht mehr erkennbaren Strophe völlig unterſcheidet, durch die abwechſelnd vier- und dreiaccentigen*) Versglieder, durch die Reimung, nicht der kurzen, ſondern der langen Zeilen, und durch die Verbindung zweier ſolcher Reimpaare zur vierreimigen Strophe, worin überdieß die Gleichheit der beiden Hälften dadurch aufgehoben wird, daß die letzte Halbzeile allein vieraccentig abſchließt. Dieſe neue, ganz im ausgebildeten Syſteme des 12. und 13. Jahrhunderts gebaute Nibelungenſtanze, der Eſchenbachs Titurelſtanze, auch im Verhältnis zu den Reimpaaren des „Parcival", ähnlich iſt, und von welcher zuvor ebenfalls durchaus keine beſtimmte epiſche Spur erſcheint (außer einigen gleichzeitigen Minneſingern von der Donau), bedingte ohne Zweifel auch eine ebenſo eigenthümliche neue Sangweiſe; und wie ſie in der letzten Bearbeitung und Erweiterung des ganzen „Wolfdietrich", durch ſtäte Reimung des regelmäßigen zweiaccentigen Einſchnittes der vieraccentigen Halbzeilen, umgebildet wurde (wieder auf ähnliche Weiſe wie die Ti-

*) Die vordere Hälfte der Langzeilen hat nämlich durch den weiblichen, manchmal gereimten Einſchnitt vier Accente, dagegen die hintere, durchaus männlich gereimte Hälfte nur drei. Nur die Schlußzeile der Stanze mit der vieraccentigen letzten Hälfte, entſpricht den obigen kurzen Reimpaaren, deren wechſelnd weibliche und männliche Reime jedoch früher (bei Otfried) nur als männliche galten, indem durchaus die Schlußſylbe als vierter Accent oder Fuß hervorgehoben ward: wie noch in einigen Nibelungen- und Minneſinger-Reimen. Vergl. Minneſinger, Vorbericht S. XXVI ff. und Th. IV, S. 400.

Digitized by Google

turelſtanze in der jüngern Vollendung des „Titurel"), ſo iſt ſie frühe ſchon anderweit manigfaltig fortgebildet: in der Gudrunſtanze durch fünfaccentigen Schluß mit weiblichem Reimpaare; und im „Walthersliede" gar durch Gliederung der Langzeile aus einer ſechsaccentigen Halbzeile mit zweiaccentigem, oft gereimtem Einſchnitt, und aus dem vieraccentigen Schluſſe. Dieß letzte kürzlich erſt entdeckte Gedicht, welches zunächſt ganz in dem Kreiſe der Nibelungen ſteht, ſchon urkundlich nicht viel jünger ſcheint, und nach den Bruchſtücken ſichtlich auch zu einem weitumfaſſenden Heldengedichte gehört, würde gewis auch, wenn wir es ganz hätten, der Vorſtellung, daß ältere Lieder in ihrer Form und ganzen Darſtellung darin erhalten und nur durch Anſätze und Einſchiebſel aufgebläht worden, ritterlich entgegentreten.

v. d. Hagen.



Digitized by Google

# X.

## Volk, Deut und Leut *).

Die Wörter Volk, Deut und Leut leben in unſerer Mutterſprache von undenklicher Zeit ſinnverwandt nebeneinander. Sie finden ſich ſo im Hildebrandsliede, was die Forſcher dem 8ten Jahrhunderte zuſchreiben, und für den älteſten noch auf uns gekommenen Sang unſerer Altvordern halten. Wir haben für den Begrif der Geſammtheit in der Fülle einer Reichsgemeinde, die nur durch Alle ſammt und ſonders voll wird, der Alle nachſtreben und folgen müſſen, das Wort Volk.

Wir heißen aber dieſe große Gemeinden, da ſie aus Einzelweſen beſteht, von denen jedes ſeine Sonderheit und Selbſtheit beſitzt, und als ſolches ſich auch kund giebt und verlauten läßt — Leut und Leute.

Was ſich ſeines Gleichen vernehmlich und lautbar machen kann, deſſen Sprache verſteht, in deſſen Gefühle und Vorſtellungen ein-

*) Nation können wir ſehr gut entbehren, und alle ſeine Wälſchen Misgezüchte mit dazu. Im gemeinen Leben iſt Nation ein Schimpfwort, z. B. in Berlin ſchlechthin: „des iſt Nazion". Die Leute reden von Nazionszeug, wie von Luder- und Rackerzeug.

Bei den Schriftſtellern iſt das Wort von ſchwankendem Begriff. Nach Kant ſind wir ein Volk, nach Seume nur eine Nation, nach Herder ſind wir noch keine geworden, und nach Mannert haben wir bereits aufgehört eine zu ſein.

Digitized by Google

geht, und Uebereinſtimmung in Gemüthsart und Geſinnung laut werden läſſet, gehört zu den **Leuten** und iſt unter **Leuten**.

**Undeutſche** ſind **Ausleute** (Friſch aus Mencken), und **Meindeutſche**, der Leutſchaft nicht theilhaftige, als Hurenwirthe, Henker und Gaukler, gelten in alten Geſetzen für **Unleute** (Stadtordnung von Freiburg im Breisgau 1520 — Siehe Haltaus bei Platzmeiſter.)

**Verleuten** heißt aus der Gemeinſchaft aller Leute (Leutgenoſſenſchaft) bannen (Friſch), **Leuten** hingegen mit Leuten beſetzen. (Maneſſiſche Sammlung, Theil 2, 151) Die Leute ſind gelandet wol, die Land nicht wol geleutet, Meines ſind die Leute voll.

„Sie iſt eines feines **Leut**“ ſagt man noch in Oberdeutſchen Gauen (Adelung). Vornehmlinge würden dafür person oder personnage ſetzen. Ein **Lüt** iſt auch ein junges Mädchen in einigen Gauen Weſtfalens. Damit mag der Name **Lüttrüde** verwandt ſein, für liebe, junge, holde Dirne. (Teuto, oder Urnamen, der Deutſchen von Benecken, Erlangen 1816). **Laud** im Gothiſchen des Ulfilas, **Leode** im Angelſächſiſchen, **Lede** und **Leid** im Altengliſchen bedeuten Jüngling, wovon Fulda das heutige Engliſche **Lady** ableitet.

Wer unter den **Leuten** gern verkehrt, ſich nicht ihnen entzieht, ſich nicht, vom Dünkel des Beſſerſeins beſeſſen, abſondert, ſich nicht vornehm etwas herausnimmt, und lieber gemein als allein iſt, von deſſen klaren, ſpiegelbaren Augen ſingt das Lied: (Konrad v. Würzburg vom Trojaniſchen Kriege Fol. 90.)

„da Lintselde und minne
versigelt lagen inne.“

**Leutſeligkeit** von **Leutſal** iſt daher die Tugend deſſen, der allen ſeines Gleichen allerlei wird, in jedem einzelnen einen **Leut** erkennt, ſich nicht über die Mitleute brüſtet. Und da Mächtige in böſen Zeitläuften, wo Gewalt für Recht geht, dieſes ſo leicht vergeſſen, ſo hat ſich der Irrthum eingeſchlichen, dem ſogar Eberhard nachträumt, als ginge und gölte Leutſeligkeit nur gegen Geringere.

**Leutſelig** iſt **gemein** (populär) im Sinne des Betragens, Benehmens, der Aufführung im Handel und Wandel.

Wer aber nicht weiß, wo er hingehört, und von denen als Kümmerer fortflüchtet unter denen er von Rechtswegen leben und

weben ſollte, iſt ein Leuteſcheu und hat die Leuteſcheu, eine Seuche, die ärger als Waſſerſcheu wüthet.

Leutebetrüger, Leuteplager, Leuteplacker, Leuteſcheerer, Leuteſchinder, Leutefreſſer (Friſch aus Friſchlin) ſind Schimpfnamen unleutſeliger Unholde.

Leut iſt ächtdeutſch für Perſon, und Leute für das hineingewälſchte Publicum. So nennen auch ſchon Otfried und Willeram die Sprachgeſammtheit Leutſchaar, viele Leute. Leutbage oder Heimſtrit iſt eine Art von innerm Zwiſt, wo man heut zu Tage würde Bürgerkrieg ſagen. **(Fr. Junii observationes in Willeramum. Leiden 1598.)**

Deutſche Leute, die nicht vom Vornehmthun beſeſſen ſind, gebrauchen daher noch heut zu Tage die allbekannten Redniſſe:

Es unter die Leute bringen.
Nicht viel unter die Leute kommen.
Sich vor den Leuten entſehen.
Sich vor den Leuten ſchämen.
Die Leute wollen es nicht glauben.
Das gefällt allen Leuten.
Das laſſen ſich die Leute nicht gefallen.
Die Leute ſagen.
Das wiſſen alle Leute. (Ganze Publikum.)
Er iſt nicht unter Leuten geweſen.
Vor allen Leuten.
Das ſind meine Leute. (Mein Publikum.)
Hinter den Bergen wohnen auch Leute.
Aus Kindern werden Leute. (Mitglieder der Sprachgemeinde.)
Berühmte Leute, ſagt Luther 1 Moſes 6, 4. Sirach 39, 5.
Achtbare Leute hieß ſonſt was jetzt **respectables publicum** geſcholten wird.

**Leutsamium** (Leutſamme d. h. Leutgeſammtheit) in den Longobardiſchen Geſetzen.

Leutlich und leutlicher, nach dem Sprachgebilde wie deutlich und deutlicher, kommen vor für das hineingewälſchte **publique.** (Handſchrift aus der Abtei des heiligen Blaſius.) Für Publicität könnte dem ähnlich Leutlichkeit aushelfen, wovor ſich ein leutliebiger Biedermann nicht ſcheuen ſollte (Schottel, S. 1357). Der **Leudes** in der Einzahl und die **Leudes** in der Mehrzahl heißen

Digitized by Google

bei den Franken, unter den Merowingern, im derzeitigen Latein die Staatsbeamten, Hofbedienten, Zofen und Schranzen, wo die Neuzeit: „königliche Officianten, Eximirte und Perſonen von Stande“ ſagen muß. Leut und Leute lauten durch alle Mundarten und haben eine reiche Verwandtſchaft in den Namen Ludolf, Ludwig und Luther.

Das Wort Deutſch iſt ein unverkennbarer Abſtämmling und führt uns erſt zu Deutiſch und dann zu Deut.

Deut, Diet, Deid, Düid, Düd, Thiud, Thiod, Thiada, Thiudo, Thiauda, Dheod, Dheode, Thyd, Theud, Theod, Thied — kommen in den verſchiedenſten, zum Theil ſchon abgeſtorbenen Sproſſen des Deutſchen Sprachſtammes vor, und bedeuten alle das Volk als Geſammtheit gleicher Stammvettern, und Geſchlechtsverein.

Diet in der Einzahl kömmt auch ſogar vor für einen Einzelnen von Herkunft, Geſchlecht, Namen und Blut, wo die Neudeutſchen: „Mann von Stande“ zu ſagen belieben.

„Und da ſo mancher ſtolzer Diet
Zu Hof dem König Engel rieth.“

(Hunds Auszüge.)

Bei der Ausgebreitetheit der Deutſchen, bei der Vielſproſſigkeit des großen Stammbaums muſte natürlich der Urlaut durch alle Umbildungen gehen, ſo wie jede beſondere Zunge ihn abänderte, hoch und volltoniger lautete und weicher oder härter ausſprach. So ſind auch die Namen Dietrich, Dietbert, Dietmar, Diethelm, Dietleib, Dietlinde, und ſo viele Abſtämmlinge des alten Urworts auf alle mögliche Weiſe umgelautet worden.

So bei uns noch die doppelte Sprach- und Schreibweiſe Deutſch und Teutſch, worüber ſich ſeit Jahrhunderten gelehrte Klopffechter balgen, ohne Nutzen und Frommen der Wahrheit, allen Biederleuten zum Aergernis, den Wälſchen aber zur Freude. Und ſo wenig wir Deutſche auch ſeit zweitauſend Flegeljahren ein zu einem innigen und einigen Gemeinweſen ſtaatlich und ſtattlich verbundenes Volk ſind, iſt doch die alte Urheit in der Benennung zum Wahrzeichen eines innern, innigern, engern und geiſtigen lebendigen Weſens geblieben. Und als das heilige Reich ohne Heilung an Altersſchwäche verendete, lebte dennoch das Volk in quicker Jugend friſch und freudig wieder auf, und feierte 1813 ſeine Auferſtehung.

Der Name Deutſch iſt bei allen Unglücksfällen ſelbſt in den

Digitized by Google

böſen Zeitläuften bis auf den heutigen Tag, trotz aller Wälſchſucht und Schmalzgeſellenſchaft ein Beehrungswort geblieben, um das **Urſprüngliche, Ureigne, Urthümliche** unſers Volks, in Art, Weiſe, Stamm, Sinn und Weſen zu bezeichnen, ſeine hervorſtechendſten Tugenden, ja ſein ganzes Leben und Weben.

Das war Deutſch geſprochen.

Ein Deutſcher Mann — Deutſcher Degen — Deutſcher Muth.

Deutſche Rede und Redlichkeit.

Deutſches Werk und Deutſches Wort.

Deutſcher Sinn — Deutſche Sitte.

Deutſcher Händedruck — Deutſcher Handſchlag.

Deutſche Treue, Tapferkeit und Tugend.

Deutſche Gründlichkeit und Deutſcher Fleiß.

Deutſche Tracht (1608). Deutſches Herz wird Wälſchen **Praliquen** entgegengeſtellt.

Auf gut alt Deutſch (1600)

Deutſches Vertrauen (1628).

Mit runden Deutſchen Worten erklären (1599).

Dieſem ſchreibt man zu dunkel, jenem gar zu Deutſch. (Opitz in einer laſtervollen Schmachzeit.)

Alle dieſe und ähnliche Ausdrücke zielen auf unſer uraltes feſtgegründetes, wenn freilich nicht mit prunkenden Außenſchein hervorſtechendes Volksthum.

**Deutſch** iſt alles, ſo fern es dem Stammvater und Ahnherrn nachſchlachtet.

**Deutſch** iſt urvolklich in höchſter Bedeutung.

**Deutſch** iſt der Gegenſatz und das Widerwort von Mang.

**Deutſch** iſt urtüchtig, urtugendlich und urmenſchlich. Denn ein Urvolk kann ſich den Urmenſchen nur in der Fülle menſchlicher Hoheit denken und hochbegabt vor allen Nachkommen. Und darum verehren Urvölker gar oft den als Eins geglaubten Urmenſchen und Volksvater, und vergöttern ihn zum Gottmenſchen. Bei Mangvölkern iſt dieſer Begrif nun und nimmer, denn als Hurkinder kennen ſie keinen echten und rechten Vater. „**Gott verläßt keinen Deutſchen**" d. h. urmenſchlichen, nach Gottes Ebenbilde geſchaffenen Menſchen. Dieß dürfen nur Urvölker ſagen, denn an Mangvölkern hat Gott kein Theil, noch Gefallen; ſie ſind Teufelsfratzen.

Deut als Urheit iſt in vielen nachklingenden Liedern; und Deutſchaft kömmt wörtlich für Gottſchaft vor (Schottel), wo wir jetzo Gottheit ſagen.

Dem Urahn war der dritte Wochentag heilig (**Eccard de usu & praestantia studii etymologici in historia §. 3**). Unter allen Vergötterten gebührte ihm der Vorrang, und er folgte gleich zuerſt auf die himmliſchen Lichter, Sonne und Mond *).

Noch jetzo gehört ihm überall der Tag, trotz aller falſchen Schreibung, Auslegung und Ausſprache.

Unverkennbar iſt das Engliſche **Tuesday** aus dem Angelſächſiſchen **Tuesdag**; das Däniſche **Tysdag**, das Schwediſche **Tisdag**, das Niederländiſche **Dysdag** und **Dysendag**; auf der Hohen-Röhne Diestik; im Jetztallemanniſchen Zihstih, wie ehedem Zistag.

Kleingläubige, deren Geſchichte erſt mit dem geſtrigen Zeitungsblatt anfängt, Leichtlinge und Wortzerdeutler, die im Namen des dritten Wochentages nichts als Ding und Dienſt wittern, ſind ſchon hinlänglich von Ihre und Adelung widerlegt. Doch für ſolche, die gern alten Kohl aufwärmen und leer Stroh dreſchen mögen, einige Dachteln. Es wurden die Gerichte darum ſehr oft an dieſem Tage geheget und gehalten, weil er der Geſammtheit geweihet blieb. Doch fallen ſie eben ſo oft auf den Montag, auch auf andere Tage. Ein Beiſpiel aus dem Vergleiche der Stadt Bremen mit dem Biſchof vom Jahr 1259:

„De Voget ſchall alle Jahr dri echte Ding hegen, den erſten Mondach nach den hilligen Twölften, den erſten Mondach nach den hilligen Oſtern, den erſten Mondach nach Michaelis (Lünigs R. A. Spec. Cont. II, IV Abth., III Abſchnitt, p. 443). Thisding allgemeine große Volksverſammlung, wie Diet in den Nibelungen 9639.

Wälſchſüchtige, Mangliebige, Meindeutſche können freilich nicht begreifen, warum das älteſte Urvolk in ſeiner ahnenreichen und ahnengleichen Geſtalt ſich immerfort Deutſche, d. h. ahnherriſche, urmenſchliche Leute nennen. Solche, die den Ahnherrn zum Herrn Dings wandeln, mögen ſtatt Deutſche ſich Dingiſche nennen und Dingſe bleiben.

---

*) Vergl. Germania I, S. 362 ff.

Deutſch kann zuſammengeſtellt werden mit Volk und mit Leut. Deutſches Volk, Deutſche Leute. Um Altdeutſch zu reden, ſo ſind Deutſche Volks-Magen (Blutsfreunde), Leute aber Volks-Mannen (Angehörige).

Tacitus meldet von unſern Altvordern: „Sie feiern in alten Geſängen, ihrer einzigen Art von Jahrbüchern, den Thuiſco, einen erdgebornen Gott, und ſeinen Sohn Mann, als Stifter und Erzväter ihres Volks.“ Der Urmenſch iſt überall ein Erdmann. So bekräftigt noch unſre Sprache bis auf den heutigen Tag, was die Geſchichte aus alten verklungenen Liedern verkündet.

Friedrich Ludwig Jahn.

Digitized by Google

# XI.

## Brun Sconenbek, Magdeburgiſcher Dichter, und ein Ritterſpiel der Bürger Magdeburgs im Jahre 1226.

„In duſſen tyden — M. CCLXVI. — weren hir noch kunſtabelen dat weren der rikeſten borgerkinder, de plegen dat ſpel vor toſtande in den pinghſten, als den Roland, den ſchildekenbom, Tabelrunde vnd ander ſpel, dat nu de Ratmanne ſuluen vorſtan. In dem vorgeſchreuen ſtryde was eyn kunſtabel, de heyt brun van ſconenbeke, dat was eyn gelart man, den beden ſyne geſellen, de kunſtabelen, dat he on dichte vnd bedechte eyn vroeydich ſpel. Des makede he eynen gral und dichte houeſche breue, de ſande he to gosler, to hildensheym vnd to brunswygk, Quedelingeborch, Halberſtad vnd to anderen ſteden vnd ladeden to ſik alle koplude, de dar ridderſchop wolden ouen, dat ſe to on quemen to magdeborch; ſe hedden eyne ſchone vruwen, de heyt vrow ffeye, De ſcholde men gheuen den, den ſe vorweruen konde mit tuchten vnd manheyt. Darvan worden beweghen alle Jungelinge in den ſteden de van goslere kemen mit vordeckeden roſſen, de van brunswygk kemen alle mit gronem vordecket vnd geclеydet vnd andere ſtede hadden ok or ſunderlike wapene vnd varwe.

Do ſe vor diſſe ſtad quemen ſe wolden nicht in ryden, men entpfeng ſe mit ſuſte vnd duſtiren. Dat geſchach twe kunſtabele toghen uth vnd beſtunden de vnd entfengen ſe mit den ſperen. Dewyle was de grale bereyt vp dem markede vnd vele telt vnd pawelûne

up geſchlagen vnd dar was eyn bom geſat up der markede. Dar hangheden der kunſtabelen ſchilde an, de in dem grale weren. Des anderen dages do de geſten miſſen hadden gehort vnd gegetten, ſe toghen vor den gral vnd beſchauweden den. Dar wart on vororlouet, dat malk rorde eynen ſchilt, welkes Jungheliuges de ſchilt were, de queme hervor vnd beſtunde den rerer. Dat geſchach on allen. Toleſten vordeynde vrowen feyen eyn olt kopman van Goslere, de voerde ſe mit ſik vnd gaf ſe to der ee. Vnd gaf or ſo vele mede, dat ſe ores wilden leuendes nicht mehr ouede. Hirvan is eyn gantz dudeſch bock gemaket. Deſulue brun ſconenbeke makede ſeder vele dudeſcher boke als Cantica canticorum, dat aue maria vnd vele gudes gedichtes.

Aus der Magdeburger Schöppenchronik Bl. 66. Mſcpt.

A. F. Riedel.

Nachſchrift. Dieſe merkwürdige Nachricht meint offenbar den Brun von Schonebeke (Schönebek bei Magdeburg), deſſen poetiſche Bearbeitung des Hohenliedes ich aus einer Breslauer Handſchrift näher bekannt gemacht habe, im Lit. Grundriß zur Geſchichte der Altdeutſchen Dichtkunſt, S. 446.

v. d. H.

## XII.

## Erzählung von dem erſten Auftreten der Geißelbrüder zu Magdeburg im J. 1349.

In duſſem ſuluen — M. CCCXLIX — iar vorhouen ſik gemeyne lude vnd neyden crutz up or cleyder vnd vp or hode hinden vnd vore, vnd worpen ſik toſamene an partyen vnd nemen eyn bute vnd eyn leuent an ſik to XXXIIII dagen vnd ſpreken, ed were geboden van dem Hymmele, to donde vor dat ſteruent der lude, dat de ouer mer was. De eerſten hir beſeen worden in der ſtad, de weren van perne. De kemen des vrydages in den paſchen. Se leghen to berge up den houe vnd ſanden ore houetlude in de ſtad to dem rade, vnd leten bidden, dat ſe in de ſtad moſten komen vnd or buthe ghan. Do de rathmenne ore breue ſeen vnd ore wyſe horden, on duchte ed rorde de papheyt, vnd ghingen vor de Domheren in dat Cappittel vnd vragheden, eft ſe de lud inlaten ſcholden, Eft ed dem louen edder der papheyt icht mochte ſchaden. Se antworden, on duchte men mochte ſe wol to laten. Ed enwere neymandes ſchade. alſo quemen de lude in de ſtad, van orloue der domheren vnd rathmannen. Derſuluen lude ghebere ſtunt alſus. Se ghingen mit vahnen an eyner proceſſien Twe vnd Twe toſamene. Se ſpreken, ſe müſten neyne vruwen roren. Darvmme heyt men de vruwen van on ghan. Se ſunghen eyne loyſſen de beghan alſus:

„Nu tredet her de boten willen
„Vle wy denn de heyten helle

„Lucifer is eyn boeß geſelle
„Wenn he denn behauet
„Mit heten peke he on lauet
„Darvmme vle wy mit om to ſyn
„Vnd vormyden der hellen pyn.
„We duſſer bote nu wil pleghen,
„De ſchal gelden vnd weddergheuen
„So wert ſiner ſunde both (buth)
„Vnd ſyn leſte ende ghut.“

Diſſe reye was wat langh, Da bliue beſtan vmme der korte willen. Wenn ſe denn kemen in de kerken Edder up dem kerkhof edder an eyn ander rumbleke, So toghen ſe uth ore cleydere up dat neddercleyt vnd hengheden vor ſik eynen doeck, de ghing van den lenden up de vote vnd was vmme tho, Alſo dat ſe nedden bedecket weren vnd bouen dem gordele blot, vnd hadden geysle an oren henden van dren ſtrenghen vnd daran gheknüttet harde knütten. Dar weren crutzewyß ſcharpe naelden dor drucket, dar ſloghen ſe ſik mede dat ſe blodden. Etlike ſloghen ok myt ſynne, dat ſe ed kume voleden. Alſo ghingen ſe drye vmme den kerkhoff vnd vellen an iowelkeme vmmeganghe dry ſtund crutzewyße up de eerden. Wenn ſe vallen ſcholden ſo ſangh or meſter:

„Nu heuet up alle Juwe hende,
„Dat got dat grote ſteruent wende!
„Heuet up alle iuwe arme,
„Dat ſik god ouer iw erbarme!
„Criſt wart gelauet mit gallen
„Des ſchulle wy an eyn crutze vallen!“

Wenn dat geſchen was, ſo ſtunden ſe auer mit ſanghe up vnd ſloghen ſik als vore. Wenn ſe up horen wolden, So reip or meiſter: Vy ſunder vor dat crutze! So weren ichteswelke de vellen dweres vor der proceſſien nedder, Ichteswelke up den rugge, Etlike up den buke, Etlyke an de ſyden; dat weren manſlachtige und eebreker vnd rouere, dar ghing den de proceſſien ouer on hen vnd ſloghen de myt gheysleu. So ging denn or hogeſte meſter na vnd ſloch Jowelkem eynen ſlach vnd ſprak: Broder ſtant up, dat de ghod alle dyne ſunde vorgheue! Denn cleydeden ſe ſik alle vnd gingen uppe den market, dar quemen de lude vnd beden ſe alle dorch god tho diſche, eyn twe, eyn dre Edder veyr myn edder meer,

Als Jowelk vermochte. Wenn ſe denn vor dat hus kemen, dar ſe laden weren, Se vellen an ore knee vnd ſpreken or beth. Datſulue deden ſe vor dem Diſſche vor eten vnd na; fruwesnamen en moſten on nicht denen to diſche. Diſſe erſte partie wart all to hus geladen, wente eyn wolde ſe vor dem andern hebben. Darna vorhof ſik de meynheyt vnd orer wart ſe vele, dat orer to leſten neymant gheerde. Do begunden ſe to predighen vnd langhe breue to leſende vnd ſpreken: God hedde den geſand van hymmeln, dar ſtunt Jnne wo god tornich were vnd de werlde wolde vorghan laten vnd wo vnſe vruwe maria dar vor hedde gebeden vnd des gelyk vele, vnd begunden tekene to kundighen vnd wo ichteswelke papen weren geppneget, darvmme dat men ſe nicht wolde ghan laten Jn ichteswelken ſteden dar ed den papen vorboden was, wente ed was eyn erdom. Se vormeten ſik toleſt, ſe wolden boſe gheeſte van den luden driuen, de bevanghen weren, vnd ſeden ſe hadden doden laten upſtan vnd dat god hedde or ſpyſe vermeret up dem velde, dar ſe wenich to etende hadden. Dit was allent geloghen. Dat vorvore men ſeder wol. To leſten beghan dat ghemeyne volk to murmerende Jeghen den papen. Do vorbod de biſſchop van magdeborch, men ſcholde ſie nicht mer to laten wente hir in der ſtad weren wol achte rote. So dat men ſe vorſloch vppe VI hundert. De ginghen or bote up der merſche vnd vp den nyen markede. De Biſſchop heyt ſynen vogeden ſe ſcholden alle de hindern, de alſo ghingen in ſynen landen. Darvmme ſammelde ſik dat gemeyne volk vnd brochten de gheyſelbroder wente to helmeſtede de van brunswigk vnd van hildenſem weren vnd etlike ſneden de crutze af vnde leypen heymeliken enwech, wente de van brunswygk weren vyende hir des biſſchopes. De biſſchop beſande de borger by Jnsleue dar he was mit den Domheren vnd ſtraffede ſe darvmme dat ſe dat volk to laten hadden an der papheyt rath. Se antworden vnd ſpreken: Here wy deden dat mit rade Juwes dekens vnd Juwer Domheren, de hir ſitten. Alſo leyt de biſſchop de Rathmanne vnbeſtraffet. Wente ſe ed clockliken hadden ghedan mit der Domheren rade vnd men mochtes den borgeren nicht to leggen. Alſo vorgingk dat volk wente vele tuſcheryke mede was. De vruwen beghunden ok in ichteswelken ſteden ſo to ghande. Hedde dat lengk geſtan, ed were ſchedelik dem louen weſen."

Aus der Magdeburger Schöppenchronik Bl. 80. Mſcpt.

A. F. Riedel.

## XIII.

# Altdeutſches Fabelbuch.

**Beſchreibung eines Altdeutſchen Codex, welcher ſich auf der Bibliothek des Erlauer Erz-Capituls befindet*).**

Ich habe ihn auf unſerer diplomatiſchen Reiſe im Monat Juni **1810** darin gefunden.

Der Codex iſt ohne Titel, Namen des Verfaſſers und Jahrzahl, in Folio, Schweinlederband, ſauber, weiß, zierlich. Auf den Rücken führt er den Titel: **Fabulæ et Apologi morales. Codex MS. Sæc. XV.** und die Signaturen der Bibliothek **III. L. B. V. 6.** welche auch inwendig angebracht ſind. Der Einband iſt ganz modern, der Schnitt ungefärbt.

Es iſt ein Altdeutſches Fabelbuch, wovon uns der Vice-Bibliothekar Paul Dinkay folgende Nachricht gegeben hat:

**„Liber hic Germanicus Authoris ignoti Viennæ Anno 1783 in licitatione Bibliothecæ Principis Auersperg 2 fl. emtus est, Continet in se Fabulas, et Apologos Morales, juxta quatvor virtutum Cardinalium Seriem deductos, adnexis ab initio figuris calamo delineatis. Hoc ex Actis Bibliothecæ nostræ.**

---

*) Von dieſer Sammlung, die nicht häufig zu ſein ſcheint, und die einzelne ſehr ſchöne Fabeln enthält, beſaß auch mein verſt. Freund Büſching eine leider etwas unvollſtändige Handſchrift. Die folgende Nachricht von der Erlauer Handſchrift erhielt derſelbe (wie er dabei bemerkt) durch die Güte des Herrn Kovachich, des Sohnes, den, ſo wie ſeinen verſtorbenen würdigen Vater, unermüdlicher Fleiß und die freundlichſte Mittheilſamkeit auszeichnen. H.

Digitized by Google

De cetero securam reddo D. V. S. quod sua Illustritas (Baro Ignatius Szepessy) Profectus Bibliothecæ, in extradando hoc MS. difficilis non sit, imo, data proxima occasione illud expediri jussit .... Agriæ d. 14. Jun. 1817."

Ich habe dieſen Codex gegen Revers, wirklich aus den gefälligen Händen des Anſarer Biſchofs und Statthalterei-Rathes Franz v. Madaraſſy als Erlauer Domherrn, noch im Auguſt erhalten, und genau überleſen.

Er beſteht aus 138 mit Bleiweiß bezeichneten Folioblättern, iſt ſehr ordentlich gleichförmig und ſauber geſchrieben, und nett erhalten, hat inwendig bei der Nath ſtarken daumbreiten Rand, der obere, und äußere iſt über zwei, der untere drei Zoll breit; das Papier dick, und rein, die Schrift fett, und gleicht mehr der Rundung der Lateiniſchen als der eckigen Möncheſchrift, welche unrichtig Gothiſche genannt wird.

Jede Seite hat 27—30 Zeilen; nirgends findet ſich fremde Hand, äußerſt ſelten, und kaum bemerkbar eine Correctur, ſehr wenige Verkürzungen. Von Anfang bis Ende ſo gleichförmige Schrift, als wenn alles mit den nämlichen Lettern gedruckt wäre. Die Blätter haben ihre Cuſtodes überall, deren viele abgeſchnitten ſind. Bei jeder Fabel, eben nicht immer zu Anfang derſelben gleich, ſind rohe Zeichnungen der angeführten Thiere mit der Feder frei gemacht, doch deutlich und kennbar; ſie gehen aber nur bis das ſiebenzigſte Blatt, wo ſie dann aufhören, doch ſind dazu bis Ende des Codex gevierte Plätze geblieben. Auch für die Anfangsbuchſtaben jeder Fabel ſind leere Plätze geblieben, aber kein einziger in dem ganzen Codex ausgemalt, nicht einmal wie ſonſt, kleingemacht, den allererſten in der Vorrede ausgenommen.

An vielen Codices des XV. Jahrhunderts, beſonders aus der zweiten Hälfte deſſelben, habe ich den Mangel der gemalten erſten, und Anfangsbuchſtaben bemerkt, hingegen in den älteſten gedruckten Büchern häufiger, doch nicht immer, ſie oft prächtig ausgemalt gefunden. Mir ſcheint, daß die Miniatores nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſo wie die Librarii mit der Sitte, Handſchriften fleißig zu ſchreiben, nach und nach in Verfall gerathen, und welche die Kunſt, weil ſie dieſelbe erlernet, noch aus Noth getrieben, ſich bei den gedruckten Büchern gebrauchen ließen, bis die Buchdrucker die großen Anfangsbuchſtaben ſelbſt zu drucken angefangen, und

zuletzt allgemein eingeführt haben, welches die Epoche herbeigeführt hat, daß die Miniatoren gänzlich aufgehört haben; und dieſe Kunſt als Brodproſeſſion, iſt mit den Glasmalern, Bögenmachern, und mehr anderen Profeſſioniſten und Handwerkern ſo zu ſagen verloren gegangen.

Auf jeder Seite iſt die Schriftcolumne durch feine, mit Tinte gezogene Linien, allerſeits von dem Rande abgeſöndert, und genau voll beſchrieben, doch ſind ſie für die ſehr geraden Schriftzeilen nirgends liniirt.

Im erſten Buche ſind durchgehends alle, im zweiten nur bis das zehnte Gleichnis auf dem 140. Blatte, die Aufſchriften der Fabeln roth geſchrieben, dann verſchwinden nicht nur die rothe Schrift, ſondern ſelbſt die Aufſchriften der folgenden Fabeln ſo, daß man beim erſten Anblick ihren Anfang nur an den leeren Vierecken der Anfangsbuchſtaben bemerken kann. Folgende Vorrede geht dem Werke voran:

**Der Hachswebend in naturleichen chünsten Maister Aristotiles sprichet in Propleumatibus, das ist in seinen chünstleichen und swerenn fragen, wy wol sich all menschen frewen das sy gelerent werden in ewenpilden und in geleichnüssen. Jdoch geuellet in das Michelspas wa das gepew der Sitten mit sichtigen ewenpilden und geleichnüssen chlarleich erczaiget wirdet. Davon seind aus den siten der naturleichen tyr und aus aigenschaft beschaffner dinge als aus lewentigen pildern menschleiches lebens naturleiche aigenschaft entworffen und gepildet wirdet. Seyd all welt nicht anders ist wen ain schül naturleicher lere und alle beschaffne ding sint vol vernunft und Weishait. Darumb mein allerliebster Sun begeren wir dir czu schreiben Sittleiche lere und ler der Syten dy dein jugend lerleich und vaterleich under weysen dy nicht van unserer armüt chrankches synnes aus fliesen sunder van der ader der chünstreichen maister mit gotleicher Hilffe, das dw chlarleicher vernemest, leichtleicher lernest, Süſsleicher chostest und bedachtleicher wehaltest mit figurleichen aus czaigen und mit Ewenpildleicher geleichnüſs.**

**Seyd aber mit den vier vorgennden und vbertrefleichen angeltugenden dy de Schrift also: wenn Weishait, Grosmü-**

Digitized by Google

tichait, Gerechtigchait, und Meſsigchait. Das gepew guter siten und aines geordenten und rechten lebens grundleich wirdet beſloſsen und aus (uns?) czufleuſset, wan die vier benanten angeltugend sint die geviert vyrung des heyligen Job; auch sint sy dy viere dy Nabuzardän czeruttet da er Jeruzalem zustoret. Das erste was der Tempel der Weishait. Das ander was dy Maur vermugendes gewaltes der Grosmutichait. Das dritte was der Pallast Kunigleicher Gerechtigchait. Das vierde waren die hewser des frides und der mäſsigchait. Aus den viren wirdet ain man mit Weishait in got geordent, mit groſsmutigchait in im selber das er in wyderwärtigchait icht czugleich und vorchtleich valle mit gerechtigchait schikchet er sich rechtleich gen seinem nagsten. Mit Mäſsigchait peswäret er chainen menschen in seinem gelükch ob im das froleich zulachet. Also wais dy Weishait und erchennet das güt zu erweln und das pöse zu verchiesen. Grosmütigchait weuestet ordenung inwendiger tugend. Gerechtigchait würchet das güt. Aber maſsigchait vermeidet das vbel. Nw wurchen die vir tugend das mit an (in?) der vorichtleich sawſs der vir graſsen und schedleichen laster gancz zuruttet und umbecheret wirdet. Die selbigen vir laster sint: Tarhait, Hachuart, Geitigchait, und Unmassigchait. Das sint die vire die dem heiligen Job vir gute ding czerutten und czetrenten dy ersten waren Zabei der Torhait dy wüsten im dy ochsen der weishait, dy andern waren Chaldei der Hochuart dy berawbten in der Camel der Grosmütigchait. Das dritte was der vint der ungestümen und fräueln geitigchait der wäet und plies in das haws da dy die in wirtschaft saſsen trunkchen und aſsen, der rewtet gancz und gar aus die zehen gepot der gerechtigchait. Das virde was das giftig fewr der uncheusch das verczeret gancz und gar hincz in den aschenn dy natürleichen chlaynad und nýrn der raýnigchait die yecz genamten vir ubel sint die vir scharffen horn die nach Zacharie weiſsagen erwegtenn dy guten ding Judee und Israhel. Sy sint auch dy viere dy nach des weiſsagen Johelis sage an alle sattung verczerten und fraſsen die frucht der erden. Auch waren daſs all hie genant die selbigen vire. Das erste [das erste] der chrawt wurm der wemutigen Tar-



Digitized by Google

hait; das ander der Hewschrekch der fliegundnn hachuart; das dritte der Keffer der unsattigen geitigchait; das vierd der rott der unerleschleichen und swebelischen uncheusch. Nw das man wiſse unser maynung ist ze merkchenn das unser furgankch ist in vierveldigem werich: des ersten so arbaitten wir wider dy unweishait und nemen fur uns die weishait. Darnach schreyben wir wider die hachuart dy der Grosmütigchait wider ist van der wir zu dem andern mal schreiben. Darnach wider die geittigchait mit der hachdultigen gerechtigchait die wir in dem dritten taile für uns nemen. Zu dem virden mal wyder dẏ lasterwären *uncheusch* mit der lobleichen maſsigchait dy wir in dem virden tail ausrichten. Also das damit das vierveltig reich das Nabuchodonozor in dem trawme sache mit dem flinſs unserm herren Jhesu Christo geschlagen und zebrochen werd. Nu heben wir unser püch an und schreyben des ersten van dem laster der unweisenn Tarhait das der ersten Angeltugend der weishait wyderwartig ist. etc.

Das erste Sprichwort: Deinde seqvitur, ut supra tibi bene patebit: *Lern alczeit und in den lestenn czeiten, hab den grosten fleis weishait zu lernen.* etc. Des ersten sprichwortes geleichnuſs ist dy, die hör also:

Bl. 2. Der Fuchs und der Rabe.

Bl. 3. *Seqvitur: Der Mensch ist im selber gar ze nichte an Weishait.* Des andern Sprichwortes geleichnüs ist die: Der Adler und die Sonne.

Bl. 4. *Ware Weishait ist die, dy mit aynveltiger Unschuld gecziret ist.* Des dritten Sprichwortes geleichnuſs ist die, und spricht: Die Thiere im Rathe.

Bl. 5. *Nucz die pesten dinge mit waishait und süch und wurkch mit ir alle ding nach der czeit und nach der Stat.* Des vierden Sprichwortes geleichnus ist die: Die Grasmuck, und Ameise.

Bl. 7. *Als lang und dw tödleich pist so pis allenthalb in vorichtenn, et cetera.* Des fumften Sprichwortes geleichnuſs ist: Der hungrige Raab, und Fuchs.

Bl. 8. *Sihe wa du deinen füſs hin seczzest und czwey-*

Digitized by Google

*ſell in gar sichern dingenn.* Des sechsten Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Die Fliege, und Spinne.**

Bl. 10. *Mit sicher purd gee allczeit leydleicher.* Des Sybenden Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Die Maus, und der Schneck.**

Bl. 11. *Den Ancher deiner Hoffnung heft allain in den ewigen guten.* Des achten Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Walfisch, und der Fischer.**

Bl. 12. *Hab allain das ewig lieb das gerewet dich nymmer.* Des newnten Sprichwörtes geleichnuſs ist die: **Der Affe, und der Fuchs.**

Bl. 14. *Wo vil rates da ist auch vil hailes etc.* Des czehendenn Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Fuchs, und die Ameise.**

Bl. 15. *Alle ding mit wolgedewtem yndrukchen ee und du sy tuest etc.* Des ainleften Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Ochs, und das Schwein.**

Bl. 17. *Gee in allen dingen mit swären und geordenten Sitten etc.* Des czwelftenn Sprichwortes geleichnuſs ist die, und spricht: **Das Pferd, und der Ochs.**

Bl. 18. *Piſs snell zu hörenn, und träg zu gelawbenn etc.* Des drewczehnten Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Rab, der Fuchs, und die Hühner.**

Bl. 20. *Hab lieb rw des herczenn, und flewch müsgänkch etc.* Des vierczehenden Sprichwörtes geleichnuſs ist die: **der Wolf, und der Zugochs.**

Bl. 21. *Red wolgelerter und pis wegirig zu horen etc.* Des funfczehenden Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Rabe, und der Frosch.**

Bl. 22. *Schrey nicht vast, und du doch vil.* Des Sechczehenden Sprichwortes geleichnüſs ist die: **Der Waldesel, Löve, und die Wölfe.**

Bl. 23. *Mäſsiges gelukch das waltet groſses hailes etc.* Des Sibenczehenden Sprichwortes geleichnuſs ist die: **Der Planet, und die Sonne.**

Bl. 24. *Verschmäch niemant und erczaig iedem man pilleiche ere.* Des achczehenden Sprichwortes geleichnuſs: **Der Löve, der Fuchs und die Maus.**



Digitized by Google

Bl. 26. *Hab mänchleich lieb hab luczel gehaim wis mänchleich getrew.* Des newnczehenden Sprichwortes geleichnuſs ist die, und spricht: Die Wippernatter, und der Igel.

Bl. 27. *Tue dein hercz in haubet noten allain ainem erweltenn auff.* Des czwainczigisten Sprichwortes geleichnuſs ist die: Der Rabe, und die Taube.

Bl. 28. *Grosmutige gedult uberwindet als ubel etc.* ut supra. Des ain und czwainczigisten Spriehwortes geleichnuſs ist die: Das Waitzkorn, und der trockne Stein.

Bl. 30. *Wiſs allczeit genaigt zu parmherczigchait etc.* Des czwai und czwainczigisten Sprichwortes geleichnuſs ist die: Der Bär, das Lamm, und die Taube.

Bl. 31. *Hast du jemant gelaidigt vor dem wesorg dich alczeit.* Des drey und czwainczigisten Sprichwortes geleichnuſs ist: Der hungrige Fuchs, und die giftige Schlange.

Bl. 32. *Mit ainem auserweltenn gesellen solt du handeln oder geenn etc.* Des vir und czwainczigsteun Sprichwortes geleichnuſs ist die und Spricht also etc. Der Buſsfertige Fuchs, der Hund, der Waldesel, Bär, Löwe, Pfau, Wolf, das Schwein, und andere Thiere.

Bl. 34. *Wis wolgeschikchet in allenn dingenn etc.* ut infra. Des funf und czainczigisten Sprichwortes geleichnuſs: Das Ohr, und das Auge.

Bl. 36. *Die hochst vestichait westäte dich in gutenn dingenn.* Des Sechs und czwainczigisten Sprichwortes geleichnuſs: Die Edelsteine, Gelosia, Abeston und Synoclites.

Bl. 37. *In gutem lewnt, grun alczeitt in den vir angeltugenden.* Des syben und czwainzigsten Sprichwortes geleichnuſs: Der Feigenbaum, Lorberbaum, Oehlbaum, Lerchbaum, und Palmbaum.

Bl. 38. *Also endet sich das erste puch von der edlen Weishait.*

*Nu hebet sich das ander puch an von der Grosmütichait wider das laster der hochuart etc. ut infra.*

*Die erst geleichnuſs des andern puches saget von dem*

Digitized by Google

*gut der diemutichait wider das übel der hochuart:* Die Luft, und die Erde.

Bl. 39. *Die ander geleichnuſs ist wider die über würtigen auf plaer:* Das Fleisch und die Seele.

Bl. 40. *Die dritt geleichnuſs ist wider die dy der grosten ding wellen wirdit (wirdic?) seyn:* Der Bock, sieht sich in den Brunn, und der Igel.

Bl. 41. *Die vierd geleichnuſs ist wider die türstigen türrär.* Der Strauſs, die Vögel, die Henne.

Bl. 42. *Die fumft geleichnuſs ist wider die chünen:* Der Urs (Bär), der Ritter, der Maull.

Bl. 43. *Die sechst geleichnuſs ist wider die hochwertigenn die sig got gleichen etc.* Der Affe auf dem Mastbaum, und Thron.

Ein Affe sahe wie ain Schiffman gar snelle an dem maspawm in die höhe staig, des geleich versuchet der törsche affe auch ze tün, das merkchet ain rab mit trewem fleiſs, und sprach zu im: Mein prüder ste still hie niden an deiner statt la die höche ein höche sein wann wie leicht du czu höche steigst in ain fremdes reich das dir unwechant ist so prichest du mit swärem valle was du gesuntes in dir hast und wirdest auch der deinen Sinn werawbet. Den trewen rat verslüg der Affe und lieff mit eyle über sich in höhe höch do chöm in der swintel an wann er was des hirnes chranck und viel er ainen so swinden vall das im sein genick so gar czebrach das er hinfür den himel nymmer mer möcht angesechen. Darnach sahe er ainen chunig mit purpur adeleich wechlaidet und auf dem stüll seiner magenchraft in hochen eren siczen. Das geviel seinem herczen wol und wegeret solicher eren, und als pald der chunig den seſsel seiner wirde raumet da saſs der Affe gar wegirlich auf den chunigleichen thron. da das ain fuchs gesecheu het, der chom mit eyle fur den thron. Er eret den ungeschaffen Chunig mit kosparn grüſse er naiget sich, und ward sein verlehender man und verpand auch sich zu dienen, darnach hüb er an zu reden als das vor fürsten cziemlich ist mit ausgenommen urlawb und sprach, du unherleicher tyrann und wütreich als ich dir rates gepunden pin, also rat auch ich dir mit trewen.

Mach dich palde von den eren dar ein du dich selb geseczet hast, wann der Chunigleichen eren ist dir an alle maſse ze vil. Da aber der wetrogen chunig den trewen ratt verschmähet und wolde den stüll nicht rawmen, da ward er gar mit graſsem saws ab dem stüll den hunden für geworffen die zerriſsen im den palk und ward auch seiner synne vollichleich weraubet. Darnach über etlich czeit chöm der Affe wider czu im selber, und sprach mit chlagleicher Stymme we mir we mir wann ich hab des weisen rat verschmähet ich hab nicht verstanden das chain hail da ist wo nicht weiser und getrewer rat ist. Da des der greise fuchs geinnert ward der chön (m) zu im und sprach also: Seind ich nu sihe das du deiner Synne pist etwas wider chömen darumb so wil ich dich in warer lieb straffen. Sage mir was wilt du dich allain hindan seczen und für alle andrew tyr das Joch ainer gemainen zuflucht von dir werffen und wilt dich dem geleichen dem von natur alle creatur mit diensten undertänig sint; das verantwortet der Aff: Mich nötet darzu angeborne wegir oder pist du weiser fuchs des nicht geleret das ich under allen tyren menschleicher slacht das aller geleichest pin. da wider sprach der fuchs also: wie wol du nach figurleicher gestalt dem menschen änleich und geleich pist für andre tyr. Idoch seynd die geleichnuſs an dir vercheret [ist]. darumb ist chaines andern tieres gestalt als ungestalt als die dein. Nu was mag ungestalter sejn denn dein versmogens und unedels antlucz es war dann ob die murrochten vast edel wurden geschätzet dem gevingert branken (?) und die pleckenden scham deines hindern tailes. Es wär danne das du dich an stumphf und an swancz höcher schätzest wenn der hochprangend phfab ist mit seinem vergulten swancze. ffür wär als verr ich mich verstee wer sich ainem ding geleich wiget dem er nie geleich ward der ist ain so wildes merwnnder desgeleich auf erden nie gesechen ward. Oder waist du nicht das ainer der sich dem menschen geleichet der nach got gepildet ist mainet got selber geleich zu sein und als verr er dem geleich will sein als verre vercheret sich sein gestalt in teufelische. Nu sage mir was mag ain groſser unpild sein hie niden in der werlt wen so die jämrig creatur irem schephfer

sich mainet zu geleichen der hochuart und des unpildes mocht der himel nicht erleyden wann die machet aus claren engeln scheuczleich teufel. Wann wer sich dem geleichen wil den chain englischer sin volschätczeu mag der geleichet den tod dem leben, almächtigem vermügen die plöden chranchait, der himlischen glori den irdischen iamer, der ewigen warheit menschleiche törhait, dem ewigen liecht die menschleichen vinster. Auch sag ich dir wild du dem menschen geleich seyn so volg auch seinen vvestriten nach [und nach] und mach auch dich chrestichleich seinem willen geleich wann wenn du nu damit gevellest so gibet er dir sueſse speis er wechlaidet die Scham deines leibs mit frewden reicher wate: mit der maisterleichen rede ward der chrankch geleret das er mit wegir ainen arczt suchet der im sein wunden hailät etc.

Bl. 45. *Die Sybent geleichnuſs ist wider die dy wesunderleich für ander lewt wellen gesehen werden und geselschaft haſsen in übermut.* **Der Hase, und der Sperlink.**

Bl. 46. *Dy acht geleichnuſs ist wider dy, die da mainen sy sein von in selber und wellen auch ir selbst sein etc. ut infra:* **Der Wille, und die Vernunft.**

Bl. 47. *Die newnd geleichnuſs ist wider die dy frey und ledig wellen sein und chainen herrn habenn:* **Die Schafe, und der Hirsch.**

Bl. 49. *Die czehent geleichnuſs ist wider die wegir des herschens:* **Die Begirde, nnd der Verstand.**

Hier hört die rothe Schrift, welche ich im vorhergehenden doppelt unterſtrichen habe, und alle Aufſchriften der folgenden Fabeln auf.

Bl. 51. Der Bär und der Fuchs, die Hinde und der Hirſch.
Bl. 53. Die Wolke, und die Erde.
Bl. 54. Die Nachtigal, Ameiſe und Fliege.
Bl. 56. Das Schilfrohr, und Zukerrohr.
Bl. 57. Der Hahn, und der Fuchs.
Bl. 59. Der Froſch und Aal.
Bl. 61. Der Fiſch mit ſieben Zeil zähne, und der Schwertfiſch.
Bl. 62. Das Einhorn, und der Rabe.
Bl. 04. Der Burd und das Maul.

Ein Burd und auch ain Maul die chomen ann ainem wege zelauffen. Das rümet sich der Burd wy er von ainem edlern vater geporn wär wenn der Maull. Da antworttet der maull mit weschaidner antwortt und nicht mit gevarigem widerslag der czungen und sprach also: Ey nu sage mir des pit ich dich was wirdenn chumet dir da von das dich ain phferd an ainer esellin gemachet hat seind du doch ain Burd und nicht ain phfärd pist wan sol ainer edel von seinem geslächte sein. So muss auch er der siten und der tugenden aines solichen gevertes sein wann wo nicht soliche geleichnuſs der siten und der tugenden ist da pringet ainem die wurcz van der er chomen unt entsprungen ist weder rüm noch lobes ere. Waist du nicht das von dem vergiftenn dracken chomet der wolgeadelt stain dracontides und von dem wolgeadelten hann chumet die pöst under allen slangen der Basiliscus ist genannt. Ain schone rose hailsamer tugend entspringet gar van scharffen dorn, und von des ygeles lindem fleische wachsen porst die schärfleich hecken. Golt chumet van dem Swebel und van clarer flamme chumet rauch der swarcz und an clarhait ist. Nu richt mir aus wie macht du dich gerumen deines vater der dich an ainer eslin gemachet hat und schendest mich darumb das mich ain esel an einem veltphärd geperet hat. Seind doch das phfärd dein vater des newr laster und chain ere hat das er dich nicht nach ihm ain phfärd sunder ainen Burdischen miſsrat gepelczet hat. Aber mein vater der esel mâg sich des wol rumen das er mich starcken Maull mit ainem veltphfärd erworfen hat. Und wie wol mein vater clainer ist wen ain phfärd so laugen ich doch sein nicht zu vater wan ich pin als volmugent als ain ander phfard. Darumbe seind hach gepreistes adel in leipleichen und geistleichen dingen nicht anders ist wenn adeleiches wesiczen der hailwartigen tugend. So pringet mir auch das vil mer rumes das ich mag ewentewren in rechter warhait gegen phfärdes stercke. Wen das du güftest von phfärdes adel und doch der sterk weraubet pist auch wiſse alspald und ainer adel des fleisches für sich nimet in hohem rüm als du hie tuest als pald so strewet er das wirdig adel der sele mit lastwären winte seines mundes

in die weite und machet sich selb nicht ainer wicken wert und also wirdet er snöd und swach aus dem ruem seiner adeley und mit der clarhait seines liechtes swerczet er sich selber mit dicker vinster und was edels gutes an im ist das machet in swach und lasterwär wan er chumet im nicht nach mit tugent reichen siten. Wilt du mir folgen so rat ich dir das du dich hin für da vor wewarest wann tätest du des nicht so geschäch auch dir als ainer weisgeverbten wand wie blank die an ir selber ist, doch wirdet sy geswerczet von dem fewre und von clarer flammen wirdet sy vast ungestalt. Auch ist den weisen wiſsenleich, das die clainen margariten des geltes hoch und reiche sint und die gar clainen staine die wiget man fur golt und silber chnollen und so ain ding es sey golt oder edel gestain je tugentreicher an im selber ist so es auf der wage der dymütichait ie swärer ist. Solches wurchen haben auch die aller clainsten speczerey als cynamon und Balsamus die sint swär auf der wage da man sy gegen golt schol schätzen wy wol sy doch nach der groſse weder swär noch allczu michel sint. Das ich nu der versmächte Maul deines rumes van deinen adel in churcz all hie ain ende mach, so wisse das von mir das wares und erwirdiges adel als du ee gehöret hast nicht anders ist wen ware dymutichait wann die erhebet sel und hercze uber sich und fuget die paide dem almachtigen got in liebe zu, sy verainet sy mit got sy erleuchtet sy mit gnaden und mit weishait, da must der Burdo sweigen und welaib ain eselisches vich.

Bl. 66. Der Fuchs, und der Affe.

Bl. 67. Der Pfau, und der Igel.

Bl. 70. Der Strauß, und der Rabe. Dieſe Fabel iſt die letzte, welche eine Zeichnung hat.

Bl. 71. Der Dorn, und der Feigenbaum.

Bl. 72. Das Firmament, und der Saturnus.

Bl. 74. Der Pfau, und der Rabe.

Bl. 76. Der Rabe, und die Nachtigal.

Bl. 77. Der Rabe, und der Fuchs.

Bl. 79. Der Hahn, und der Rabe.

Bl. 81. Der Affe, und der Waldeſel.

Digitized by Google

Bl. 83. Die Taube, und die Lake.
Bl. 84. Der Rabe, und der Fuchs *).
Bl. 86. Der Maulwurf, und die Natur.
Bl. 88. Der Crocodil, und der Strophilus.
Bl. 90. Der Geizige, und das Glück.
Bl. 92. Der Affe, und der Fuchs.
Bl. 95. Der Rabe, und der Pfau.
Bl. 97. Der Drache, und die Hyena.
Bl. 99. Der Fuchs, und die Wieſel.
Bl. 102. Der Affe, und der Fuchs.
Bl. 104. Der Jüngling, und der Waiſe.
Bl. 108. Der Fuchs, und die Wieſel.
Bl. 109. Der Affe, und der Hofſpielmann.
Bl. 112. Die Feldkürbis, und der Palmbaum.
Bl. 114. Der Kranke, und der Blutigel.
Bl. 115. Die Biene, und die Spinne.
Bl. 117. Der Ochs, und der Wolf.
Bl. 118. Die Eule, und das Taglicht.
Bl. 120. Der Seidenwurm, und die Spinne.
Bl. 122. Die Luft, und die Erde.
Bl. 123. Die Maus, und der Seidenwurm.
Bl. 125. Die Erde, und der Himmel.
Bl. 126. Die Nacht, und der Tag.
Bl. 128. Die Donau, und das Meer.
Bl. 129. Die Sonne, und das Finſter.
Bl. 131. Der Adler, und der Phönix.
Bl. 132. Die Wippernatter, und ihre Frucht.
Bl. 134. Der Hund, und der Wolf.
Bl. 136. Der Mauskater, und das Schwein **).
Bl. 138. Das Schwein, und der Fuchs.

Dieſe letzte Fabel in dem Codex iſt nicht ganz, ſondern bald nach dem Anfange abgebrochen bei dieſen Worten: **Ich bin des Bauches weit und braitt, und bin lanck nach dem Rucke, ich wird von lauffen nimmer müd, und rwwen** ***). Dieſes Ende iſt auf der Kehrſeite des 138. Blattes.

---

*) Hiemit fängt das dritte Buch an.

**) Dieß iſt der Anfang des vierten Buches.

***) Die Fabel iſt bedeutend lang. Darauf folgen noch neun Fabeln.

Das Uebrige iſt leer, und ſind noch drei Blätter des nämlichen Papiers auf die nämliche Art linirt, noch weiß in dieſen neu gebundenen Codex, wo man alſo nicht wiſſen kann, wie viel Blätter vor dem Einbande noch leer geweſen ſeyen, und ob, und wieviel Fabeln, zu dem Ganzen fehlen.

Das erſte Buch hat 27 Fabeln, welche von der erſten Angeltugend, nämlich von der Weisheit lauten.

Das zweite Buch handelt von der Großmuth wider die Hoffart. Hier ſind der Gleichniſſe nur zehn mit rothen Aufſchriften, aber die Fabeln, welche auf die Hoffart Bezug haben, laufen noch wenigſtens bis das 81ſte Blatt. Auf dem **114ten** Blatte hat die Fabel noch auf die Gerechtigkeit Bezug, und ſo bliebe wenig für die Mäßigkeit, welches vermuthen läßt, daß einige Fabeln von dem vierten Buche am Ende fehlen. Ueberhaupt läßt ſich nicht genau beſtimmen, wo ſich die drei letzten Bücher anheben, oder endigen, indem die Abtheilung nirgends angemerkt vorkömmt, ſondern die Fabeln bis Ende des Codex an einander folgen; und weil ſie auf verſchiedene Tugehden Bezug haben können, ſo iſt es nicht leicht zu beſtimmen, welche der Verfaſſer der Großmuth, Gerechtigkeit, oder Mäßigkeit zugetheilt habe.

Es kommen in mehreren Fabeln die nämlichen Thiere vor, doch ſind die Fabeln, nicht wiederholt, ganz verſchieden. Als: Bl. 12. der Affe prahlt ſich, daß er edel gebildet ſei, der Fuchs hält ihm ſeine Häßlichkeit vor. Bl. 92. Ein junger Affe geht mit einem alten Fuchſe auf die Reiſe. Bl. 102. Der eingekleidete Affe wird ſtolz, aber von dem Fuchſe über ſeine Eitelkeit belehrt.

Bl. 66. Der wohlgemäſtete Fuchs prahlt ſich mit ſeinem Balg zum Geſpötte gegen einen hungerbrüſtigen nackten Affen, dieſer aber ſtellt ihm die Gefahr, welche ihm eben der Balg zuziehen wird. Eben ſo Bl. 99. Der alte waſſerſüchtige Fuchs erſucht die Wieſel um Arznei und Rath. Bl. 103. Ein hungermagerer Fuchs kömmt in einen Keller durch ein enges Loch, begraſt ſich wohl, und eine Wieſel erinnert ihm, das er ſatt gefüllt durch das nämliche Loch nicht zurück kommen würde. Abermal Bl. 2. Ein alter lehrbegieriger Fuchs giebt einem Raben die Lehre, daß man immer mehr lernen ſoll. Bl. 7. Stellt ſich der hungrige Fuchs todt, in der Hoffnung, der hochfliegende, nahrungſuchende

Rabe wird ſich nähern und er ihn erhaſchen, aber der Rabe hat die Liſt gemerkt. Bl. 18. Ein Rabe will die Hühner zu dem bußfertigen Fuchſe führen, damit ſie ſich beide derſelben bemächtigen könnten; der Hahn widerräth es ihnen. Und Bl. 74. Ein ſtolzer Pfau ſpottet den ſchwarzen Raben, und dieſer ſtraft ſeine Eitelkeit. Und Bl. 95. Ein Rabe ſpottet einen Pfau, dem die Federn ausgerupft worden.

Joſeph Niclas Kovachich v. Senqvitz.

Doctor der Philoſophie, Beiſitzer der Gerichtstafeln in den Varasdiner, Borſoder, Szalader und Neograder Geſpanſchaften, auch der Ungariſchen Bibliothek des National-Muſeums Adjunct.

Digitized by Google

## XIV.

# Iſt Heinrich v. Ofterdingen Verfaſſer der Nibelungen-Noth?

Herr Anton Ritter v. Spaun hat unlängſt ein Schriftchen herausgegeben: „Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Verſuch den Dichter und das Epos für Oeſterreich zu vindiciren. Linz 1840.“ 8. 132 Seiten nebſt 6 Seiten Noten, wo die 4 erſten Stanzen auf öſterreichiſche Volksweiſen für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung geſetzt ſind.

Ofterdingen geht es wie Homer. Um dieſes Landmannſchaft ſtritten 7 Städte, um jenes 4 Orte: Mainz, Eiſenach, Schwaben und Oeſterreich. Mainz hat Prof. Braun in den Quartalblättern des Mainzer Kunſtvereins von 1831, im zweiten Hefte, in Anſpruch genommen, da noch ein Haus in Mainz zum Afterding heißt. Eiſenach nimmt Rote in ſeiner thüringiſchen Chronik als Heimath, da er Heinr. v Ofterdingen Bürger von Eiſenach nennt. A. W. v. Schlegel, von der Hagen, und Andere haben ihn für einen Schwaben gehalten; und im wirtembergiſchen Schwarzwalderkreiſe im Oberamte Tübingen liegt wirklich ein Pfarrdorf Ofterdingen, und dieſer Familienname kommt in Schwaben noch jetzt vor, jedoch nicht als ritterliches Geſchlecht. Ritter v. Spaun macht ihn dagegen zu einem adeligen Geſchlechte im öſterreichiſchen Traunkreiſe, wo am weſtlichen Abhange des waldigen Kirnberges (Kürenberges) das alte Oftheringen liegt, das noch jetzt Oftering heißt, nicht weit von der gräflich ſtahrenbergiſchen Stadt Efferdingen und ganz nahe

bei der Abtei Wilhering. In einer vom Ritter v. Spaun im Kloſter Wilhering gefundenem Urkunde etwa ums Jahr 1160 kommen ein **Albret de Oftehringen, Adelbreht de Grilporten** (noch jetzt das Dorf Grillparz in der Nähe) u. ſ. w. als Zeugen vor; in einer andern von 1161 ein **Adelram de Oftheringen et filius eius Adelram, hi liberae conditionis**; in einer dritten von 1167 ein **Alramus de Oftheringen.** Auch in einer ſchon gedruckten Urkunde von 1151 wird ein **Adelramus de Oftheringen** als Zeuge aufgeführt. Gegen den Einwurf des fehlenden d führt der erwähnte Verf. an, daß der in der erſten Urkunde vorkommende Name Rudolfdingen, eine halbe Stunde von Oftheringen, in früheren Urkunden auch nur Ruodolvingon genannt werde. Er glaubt nun, daß der Sänger des Herzogs Leopold VII von Oeſterreich auf der Wartburg und des Luarin (Laurin), ein Bruder oder Sohn des in den Urkunden von 1161 und 1167 vorkommenden Adelram oder Alram ſei. — Neben dieſen geſchichtlichen Beſtimmungen hat Lachmann ihn zu „einem durchaus mythiſchen, und ſeinem Leben, wie ſeiner Poeſie nach unbekannten Dichter" erklärt. Dennoch kommt der Name Heinrich von Ofterdingen nicht blos im Wartburgkriege vor, ſondern auch unter den Dichtern der Minnelieder und am Schluſſe des König Laurin, wo es heißt:

Nun hat diz buch ein ende.
Got vns ſin helfe ſende,
Daz wir zu aln ſtunden
In gnoden werden funden;
So mag uns wol erlingen.
Heinrich von Offtertüngen
Diſe offendüre geſungen hat.
Daz ſü ſo meiſterlich ſtot,
Dez waren ym die firſten holt,
Sie goben ym ſilber vnd golt,
Pfenge vnd riche wat.
Hie diz buch ein end hat.
U. ſ. w*).

---

*) Man ſehe v. d. Hagens Minneſinger, 4, 746 und 877, beſonders die älteſten Zeugniſſe über den Wartburgkrieg, von Dietrich von Thüringen, und Bartold, Kaplan der heil. Eliſabeth.

Allein, wenn wir auch zugeben, daß es ein öſterreichiſches Rittergeſchlecht von Oſtheringen gegeben habe, ja daß ſelbſt ein d könne eingeſchoben worden ſein, ſo bleibt noch die wichtige Frage, ob ein ſolcher öſterreichiſcher Ritter Verfaſſer des Nibelungenliedes ſei.

Bei der großen Verſchiedenheit der Handſchriften, namentlich der beiden einſt Hohen-Emſer, wovon die einfachere jetzt in München, die um etwa 600 Zeilen reichere, und in Nebenumſtänden veränderte (z. B. Odenwald, Treiſenmauer) im Beſitze des ritterlichen Freiherrn von Laßberg zu Ueberlingen iſt, und welche Hagen ſehr zweckmäßig EM. und EL. (Ems-Münchner und Ems-Laßbergſche) bezeichnet, — kann von Verfaſſern weniger die Rede ſein als von Sammlern oder Anordnern.

Denn von welcher Bearbeitung ſoll Heinrich von Oſterdingen der Verfaſſer ſein? ſoll die kürzere oder die ausführliche für die urſprüngliche gelten? ſoll die kürzere erweitert oder die ausführliche verſtümmelt worden ſein? Lachmann hält die einfachere Geſtalt für die ältere, ja ſie iſt ihm noch nicht einfach genug, und er ſtreicht noch über $\frac{1}{3}$, ſo daß von 40 Abenteuern oder Liedern nur 20 bleiben. Ritter v. Spaun dagegen hält die ausführliche Geſtalt für die echte, da er S. 49 ſagt: „Die Heldenſagen umfaßten gewöhnlich einen ſo reichen hiſtoriſchen Stoff, und waren dem Geſchmacke der Zuhörer gemäß mit ſolcher Umſtändlichkeit durchgeführt, daß ihre Abtheilung in Abenteuer nothwendig wurde. Es konnten daher nur einzelne Abtheilungen größerer Heldenlieder in einem Athem vor einem verſammelten Kreiſe vorgetragen werden. Daraus entſtand bei Vielen das Bedürfnis der Abkürzung und Umarbeitung. So wurde Otnit von 587 auf 297 Strophen, Wolfdietrich von 700 auf 333 Lieder reducirt. Am Schluſſe des letztern heißt es:

Manch unnütz Wort vernicht,
Oftgemelt alls ausſchied.
Drei hundert drei und dreißig Lied
Hat er hie behend,
Daß man auf einem Sitzen dick
Mag hören Anfang und End."

Eine eigene Erſcheinung iſt, daß, wärend von Spaun ſeinem Gegner Lachmann einen Widerſpruch vorrückt mit ſeiner Meinung der Entſtehung aus Volksliedern, er ſelbſt ſich zu dieſer Meinung

Digitized by Google

hinneigt und ſeiner Behauptung eines eigentlichen Verfaſſers widerſpricht. S. 46 ſagt er: „Lachmann geſteht in ſeinen Unterſuchungen über das Nibelungenlied, daß die Sprache desſelben ganz deutlich, durch und durch der Stempel der Jahrzehnde auf der Gränze des 12. und 13. Jahrhunderts aufgedrückt ſei; die eigenthümliche Armuth, die ſich überall in einer oft lange fortgeſetzten Wiederholung derſelben Reime und Reimwörter offenbare, ſcheine gleichfalls auf einen einzigen Dichter des ganzen Werkes hinzuweiſen; die Darſtellung ſei auf den erſten Blick im Ganzen ſich gleich genug, überall jedes in ſeiner Erſcheinung rein, ohne Schmuck dargeſtellt, überall dieſelben Beſchreibungen, dieſelben Andeutungen des Zukünftigen, bald das Nähere eben ſo oft auch den endlichen Schluß des Ganzen verkündigend; dieſes Ganze gebe ſich als Eins; dem Dichter ſei Chriemhildens Rache an Siegfried's Mördern im höhern Sinne die Idee des Schickſals, daß immer Leid auf Freude folgen müſſe, das Bewegende und Treibende des ganzen Werkes, ſelbſt der Name des Ganzen, Nibelungen-Noth, ſcheine auf einen Endpunkt hinzudeuten, nach dem alles Uebrige hinſtrebt; der Traum Chriemhildens, wenn er auch aus einem ältern Liede genommen ſei, könne in dieſer ſchönen Form, ſo zart gehalten in jeder Zeile, nur dem Dichter zugeſchrieben werden, dem wir die letzte Geſtalt des Ganzen verdanken." Dagegen ſagt Spaun S. 50: „Der Sänger (d. h. der Abſinger alter Gedichte) mußte nach Zeit und Umſtänden ſeinen Vortrag einrichten, es mußte ihm ſtets daran gelegen ſein, Neues vorzubringen, das Alte und Bekannte aber wieder möglichſt auszufeilen, ſelbſt aus perſönlichen Rückſichten auf den Herrn des Feſtes und den Kreis ſeiner Zuhörer, zu bereichern und auszuſchmücken, u. ſ. w." Wenn alſo der Verf. hier ſelbſt der lebendigen Fortbildung erwähnt, ſo ſehen wir ſchon die entgegenſtehenden Anſichten ſich etwas nähern.

Ueber die Einflechtung des Biſchofs Piligrin in das Heldengedicht äußert unſer Verfaſſer die Vermuthung, daß derſelbe nach der Klage die alten Sagen von Attila lateiniſch habe niederſchreiben laſſen, und bringt aus den **Monum. Boic.** 28, 2, 484 ein Verzeichnis der Bücher in der biſchöflichen Bibliothek bei, in deſſen Eingang es heißt: **Anno ab incarnatione domini 1245 — reperti sunt isti libri in sacrario ecclesiae Pataviensis.** Unter dieſen Büchern werden nun angeführt: **Attila versifice, item cronica Caroli,**

**item libellus in gallica lingua de Artusio**, alſo die drei großen Sagenkreiſe altdeutſcher Dichtung. Das erſte Werk hält unſer Verf. für die über Attila vom Biſchof Piligrin aufgeſchriebenen Sagen. So ſagt auch Wigulejus Hund in ſeiner **Metropolis Salisburgensis, 1, 201** daß er ſelbſt eine Pergamenhandſchrift im Schloſſe Brunn an der Altmühl geſehen habe, welche Biſchof Piligrin von Paſſau über die Avaren und Hunnen, welche damals in Oeſterreich hauſten, durch einen Deutſchen Dichter habe niederſchreiben laſſen; welche Hd. 1575 in die Bibliothek des Herzogs Albert von Baiern gekommen ſei. Allerdings kann in der Klage nur dieſer Biſchof von Paſſau, nicht aber wie Mone will, der Erzbiſchof Piligrin von Köln † 1036, gemeint ſein.

Einiges Gewicht legt noch unſer Verf. auf die vielen Nibelungennamen, welche in öſterreichiſchen Urkunden vorkommen, z. B. im **Codex traditionum** des Kloſters Florian vom Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Namen Hildibrant, Dieteric, Sigefrit, Roodeger, Wolfahart, Gunthart, Giſilhart, Heilce; (Helke) im **liber censualis dynastiae Styrensis** aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, außer jenen noch die Namen Ermenrich, Herbrand, Ortwin, Wittich, Nuodung, Wieland, Irnfried, Gilfrat, Alberich, Ute, Gotalind und in einer Urkunde von 1111, worin König Heinrich V die Schenkung ſeines Vaters ans Kloſter St. Nicola in Paſſau beſtätigt, werden die **praedia Theodorici et Ermanrici** erwähnt. So kommen als Ortsnamen in Urkunden von 927 Grimhildaberg, von 1147 das Schloß der Frau Helke, und in andern Wielandſtein, Nuodungsdorf, Ezelsdorf, Ezelshofen u. ſ. w. vor.

Aus den vielen Nibelungennamen, welche in Oeſterreich vorkommen und aus der Kenntniß der Oertlichkeit in dieſem Lande, ſowie aus der Unkunde der rheiniſchen Gegenden, ſchließt der Verf. daß das Lied nicht am Rhein, ſondern in Oeſterreich gedichtet ſein müſſe. Allein ich mache hier darauf merkſam, 1) daß auch einige Unkunde in Oeſterreich, dagegen eine genaue Kunde am Rhein ſich zeigt. Alle bis jetzt bekannte Handſchriften bis EL. haben Stanze 1272 und 1276 (Zeile 5343 und 5357) Zeizenmauer, wo Ezel eine Burg hatte, in der Frau Helke lange gewohnt, weshalb ſie auch in der eben erwähnten Urkunde von 1147 Helkenburg heißt. Sie lag am Treiſem, jetzt Traſen oder Traiſen, unweit der Mündung in die Donau und heißt noch bis jetzt Traismauer oder Tras-

mauer. Die Klage 1396 (3039) nennt dieſen Ort richtig Treiſenmauer, da es zwiſchen Mautern und Tuln liegen muß; Zeiſelmauer dagegen, was unter jenem Zeizenmauer nur gemeint ſein kann, liegt zwiſchen Tuln und Wien am weſtlichen Abhange des Wiener Waldes (Zeiſelberg, **Mons Celius**) am Hauptgraben. Auf der Karte des öſterreichiſchen Generalſtabes heißt die Straße zwiſchen Treismauer und Zeiſelmauer die Zeiſelſtraße. 2) Daß eine Unkunde der Oertlichkeit am Rhein ſich zeige, iſt auch nicht richtig. Santen, Metz, Troneck, Alzei, Worms und Speier ſowie der Wasgau auf dem linken Rheinufer werden genannt, und auf dem rechten der Spechtshart oder Speſſart. Hier tritt nun zwar der bekannte Fehler ein, daß die Jagd auf dem Wasgau ſein ſollte und dabei doch über den Rhein gefahren wird. Aber die Sache verhält ſich ſo: die Jagd ſoll nach der erſten Verabredung 854 (3659) allerdings auf dem Wasgau ſein, aber hiebei wird nirgends geſagt, daß man dazu über den Rhein fahren müßte. Nur EL die ſtatt Waſichenwald die Leſart Otenwald hat, erwähnt der Ueberfahrt über den Rhein:

So vil ich iagen riten von Wormez vber den Rin
Vnd vil kurceweile zem Otenwalde han.

Bei der wirklichen Jagd wird zwar über den Rhein gefahren, aber nirgend der Waſichenwald erwähnt, vielmehr hat EL. die Stanze:

Von dem ſelben brunnen, da Sivrid wart erſlagen,
Sult ir die rehten märe von mir hören ſagen:
Vor dem Otenwalde ein dorf lit Otenheim,
Da vliezet noch der brunnen; des iſt zwifel dehein.

Die zwei Berliner Handſchriften, deren papierne nur eine Abſchrift der pergamenen iſt, hat an dieſer Stelle (obgleich ſie oben Walſchenwald hat):

Vor dem Nortwalde ein Dorf lit Northeim.

Alſo ein Fehler in der Oertlichkeit iſt in keiner Handſchrift. Einige verſchweigen, wo die Jagd wirklich geweſen, EL gibt aber einen Ort des rechten Rheinufers an, nämlich den Odenwald und das Dorf Odenheim, die beide von Worms etwas entfernt ſind. Die Berliner geben auch eine Oertlichkeit des rechten Ufers an, Nordwald und Nordheim. Man ſehe das Kärtchen in meiner Ueberſetzung 2te Auflage. — In EL wird auch noch des Kloſters Lorſe erwähnt, wo die alte Königin Ute ihren Wohnſitz hatte.

Digitized by Google

In den Berl. Handſ. wird auch Lorch als der Ort genannt, wo der Nibelungenhirt in den Fluß verſenkt worden. Alſo noch 2 Oertlichkeiten mehr in der Rheingegend.

Daß auch keine Unkunde der Gegend zwiſchen Rhein und Donau herrſcht, habe ich in der Abh. über die beiden Donauſtraßen, in der Germania Berlin 1835, S. 103 f. bewieſen.

Was die Sprache unſers Liedes betrifft, welche Ritter v. Spaun ganz für Oeſterreichiſch erkennt, ſo hat dieſelbe Braun ganz für Mainziſch erklärt, und Herr A. W. v. Schlegel erzählte mir, daß ein Mädchen in Solothurn im Nibelungenliede, das er immer bei ſich geführt, geleſen und alles für gut Schweizeriſch gehalten habe. Wo iſt nun das echte Schiboleth?

Zuletzt legt unſer Verf. ein beſonderes Gewicht darauf, daß öſterreichiſche Volksweiſen ganz auf die Nibelungenſtanze geſungen werden können. Die beigefügten Singweiſen paſſen allerdings ſehr ſchön auf den Fall unſers Liedes, ſind gefällig und wohlklingend. Aber ſollte es hier nicht der Fall ſein, wie beim Rheinliede von Nikolaus Becker, das auf 6 bis 8 bekannte Weiſen geſungen werden kann, ungerechnet etwa 60 bis 80, welche noch beſonders darauf geſetzt worden ſind. Ich habe wenigſtens die Nibelungen nach der Weiſe: „Friſch auf zum fröhlichen Jagen" ganz gut ſingen gehört.

Außer den Nibelungen und dem Laurin legt unſer Verf. auch den Piterolf und die Klage dem Heinrich v. Oftheringen bei, da dieſelben Anklänge ſich auch hier fänden, z. B. Dietrichs v. Bern Unentſchloſſenheit, der Baiern Raubſucht, Vorliebe für den Küchenmeiſter Rumolt, der Burgunden Uebermuth, Rüdigers Treu u. ſ. w.

Um ein Urtheil über das ganze Buch des Herrn Ritters von Spaun abzugeben, ſo muß man, wenn auch über vieles „Zweifel der Seele Nachbar" iſt, wie es im Anfange des Parcival heißt, doch der ſchönen vaterländiſchen Geſinnung und den fleißigen Forſchungen desſelben volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

August Zeune.



Digitized by Google

## XV.

# Altdeutſches Gedicht von Chriſti Leben und Tod.

---

Der Anfang einer Pergament-Handſchrift, welche in gereimten Verſen von dem Leben und Tode Jeſu handelt. Sie iſt um 1300 geſchrieben und beſteht aus 53¾ Blättern in kleinem Duodez-Format. Ueber dem Verfaſſer keine Spur. Die Verſe ſind, indem die Zeilen fortlaufen, durch Punkte unterſchieden. — In der hier gegebenen Abſchrift ſind die Abkürzungen beibehalten; auch iſt die mitunter fehlerhafte Schreibweiſe nicht geändert.

Dr. Weigand.

**Der himel vnde erde geschuf fon nihte**
**Vn̄ mit siner craft berihte**
**Swaz drober ist vn̄ drv̊nder**
**Der kan noch manic wůder**
**Fon nihte wol geschafen**
**Alle die meist$^s$ phaffen**
**Die .e. gelegeten buch for sich**
**Worden nie so kvnsten rich**
**Joch inlebent nit noch hvde**
**Die ettewaz fon nvde**
**Gemachin kvnnen ioch so fil**
**Daz ich fvr war das sprechen wil**
**Als ein kleine stvpelin**
**Daz da flvget inder sunnen schin**

Iz indede dan der svzze crist
Dem niht zv dvne vmmvgelich ist
Er kan von nihte machen vil
Vn̄ intmachit swaz er wil
Dem ersten man daz erste wip
Er machte si als sin selbis lip
Gebildet even vn̄ adamen
Von der zveier samen
Sin wir alle sament kvmen
Swi vngeliche zv genomen
Der same an creften habe
Ime ginc ame ersten abe
Der stam der ersten menschen diet
Ame aneginne misserit
Wand eva gotis gebot virkos
Vn̄ vns daz paradis virlos
Kain slv̊c abelen dot
Sinen broder ane not
Da von die frvcht der reinen art
Ame ersten deils vnerdic wart
Hi mide nam die werlt zv
Mit swacheide leider alzv frv
Daz got der werlde wart gefech
Wand si zv boseren hant gedech
Er irdrancte waz da waz
Also daz nieman da genaz
Der werlde keiner slate
Biz an noe selb achte
Dri svne vn̄ sin selbes lip
Dar zv ir igeliches wip
Die wurden alle vor der sint flvt
Inder arkē wol behut.

Do daz wasser da zvrfloz
Die cleine werlt wart aber groz
Vn̄ missegine ir aber als e
Wand der alde noe
Virflvchte sime svne kam

Digitized by Google

Der ime den geren abe nam
Vn̄ inliz ligen also bar
Vn̄ wisete sine brvder dar
Sem vn̄ japhet
Die schvlden in daz er ez det
Dvrch den grozen vngelinp
Daz er so schamelichen schinp
Vffe sinen fader dreip
Da von ouch ime der flvch becleip
Vn̄ den die sider quamen
Von kam vn̄ sinen samen
Da von ovch immer sin art
Geniderit vn̄ gedrucket wart
Von dem vngetrvwen kam
Swaz aber von sinen broderen quā
Zv werdekeit sich daz gezoch
Iz wart edele vn̄ hoch
Alsvs die virflvchte diet
Sich von den dvgenthaften schit
Die bosen musten vnder gan
Vn̄ den gvden werden vnderdan
Do wart die werlt also gestalt
Daz eine geslechte mit gewalt
Die anderen tvanc mit groser craft
Daz sie in worden denisthaft
Svz wurden zvei geslechte
Einez fri daz ander knechte
Daz eine starc das ander swach
Von noes flvchen daz geschach.

Waz sal ich da von sagen me
Von adam biz an noe
stvnt der erste werlt stam
Vn da von noe biz abraham
Von abraham da muste sten
Die werlt biz an moisen
Von moÿsen bis an die dit
Die got von babilonien schit

Vñ fvrthe dvrch daz rode mer
Do stvnt daz babilonische her
Vorbaz sinis altirs zit
Biz an den edelen kv̄c dauid
der wus von siner blvwenden jugent
Vf vñ vf mit ganzer tvgent
Er waz ein hoch ꝑphete
Von gode er wisheit hete
Svaz sider her von siner art
Vñ von sime geslehte geboren wart
Die sint noch inder jvdesheit
Von er dauides edelkeit
Geboren horic verre me
Dan die kein geslehte inder alden e
Do stvnt die werlt von dauid
Biz ander seiligen kvnfte zit
Daz ihc̄ xp̄c selbe quam
Der vns den ewigen dot benam
er wart von einer magit geborn
Die er zv mvter hat irkorn
Er wolde sin irs libes frvcht
Dvrch die reine kvsche zvht
die got an ir bekante
Do er von himel sante
Sinen svn in iren lip
Indie reine maget nit ein wip
wie reine kvsche muste sin
Dez mvterlichez kindes schrin
Da inne der fil reine lac
der kein vnreinde liden mac
Maria alder werlde wunne
Von dauides kvnne
Von iesse die rv̊de
Vil wunnecliche irblvde
Zv selden der cristenheit
Si blv̊de vsir der jvdesheit
Sie reine wol geborne
Sam die rose vzir dem dorne

Dez kindes dez die magit genas
Ir vader vñ ir svn iz waz
Vñ si sin dohter vñ sin mvter
Ei svzer got vil gvter
Sit dv von sinen fater her
gegin der erden dede ker
Vñ menslich uzir der erden
Ein mensche gervchte werden
doch svn der mensche same gar
Swie ein mensche dich gebar
Dv vaderhalp nit menschen kint
Von engels werten ein geistlich wint
Indiner mvter frvchtic wart
Daz von dez wortes in fart
dv mvt'halben worden
Menslich kint vñ fleisliche bvrde
Vñ dich die reine maget her
gebar menslich svnder ser
etc.

# XVI.

## Willirams Verdeutſchung des Hohen Liedes.

Berliner Handſchrift.

Dieſe bisher noch unbenutzte Handſchrift habe ich aus der Verſteigerung einer Paſſauer Sammlung erſtanden und der Königlichen Bibliothek überlaſſen. Sie iſt auf Pergament in Quart, im 11—12. Jahrhundert ſchön geſchrieben, zwiſchen Linien, 30 Zeilen auf jeder Seite, von derſelben Hand, wie mehrere Lateiniſche Schriften (über welche noch Näheres folgen wird), und mit denſelben zu Einem Buche verbunden. Das Hohelied beginnt darin Bl. 124, Seite b ganz unten, nach dem Prolog, und einem leeren Raum, etwa für eine Zeichnung, dergleichen in rothen Umriſſen, zu Anfange des ganzen Buchs, und auch zum Hohenliede, Bl. 142b am Rande, und als Verzierung der großen Anfangsbuchſtaben Bl. 153b, 169b, 173b, vorkommen. Die kleineren Anfangsbuchſtaben ſind ebenfalls roth gemalt, und die Ueberſchriften roth geſchrieben. Indem ich hiemit die Nachrichten über die Vatikaniſche und Breslauer Handſchrift Willirams in meinen Denkmalen des Mittelalters (1824), fortſetze, gebe ich hier nur die Deutſche Umſchreibung, mit Uebergehung der damit abwechſelnden Lateiniſchen Umſchreibung in Leoniniſchen Verſen.

**Incipit tractatvs Wilrāmi ab̄bis incant̄ canticoꝝ triplicia.**

**PRENOTAT** alonge. Salomon dotalia sponsę. EPI
Quā thalami sūmi. dignā scit fędere fungi. GRĀMA.

Bl. 125. INCIPIVNT CANTICA TRIPLICIA.

QVEM SIT IO uotis. nunc oscula porrigat oris.
Quē in uenturū' ꝓmpserť organa VATVM!
Nunc etiam ꝓse' presens dignetur ad ESSE!
Oscula ꝑbendo. sua dulcia uerba LOQVENDO.

OSCULETUR. ME. OSCVLO. ORIS. SUI.
CHvssén mih mit demo chosse sines mundes.
Dikko gehiezzer mir sine chumft ꝓ ꝓphās.
nu chumer selbo. vnte chusse mih mit dero
suôze sines EVANGELII. — —

Quia meliora s̄ ubera tua uino. fraglantia unguentis optimis. Wante bezzer sint dine spunne. demo wine. si stinchent mit den besten salben. Div sûoze diner grē. ist bezzer danne div scarfe der legis. alsiz chūt. Lex ꝓ moẏsen data ē! grā & ueritas ꝓillm̄ XPM facta ē. Div selbe gnade ist gemisket mit uariis donis sps scī. mit den^dr^. machost ex peccatorib⁹ iustos. ex dampnandis remunerandos. — —

Oleum effusū nom̄ tuū. Dín name ist uz gegozzen ol. Din náme ist witen gebreitet. wante uon dir xp̄o. heizzen wir xp̄iani. — —

Ideo adolescentule dilexerť te. Vone div minnent dich die ivnchfrowen! Daz sint die sela. dieder geivnget sint. inder taufe. unt gewatet mit ueste īnnocentię. — —

Trahe me ꝑ te! currem⁹ in odore unguento ꝝ tuoꝝ.
Zivch mih náh dir. so lovfen wir, indem wâzzer diner salben.
Ich bechenne mine unchraft. uon danne hílf mir mit
dinen gnaden. so scunt ih andere ze dineme wege. — —

Introdux̄ me rex incellaria sua. Der kunich leitôta mih in sin ge gademe. I'h weiz nu infide & spe. die gnade! die ér mir noh gibet inre.

Exultabim⁹ & letabim̄ inte! memores uberū tuoꝝ suꝑ uinū. Wir sprungezen. vnte frævwen unsih an dir. alſ

an unſ selben. wir gehukken diner spunne. uber den win. Wir ne wellen niht uergezzen. daz div gnade dînes euglíí sûozer ist. danne div austeritas dere ê. Lex div sprichet. Si q̊s hoc uł illud fecerit. morte moriat᷑. Du sprichest auer*). in (Bl. 126.) dinemo euglo. Non ueni uocare iustos. s; peccatores. — —

RECTI DILIGVNT TE. Die rehten minnent dich. Dih ne minnet niemen. er ne si reht. unte niemen ist réht. er ne minne díh. — —

Nigra sum. s; formosa. filię hierłm. sic̄ tab᷑nacula cędar! sic̄ pelles SALOMONIS. Ih bin sál. sam die herberge cedar. unte bin abe wǽtlich. sam div gezelt salomonis. Cędar q̊ int᷑p᷑tat᷑. tenebrę. der waſ ismahelis sun. uon deme ismahelitę chomen sint. die der hûser ne habent. sunter ókkeret vilzhûs. unte andere unwatlîche hereberge. Mit cedar sint filíí tenebraꝝ bezeichenet. uon den ih mih chlage. Abo doch swie so ih mit ꝑsecutionib⁹ & erumnis uon ín gechôlet si. ih habe doch watlîche in uirtutib⁹. unte bediu wirdig bin uisitatione & inhabitatione ueri pacifici .i. XP̄I. Tab᷑nacła die werdent expellib⁹ mortuoꝝ animaliv̄! also mâch íh tab᷑naculū dō. an den q̊ carnē .s. mortif̄. cū uiciis & ɔcupiscn̄tiis. — —

Nolite me ɔsiderare q̄d fusca sim. q. decolorau̅ me sol. Nîene tuont des ware. daz ih so sále sí. iz tuot mir michel not. wante div heizze sunne hât mir mine scône benomen. Ne sehent daz niht áne weliches leides ih lebe. sehent daz ane. daz ih dar umbe mih niene gelovbe miner uirtuose ɔstantię. mit der ih behalten mine interiorē pulchridinē. — —

Filíí mat᷑ſ meę pugnauer̄t cont᷑ me. Nv̂ uernemet. wannen sih daz lêit burete! Miner mûter kint vâhten wider mir. Ih bin p᷑mitiua ęccła. min mûter ist sẏnagoga. Ir̊ khint vâhten so ernesthafte wider den christen. daz si siv triben ûzzer ire lante. sic̄ sc᷑ptū ē. Excitauer̄t iudei ꝑsecutionē in paulū & barnaban. & eiecer̄t eos de finib⁹ suis. — —

---

*) Darüber ſteht abo.

Posuer̄t me custodē ̄iuineis! uineā meā n̄ custodiui. Si sazten mih ze hůttare in den wingarten! mînen eigen wingarten ne móht ih behůten. Apl̄i unte (Bl. 127.) doctores. sazten mih ze mêistrinne ander ęcclarꝝ. want íh pˢmitiua ęccla bín. Nu sint andere ęcclę vone mir disseminatę pˢtotū mundū. abe díe êrsten ęcclam div ze hierłm gephlanzet wárt. díe ne móht íh da behaben ꝑpter pˢsecutionem IVDEORVM. — —

Indica mihi quē diligit aīa mea. ubi pascas. ubi cubes inmeridie! ne uagari incipiā pˢ gˢges sodaliorꝝ tuorꝝ. Sage mir wíne mín. wa du dine scâph wæidest. wa du růwest umbe mitten tág. Vmbe waz biten ih deſ? Daz ih niet irre beginne gên. unter den chorteren *) diner gesellen. Khunde mír ó sponse. den íh mít allen chreften minne. wér die uerę fidei doctores sin. die dine scâf wisen ad pascua uitę. unte die solich sín. daz du inire hercen dir herberge máchest. unte sie beskirmest abomī feruore tēptationis. Des biten ih ze div. daz niene khůme in ↄuenticula hˢeticorꝝ. die sich ane zucchent. daz si dine gesellen sin. unte sint abo dine viande. Heretici sint mir desder leider. daz si iehent ze dir geselleschefte. unte daz *si dine* defensores sin. In dere ↄuenticula ne wil ih niet kuman. daz ih da niet beswíchen werde. mit pˢuersa doctˢna. want sí dine scâf niene wêidenent. sunter ire iegelich habet sin quarter. q. īmultas sectas diuiduntˢ. — —

Si ignoras te ó pulchˢ intˢ mulieręſ. egredˢe & abi pꝰ uęstigia gregum! & pasce hedos tuos iuxta tabˢn̄. pastorꝝ. Obe dú din selbeſ niene bechennest wibe sconiste. gang uz. unte uár nâh demo spóre dere quartere. unte weidene dine khizze bi den herebergen dere hirte. Obe du dine głam. unte dine wâtliche **) niene wellest haben intˢ ↄscientiā. also iz chut. Omīs gła eiꝰ filię rēgū abintꝰ. sone maht ôuh du min trutinne sin. so skêide offenlichen uone mir. unte gehabe díh ad hˢeticos. dieder niene hůtent

*) Darüber ſteht quartern.

**) Am Rande ſteht dafür waltliche.

miner scâfe. sunter ire aller îegelich habet sín quarter *)! q̇a īmultas sectas diuidunt$^{s}$. So dú uón ín gelernest. sóne werdent dîne auditores oues. dîe iustos bezeichent! sunter hedi. dîe pecc̄ores bezeichent.

(Bl. 128.) Equitatui meo in currib$^{9}$ pharaonis. assimilaui te. amica. mea*). Íh habo díh friuntinne mín geebenmâzzet minem reitgesinde. an den rêit wagenon pharaonis. Alſ íh plebē iſrłiticā cui$^{9}$ auriga & defensor erā. erlôste uon ęgyptia seruitute. unte sie p$^{s}$mare rubrū da pharao unte allez sín hér innertrânk. wîste in t$^{s}$rā rep$^{s}$missionis. same losen íh dích p$^{s}$baptismū adiabolica seruitute. unte uolbringe dích interram VIVENTIVM. — —

PvlcHre s̄ Genę tuę sic̄ turturis. Dîne hûfelin sint sam der turteltůben. Du scameſt díh daz du îcht scantliches tuost. unte daz mir misselîche! be div uerstên ih. daz du nîene wil uagari p$^{s}$g$^{s}$ges sodaliū. — —

Collum tuv̄ sic̄ moNILIA. Dín halſ der ist same smîdezierde. Der halſ der traget daz ezzen in den buch. unte traget abo die stimma uz. Samo tůnt doctores tui. ó sponsa. Si ámbahtent ***) dem livte cibū uitę. unte offenent ime die tǒgen dere gescrifte. Die selben doctores sint gesmidezierde der cristenheit! want si gezieret sint mit auro sapīe. unt mit gēmis u$^{s}$tutv̄. — —

Murenulaſ aureaſ faciem$^{9}$ t$^{i}$! uermiculatas argento. Nú uerním ó Sponsa. welihe halſ zierde ih unte mîne doctoreſ dir wellen machen. wâhe goltketenon †) in lantfrîde wiſ gebroihte. machen wir dir. in wrme wiſ geblachmâlot mit silbere. Ih gibe dir solihe doctores. dieder habent sensū sapīę. q$^{i}$ aurū cōp$^{s}$at$^{s}$. unte die den selben wistům mit scônem gesprâche kunnen vúrebringen. quod p$^{s}$argentum FIGVRATVR. — —

Cum esset Rex in accubitu suo! nard$^{9}$ mea ded'

---

*) Darüber ſteht chorter.

**) Ueber dieſer Zeile ſtehen alte rothe Geſangnoten, aus Häkchen und Punkten gebildet.

***) Darüber ſteht i. ministrant.

†) Darüber ſteht catenulę aureolę.

odorē suv̄ *). Du der kunig gesáz uffe sinem stûole. du begunne mín salbwrze mêr unde mêr zewâzen. Wante sih got zeerde gebrauhte **) dúrh minen willen. desder flizlichor wil ih danchen ime mit odore sp$^{s}$ualiū uirtutv̄. Nard$^{9}$ ist arómatica arbor. der slahte. wás div salbe. da mit MARIA magdalena salbôte pedes ih̄v recūbentis īdomo Sy̌monis lep$^{s}$si. — —

**Fasciculvs my̌rrę dilect$^{9}$ m̄s m$^{i}$. int$^{s}$ ub$^{s}$a mea c̄omorabit$^{s}$.** Min wíne ist mir also ein gebuntelin my̌rren in zvisken (Bl. 129.) minen brusten wonet er. Íh bín ime íemer desde holder. daz er die bittere des todes dúrch *míh* wolte liden. In mînem herzen daz enzwisken den brusten liget. wil ih íemer gehukken der siner micheln gnaden. — —

**Botrus cy̌pri dilect$^{9}$ m̄s m$^{i}$! inuineis ENGADDI.** Min wine ist mir warden edele wíntrubo uone cy̌pro. inden wingarten engaddi. In cy̌pro da sint edele reben. da der ane wahsent die meisten trûben. Engaddi ist abo ein stât. dader wahsent arbusculę balsamū desudantes. unt wirt geantfristet. fons hedi. Nu chût ęccła. Min sponsvs. der die bittere deſ tôdeſ durch mih lêit. der habet mih gefrv̌et mit uino resurrectionis suę! unt siv wâzzet also sûoze p$^{s}$totū mundū, q$^{a}$si odor balsami. unt ist ôvch peccōrib$^{9}$ q$^{i}$ *p$^{s}$* hedos significant$^{s}$ heilprunno worden. wante si indere tovfe ire sunten gereinet werdent. — —

**Ecce tu pulchra eſ amica. m!. ecce tu pulch$^{s}$! ocłi tui colūbaꝝ** ***). Síno. scône bist du frivntinne min! síno. scone bist du! din ovgen. sint tuben ovgen. Scone bist du an gůten werchen! scone bist du an reinen gedanchen. Din einualtige skînet inallen dinen werchen. wante du fêicheneſ unte glichnisseſ nietne růchest. — —

**Ecce tu pulcher eſ dilecte mi. & decorus.** Síno. scône bist du wine mín. unte êrlich. Du sprichest. daz ih scône si. abe al †) mín scône. div ist mir uone dir khomen. Du

*) Mit Geſangnoten.

**) Darüber ſteht flexit.

***) Mit Geſangnoten.

†) Darüber ſteht alle.

Digitized by Google

bist sunterlîchen scône. p̄filiis hōiv̄. bêidiv. & p^s^diuinitatē & p^s^uirgineam NATIVITATEM. — —

**Lectulus n̄r floridus.** Vnser bette ist wol blůmet. So ih decheine wila gerůwet bin ap^s^secutione. so wil íh desder mêr biderbe scheinen. durch dinen willen. in c̄tēplatione. uigiluſ. ieiunuſ. elemosinis. & cęt^s^is bonis op^s^ibus. — —

**Tigna domoꝝ nr̄arū cedrina! laq̄aria nrā cẏpressina.** Div gesperre unser hûsere sint cedrin. div getauele sint abe cẏpressin. So íh pacē habe *). so schinent in unseren c̄uenticulis bêidiv doctores. dieder andere geuestenent mit ire doctr^s^na. unte witen wâzent mit dem wâze bonę opinionis. unte auditores. dieder mit simplicitate unte mit manichslahten uirtutib⁹ din hûſ ziereNT. — —

Bl. 130. **Ego flos campi! & liliū conualliv̄.** Ih bín ueltblůma. unt lilia dere télere. Also daz uélt ungearen bîrt die blůmen. sam bin íh sine uirili semine geborn. uon dere magede! unte bin âuch habitator humiliv̄ m̄tiv̄. q^e^ p^s^ c̄ualleſ figurantur. — —

**Sicut lilium inter spinas. sic amica mea inter filias** **). Also div lilia ist unter den dornen! sam bist dú frîvntinne min unter anderen tohteren. Die dorne ne mugen die lilien bedûhen. sine wahse unte blûie ***) unter ín. ieht-mêr můgen díh geirren dewêder pagani. oder mali xp̄iani. dune blûiest alzane in uirtutib⁹. — —

**Sicut malum inter ligna siluarū. sic dilectvs m̄s int^s^ filios. DFVID** †). Min wine ist unter anderen livten. sam div appholtera. vnter anderem waltholze. Also div apfolter scôner ist danne ander waltholz. wante si die scônen unte die sůzen epfele bîrt. sam habet min sponsvs sunter liebe scone p̄ cęt^s^is electis. wante er ist goteſ sun. per naturā. speciosvs forma p̄filiis hōiv̄. andere electi s̄ filii dei. unte sine brůdere p^s^ adoptionis gram̄. — —

---

*) Darüber ſteht han.

**) Mit Geſangnoten.

***) Uebergeſchrieben floreat.

†) Auch mit Sangnoten.

Digitized by Google

Sub umbra illiꝰ quā desideraueram. sedi! & fructꝰ illiꝰ dulcis guttˢi meo. Ih sáz unter sinem scate. deſ ih ſe gêrte! unte sines obezeſ niette mih. Wuante ih skirm ſe habete inpˢecutionibꝰ. unte inferuore tēptationis. vone dannen dingen ih. dáz ér mih auch wol bringe adcōtēplationē suę diuinitatis. — —

Intˢduxit me REX in cellā uinariā! ordinauī ī me karitatem. Der khunich*) leitote mih in sinen winchellcr. unte wista mih wie ih minnen sule. Insinem euglo dazder vil wóle gelûtteret ist uóne legalibꝰ fęcibꝰ. hât er mih gewîset. daz ih in selben minne extoto corde. extota aīa. exomī mte. [exōibꝰ uiribꝰ. unte mînen pˢximū minne. sam mih selben. — —

Bl. 131. Fulcite me floribꝰ. stipate me malis! qa amore langueo. Unter leget mih mit blûmen. umbe leget mih mit epfelen. wante íh, von mineſ wines minne sîeche. Flores bezeichent inicia uirtutū! mala **). pˢfectionē bonoꝝ opˢū. Et ē sensvs. Ír hêiligen sela. ir der durnahtige birt in goteſ minne. stûret mih mit iweren gûten bilden. wie ir die biderbecheit ane vienget. unte wie ir dar an gehertotet! want mih der werlte bedrûzet. unt mih okkeret mines sponsi minnen gelustet.

Leua eius sub capite meo. & dextera illius amplexabitur me***). So íh in solihem bette gelige mit minem wine! so ist sin winstre unter minem hŏbete. unte sin zesewa umbe grîffet míh. So er deſ innen wirdet. daz mih der werlte bedrúzet. unte míh okkert siner minnen lústet! so gibet ér mír inpsenti pignꝰ spē sci. unt intellectū scaꝝ scˢpturaꝝ. unt ándere sine dona. qᵉ pˢ leuā figurantˢ! mít den íh rationē mtis meę khunne gerihten adsuspicanda ętˢna gaudia. also daz hŏbet ríhtet cętˢa mēbra! unt gibet mir abo infutˢo pmia ętˢnę beatitudinis qᵉ pˢ dextˢam significantˢ. — —

---

*) Das h hinter dem Anfangs k ſteht hier, und häufig, kleiner darüber.
**) Mit der rothen Gloſſe epfele.
***) Mit Sangnoten.

Digitized by Google

Adiuro uos filię hierłm. pˢcapreas ceruoſq; campoꝝ! ne suscitetis. neq; euigilare faciatis dilectā. q°adusq; ipsa uelit. Ih beswer iwich ivnchfrowen. bi den rêion. unt bi den hírzen! dáz ír minen winen niene wécchet. unze si selbe welle. Ih beswer iwich gûten sele. ír da tréffet adsupˢnā hierłm. bî dere reine unt bi den tungenden die ír án iv selben habet. qˢ pˢmunda & serpentibꝰ inimica aīalia figurantˢ. swaso ir deheine iwer glíchen uindet. div der werlte durch mínen willen enslafen sí. unt okkert welle uacare c̄templationi. orationi. lectioni. uigilíís. ieiuníís! daz ír díe deſ niht irret mit decheineme werltlichem strepitu. unze sí selbe welle. pˢc̄tēplationē pˢcedˢe ad gaudia tēporalia. — —

Uox dilecti mei. Dizze íst div stimme mineſ wines. Ér íst mír só hólt. dáz ér níht dolen wíl daz mích îemen siner minnen írre. mit decheinem werltlichem strepitv. — —

Bl. 132. Ecce iste uenit saliens in montibꝰ! transiliens colleſ. Síno. dér mîn wíne vêrt ál in sprungen. an den bergon. unt er uber springet die buhele. Andere heiligen. ne mugen imo glich sîn. ne weder indiuinitate. noh in humanitate! also iz chut. Erit monſ domꝰ dm̄ inuertice montīv! & eleuabitˢ supˢcolles. Sîne sprunge tét ér dúrch minen willen. wante durch mih chom er uon himele inuirginiſ uterū. uon der magede wambe. indie chrippe. uon der chrippe ze*) der taufe. uon der tovfe ze demo cruce. uon dem cruce zedem grabe. uon dem gˢbe ze himele. — —

Similis est dilectꝰ m̄s capree. hinnuloq; ceruoruM. Mín wine ist glich dere rêion. unte dem hintkalbe. Swíe hébig ér sí. bêidiv pˢdiuinitatē. íóh pˢuirgineā natiuitatē! er chóm unſ îedóch cū humilitate. wante ér gebórn werden wolte uon armen uorderon! unt er selbo ôvch unsich humilitatē lêrte mit sínem bílde. also er sprichet. Discite ame q'a mitis sū & humilis corde. Uon dannen ist er glích den wenigen tieren. níht den micheln. Daz div tíer gerne indere hôhe sínt! daz bezeichenet die hohen unte die incōpˢhensibilē maiestatē XPI.

---

*) Ueber e ſteht u.

**En ipse stat post pariete̅ nr̅m. respiciens p^s fenest^s s! p^s spiciens p^s cancellos.**

Síno. wâ ér selbo stêt hinter unser wente. unte sîhet uz zeden uenstron! unte wartet uz uon den linebergon. Dóh ér sí circudatꝰ infirmitate nr̅ę carnis. ér schêinet îedoch sín deitate̅ p^s miracla! unt suie hôch ér sí indiuinitate. ér nêiget síh náh únſ p^s humanitatis cōpassione̅. daz sint die cancelli miserationis. Síheſ du. wie der da obe stat zeden linebergen. so ér sprechen wil zeden. die da nídane sint. unte*) wie er síh nâh ín néiget. Also tét unser threhtin. p^s uiscera mīę suę. uisitauit nos oriens ex ALTO. — —

**Et dilectꝰ ms̄ loq^i t^s m^i. Surge p^s p^s a amica mea. colūba mea. formosa mea. & ueni**).**

Unte mín wíne sprichet súſ ze mír. Stánt úf frivntinne min ílego! mîn tûba. min scôna. unte kúme. Frivntinne min p^s fide̅ & dilone̅. min tuba p^s iñocentiā. mín scôna p^s uirtutv̄ decore̅! stant úf uone dem sûozzen slâffe ɔte̅plationis. orationis. lectionis. île dín. unte kume fúre adutilitatem (Bl. 133) p^s ximoꝝ p^s pdicationis officiū. unte p^s exempla bonoꝝ op^s ū. Vôr deſ besûor ér filias hierłm. daz sí sine winen ire slâffeſ niene îerten mit dechêinem ungestûme! nu heizzet er sie selbo ûf sten. Div zûei ne sint niht cont^s ria! q^i a *tempꝰ omī* rei subcęlo. Sumstunt ist tempꝰ actionis. sumstunt ist te̅puſ ɔte̅płationis! also der sponsus selbo skêinta insinen werchen. p̄dicanſ & docens intemplo. nocte fugiens inmontem soluſ ORARE. — —

**Jam enī hiemps transiít. ýmber abiít & recessit. flores apparuer̄t! tempꝰ putationis aduenit***).**

DÉR winter ist híne. der regen ist fúre. die bluomen schinent in allem demo lante. deſ rebe sniteſ zît ist híe. Iz ne uert nu so niht. so iz ê tet. ê. waſ okkeret notꝰ iniudea ds̄. unte waſ cultura dęmonū p^s totū mundū. Nu ist div scarfe unte daz ungewitere dere infidelitatis fúre! wante sol iusticię nu schínet! so ist komen div heitere deſ hêiligen glŏben. uber alle die werlt. Indemo scônen wétere. so sint

*) unte ſteht über er, gehört aber wohl hieher.
**) ***) Mit Sangnoten.

nu gewáhsen flores uirtutv̄. castitas ɔtinentia. largitas elemosinaꝵ. Nu ist ôvch div zît. daz dîe p̄dicatores mit falcastro exhortationiſ sculin amputare supˢflua uicioꝵ de cordibvs auditoꝵ. ut fructū plus AFFERANT. — —

Vox turturiſ audita ē intˢra nr̄a. Turdiltûben stimma ist uernomen inunserme lande. Inomnē tˢra ist komen p̄dicatio apłoꝵ. die ire auditoreſ lêrent castitatē & innocentiā. unt nidificare inexcelsis .i. ɔuersationē habere incęlestib⁹. unte ôuch genitū haƀere inp̄senti. also iz chut. Miseri estote & lugete! & luct⁹ ur̄ uertetˢ ingaudiv̄. — —

Ficus pˢtulit grossos suos. Der fichbŏm hát sine figen furebraht. Dů apłi die begunden gr̄am ęuglíí p̄dicare. dů waren sumeliche pˢceres sẏnagogę. dieder bêide wolten ioh inme credere. ioh legē carnalitˢ obseruare. circūcisionē. sabbatū. & cętˢa legalia p̄cepta. Daz nemohte niht uól kómen! wante also dîe bíttere vígen uôr kundent. daz dîe ríffen unte die sûozen nah sculen komen! also sint div legalia p̄cepta. umbra ueritatis & gr̄ę. — —

Vineæ florentes odorē dedeꝛ̄. Dîe Wingarton blůient! unt div blůde máchet sûezzen wáz. Dů dere apłoꝵ p̄dicatio gestarchota. unte dere sententia wart repˢbata. (Bl. 134) dîe carnalitˢ legē wolten obseruare! sider skínen in ęcclā maniger slahte tugende. sam scone wînblûde! unte uon den tugenden chom gůt lîvmet! also iz chut. Magnificabat eos ppłs. — —

Surge amica mea. columba mea. inforaminib⁹ petrę. in cauerna macherię.

Stánt úf mín frivntinne. min gemáhala. unte kúm. mín tûba. duder nisteſ in den stêinlócheron. unte in den héggehóleron. Mín frivntinne pˢ fidē & dilectionē! min gemáhala. quā despondi mⁱ dote sangⁱniſ mei. min tuba pˢin̄ocentiā & castitatē! stant úf uón dem sûezzen slâffe dere ɔtēplationis. unte kume fúre ad utilitatē pˢximoꝵ. pˢofficiū p̄dicationis. unte indíner p̄dicatione gehuge aller dikkhest min. íh dín stêin. unte din uéste bín. Gehuge ovch miner wnten. die ih an deme CRVCE durch díh lêit. qę pˢforamina petrę intelligunṫˢ! unte gehuge. daz íh die anglica p̄sidia hân gescaffen adtui



Digitized by Google

tutelā. Div tuba div da nistet in den steinlócheron. unte inden heggeholeren. div mach gnesen uor deme hábeche *). unte ire ivngende ziehen! same máht dú. obe dú dín gedinge án mih sezzest gnesen. mit den angłicis p̄sidiiſ. araptu malignoꝶ sp̄uum! unt maht ouch fętꝰ p$^{s}$c$^{s}$are bonoꝶ op$^{s}$ū. — —

**Ostende m$^{i}$ faciē tuā. son& uox tua. in aurib; meis! Uox enī tua dulcis! & facies tua decora.**

Zêige mir din antluzze! din stimma schelle **) inminen oren! wante din stimma ist sûezze. unte din antluzze scône. Du woltest alzáne gerne inlecto ɔtēplationis růwen! daz ne mág níht werden. Post ɔtēplationē sólt du ôvch fúre gan ad frūm utilitatē. & ad publicā actionē. unte scolt aller diner warte unte aller diner werche. intentionem áne mih kêren! daz du´niht andereſ der mít ne meinest. niwáre míne minne. so lichent mir elliv dine wart. unt elliv dine wérch. — —

**Capite nobʾ uulpeſ paruulas. quę demoliuNT$^{s}$ uineas! nā uinea. n. f.**

VFâhet ***) unſ die luzzelen uohen. die de wingarten geargerent obe sí merór werdent! want unser wingarte ist inblûede. Iř doctores ęcclę. tût wáre wâ sich die héreseſ aller êrest buren! unte sá an deme (Bl. 135) anegenge zewerfet sie. wante gestarchent die heretici in íre p$^{s}$uersis *dogmatib*ꝰ. só sínt sí unsemfte zeuber winten. — —

**Dilectꝰ mš m$^{i}$. & ego illi! qui pascitur inter lilia. donec aspiret dieſ. & inclinentur VMBRE.**

Mîn wine íst mír hólt. unte ih ime! unt ér weidenet unter den lilion. unze der ták kome unte díe naht scate †) hine wîchen. Wante íh mîneſ sponsi gnâde uerstên in sîner uocatione. admonitione & p$^{s}$missione! nú wíl íh ime dere gnaden enchoden mit williger gehôrsame. want íh wôl weiz. waz imo lieb ††) ist. Ih han deſ wôl uerstanden. alle die wîle so disiv wêrltlich vinstre wêrt. daz in aller nîetesta ist ansînen heiligen dere candidę uirginitatiſ. unte odoriferę

*) Mit der Gloſſe accipitre.
**) Gloſſe sonet.
***) V ſteht, als ſpätere Berichtigung, vor der Linie.
†) e ſteht über a.
††) b ſteht über p.

uirtūtis. An den ér die vindet. unter den ist sin wesen. den schêinet ér ouch síh selben. facie ad faciē. ſwanne uerū mane kumet nâh díser wérlt uinstrę. — —

**Reuertere dilecte mi. similis esto capreę aut hinnulo ceruoℜ. sup$^{s}$ montes bETHEL.**

Khêre wídere ze mír wine mîn! wíſ glich dere rêion. unte demo hintkalbe. in den gebirgen bethel. O sponse. dú míh hêizzest ûf sten de lecto ↄtēplationis. unte dúrh dînen willen p$^{s}$duc$^{s}$e adpublicū actionis! die gnâde die dú mír habest gehêizzen infut$^{s}$a uita. dîe scheine mîr ôvch inpsenti. unte swîe dú ze hímele síst gestígen p$^{s}$humanitatē. hábe íedoch gegen míh den site der rêion. unte deſ hintkalbeſ. dîe der gerne scate inder hizze sûochent. unte zeberge gerne stîgent! unte dîe man íedoch eteſwanne unte eteſwanne sîhet. P$^{s}$ int$^{s}$ualla tēpoℜ. so schîne mit eteſlîchem bôvchene diner chrefte. daz du mîn nîene uergezzen nehabest. unte du min rûchest. unte schêine daz ĩmontib$^{9}$ bethel! íh mêine an den. dîe der îr herze dar zû gerne gerêinent. daz si mugen werden DOMVS DEI. — —

Bl. 126. **In lectulo meo p$^{s}$nocteſ quesiui. quē diligit aīa mea. Quesiui illū! & n̄ inueni. Surgā & circuibo ciuitatē! p$^{s}$ uicos & plateas querā. quē diligit aīa mea. Quesiui illū! & n̄ inueni. Inuenerͭ me uigileſ! q$^{i}$ custodiunt ciuitatē. Num quē dilex̄ aīa mea uidistis. Paululv̄ cū ptͭ$^{s}$nsissem eos! inueni quē diligit aīa mea. Tenui eū nec dimittā. donec int$^{s}$ducā illū indomū mat$^{s}$s meę. & incubiculum GENITRICIS MEE.**

Deſ nahteſ án mînem bette. uorderote ih minen wine! íh uorderôt ín. unte neuant sin níht. Nú wíl íh úf stén. unte wíl in sûochen after der burch*) ingazzen unte strazzen. Iê nóh. ne hán íh sín níht wunden.

An demo wege dá íh in sûhte. da wunden míh die burgwáhtela! den spráchn íh súſ zû. Sahet ir iender gén mînen wine. Ein luzzel dár náh. dû ih siv alle durch streih. waz ír aller iegelích mir uone ímo kunde gesagen! dú uant ih

---

*) h ſteht über c.

minen wine. Íh nám in zemir. unt nelazze in ouch uon mir niht. é íh ín wider bringe ín miner mûter húſ. unt in iro gegademe. Noh danne dú íh wáſ intenebris incredulitatis. unt íh ɔsentiebam carnalibꝰ desideriís! du wolt íh iedoch minen sponsū bekennen p$^s$doct$^9$nā phẏlosophoꝝ. platonis. arẏstotelis. socratis. pẏtagorę. unt ander wérlt wîsen. dieder creatorē p$^s$creaturā wolten bekennen. Mit ír gewîse ne móht íh ín vínden! q$^i$a stultā fec̄ ds̄ sapientia huiꝰ mundi.

Nú íh ábo zé sînem glouben bin komen. nu ne wíl ih níht mêre ɔ̄sentire carnalibꝰ desideriís. unt wíl ín sûochen indirro werlt burge! obe ih dechêin sín spôr múge *uinden.* niht ze êiner nôte an den. die da gent angustā uitā q$^e$ ducit aduitā. sunter íóh an den. die da nóh gênt lataſ uiaſ huiꝰ scli. Iê nóch. ne mohta íh ín só uinden. Nú wíl íh abo frâgen p$^s$phās & ap̄los. q$^i$ custodiunt ciuitatē dei. wáz sí mir uón ím kunnen gesagen. Sá dár nâh. dú íh ír gescrift durh sûhte. dû uant íh minen wíne.

Íh uánt iníro bůchen. dáz ér íst uervs ds̄ ante scla! unt ér abo dúrch mine minne wárt uerꝰ hō infine scloꝝ.

Nú íh ín wunden han. únt íh uernomen hán. wie uerro ér gescheiden ist uon anderen hêiligon. wánte sí sínt puri homineſ. ér íst abo uervs ds̄. unt uerꝰ hō! nú wíl *(Bl. 137)* íh ín zemir nemen. wíl ín amplecti omī deuotione! unt wánt ér arbeit durch mînen willen lêit. uincla. sputa. colaphos. flagella. irrisiones. spineam coronam. mortem crucis! so ne wíl ôuh íh necheine arbêit. dúrch sinen willen scuhen. Íh wíl ióh den gedingen án ín háben. dáz íh mine můter synagogā. div mih êrist zeglŏben *) brahta. mit siner helfo. abo nóh widere zesinem glŏben bringe! cum plenitudo gentium intrauerit. — —

Adiuro uoſ filię hier̄lm. p$^s$capreaſ. ceruoſq; camporꝝ! ne suscitetis. neq; euigilare faciatis dilectā. q$^o$adusq; ipsa uelit.

Daz selbo uêrſ. stêt ôuch dá uore. adtale signū. Daz êine ist ábo zemerchen. daz daz êror uêrſ. hóret adp$^s$mitiuā ęcclam̄ de iudeis collectā! unt abo dizze uêrſ horet ad

---

*) zeglŏben ſteht am Rande, durch ein Zeichen auf zelóiben hingewieſen.

Digitized by Google

ęcclam de gentib⁹ ↄgregatā! unt êdeſ mánet sîe íre sponsvs adfrūm utilitatē. & adpublicā pˢcedˢe actionē! nu beswért ér abo filias hierlm umbe sîne sponsā. suanne sí enslaffe. daz sí se niene wecche. ê si selbo welle! wante doctores ęcclę sculen bêidiv alzane tūn. p⁹ↄtēplationē uúre gên ad p̄dicationē! p⁹ p̄dicationē redire adↄtēplationē. — —

Quę est ista quę ascend' pˢdesertū sicut uirgula fumi. exaromatib; mÿrrę & thuris! & uniuˢsi puluˢis pigm̄tarii.

Wêr ist disiv. div da ûf fêrt durch dîe wûste! alſ ein chlêiniv rouhgerta. uón mÿrren. unt uon wirôuche! unt uone demo stuppe allerslahte pîmenton. Wîe erhaft íst div ęccla de gentib⁹. divder uone sp̄uali ęgÿpto fůr *) sam dráte plebſ isrlitica ílete uone ęgÿpto ad tˢrā repˢmissionis. Plebſ isrlitica wárt mít manigen zêichenen gelâdot uone ęgÿpto ad tˢrā repˢmissionis! abo div ęccla de gentib⁹. solo auditu uˢbi dī. îlet siv ze imo. mit den tugenden dîder geboten wurden in lege! mit mortificatione carnis q̄ pˢmÿrrā expˢmitˢ. mit mundicia p̄cū q̄ pˢthuſ figuratˢ. mit manigersláhte wóltâte. die si sich ane nimet ióh sine p̄ceptis. alsoder ist uirginitas. unt uoluntaria amissio diuitiarū. Quę om̄a. intelliguntˢ pˢ aromata uniuˢsi pulueris pigm̄tarii. — —

Bl. 138. En lectulū Salomonis sexaginta fortes ambiunt ex fortissimis isrl! ōs tenentes gladios. & ad bella doctissimi! uni⁹cui⁹q; ensis supˢ fem⁹ suū. pˢpter timores noctˢnos.

Síno daz bette deſ kunigeſ Salomoniſ. daz umbe gênt déſ nahteſ sehzzech biderbe chnéhte. der aller biderbésten in isrl. Îr aller iegelich habet sín swért inhanton. kúnnen alle máhtigen uehtan. unt îr necheiner nelâzet sin swért uón sinem díehe. dúrch naht uorhte. Daz bette ueri Salomonis. daz ist ęccla. inîro růwet er. also der mán in sinem bette. Daz goteſ bette bewarent indirro wérltuinstrę die sc̄i doctores. unt die sculen erwélt sín ex fortissimis isrl! wante die sculen wésen rectoreſ animalꝫ. dîede christenheit kunnen be-

*) ſteht am Rande, hiehergewieſen.

Digitized by Google

schírmen mit spītalib$^{9}$ armis wider deme tíeuele. unt cont$^{s}$-h$^{s}$eticos. Die seulen sín insexagenario num$^{s}$o. wante den wirdet gegeben denari$^{9}$ remun$^{s}$ationiſ. díeder nu niene bedrúzet ze arbéten insenario op$^{s}$ationis. Dêr aller îegelich habet sín swért in hanton. só ér mit gladio u$^{s}$bi dei bewaret ęcłam. divder gemáhela ist ueri Salomonis! daz sîe der úbele hûrare .i. diabolvs. niene muge *) corrūpere. Der aller îeglich ne scól ouch sin swért uon sinem diehe niet lâzen. want er scol an ime sélbéme bedûhen deſ lichnamen gluste· q̧ p$^{s}$ſem̄ intelligunt$^{s}$. ne forte cū aliís p̄dicauerit ipse rep$^{s}$-b$^{9}$ efficiat$^{s}$! unte daz sculon sí tůn p$^{s}$pter timores noct$^{s}$nos! want p$^{s}$nceps halꝫ tenebralꝫ aller gérnist beswíchet p̄latos ecclę! q. esca ei$^{9}$ electa. — —

Bl. 139. Ferculum fecit sibi rex Salomon de ligniſ lýbani! columnaſ ei$^{9}$ fec̄ argenteaſ! reclinatoriv̄ aurev̄! ascensū purpureū! media karitate constrauit p$^{s}$pt$^{s}$ filiaſ hierłem.

Dér kúnig Salomon. máchot imo selbem einen tísk. deſ holzeſ uóne lybano. Die sûle da der tísk úffe lág. die wáren sílberin! abo div lineberge. div wáſ guldin. unt div stiega wáſ rôt! abo dáz mittelóde des tiskeſ. daz wáſ samfte unt minneklichen gegrâdet. durch die ivnkfrowen. daz si *lihte* zedemo tíske úf getrétan mohten. Der uer$^{6}$ pacific$^{9}$. derder mit sinem tôde dissoluit inimicicias int$^{s}$ dm̄ & hoīem! der hát uóre gegárewet sinen holden einen tísk dáze himele. daz ist. div wunna des êwigen libeſ! quā nec ocłs uid'. nec auris audiuit. nec incor hoīs ascend'. divder îeht mêr zegêt. danne diu cędrvs q̧ in lýbano ē eruúlet. Dér tísk. der liget ûf silberînen sûlen! want die selben wunna geheizzent div diuina eloq$^{i}$a. divder also lúter sint. sam daz gebrante sílber! want án ín níemen neuindet îeht unrehteſ. íeht scantlícheſ. îeweht boslícheſ. Div lineb$^{s}$ga zedem tiske div íst guldín. want also daz gólt túrer ist danne dechêin ander gesmíde! also íst daz sūmū bonū. dáz mán in góteſ ant uurt kumet. also iz chút. Ego diligā eū! & manifestabo ei me ipsū. Derder můde ist. der lêinet sích gerne án die lineb$^{s}$ga. Swér âuch dúrch goteſ

*) u ſteht über e.

willen diser wérlt arbeit můde ist. wie mág ér zemêroren rûwen kumen. danne dáz ér wól kume adfontē totiꝰ boni. Div stiega da man zedem tiske ûſ scolen gên. diu íst rôt! wante apli. unt mr̄es dieder mit ír selbeſ blůte himelriche arnóton. die habent ôuh dâr die mêisten êra. unte daz hêresta gesídele! also iz chút. Nimiꝰ ɔfortatꝰ ē p$^{s}$ncipatꝰ eoꝝ. Waz wirdet aber unser armon. wir da so gedigan niene bín. daz unsich plenitudo dierū. .i. c̄summatio bonoꝝ op$^{s}$u. oder martyriū. oder dechein p$^{s}$fecta iusticia so muge c̄om̄dare. daz wír wért sín deſ tiskesídeleſ. Oûch níst ôuh unſ gnáda uerságet! wanta dá náh sa gescriben ist. daz daz mittelôde deſ tiskeſ mit*) minnen geslihtet si. zediv. daz div wíb samfto ze demo tiske ûſ ge tréten mugen. Div wíb sint fragilioris sexvs. danne die man. Uone danne sint mít den wíbon bezeichenet.. die gůten sela. dieder in selben sint conscię íro brôde. unte si nechêin gedinge nehabent an in selben dúrch dechêina íre wóletat. nieware okkeret ingoteſ gnádon. Den newírt daz gesídele zę dém wunne tiske nieht uerságet! wante si gót desde uerror minnont. só sí sích ze in selben niene uerséhent. — —

Bl. 140. Egredimini & uidete filię sẏon regē Salomonē in dẏademate. q° coronauit eū mat$^{s}$ sua. indie desponsationis illius. & indie lęticię cordis EIVS.

Gêt uz ír iunkfrowen. ír da buwet insẏon! tůt ware deſ kúniges Salomonis. unt der corone. da ín sín mûter mit hât gezieret insinem máheltage! unt indemo tage siner fréwe. Îr gůten séla. ír dér hie bírt positę inspecula fidei. únt ír gedinge habet. daz ír kumet inat$^{s}$a cęlestis hierłm! tůt ín selben éinen rûm. daz íwich nechein wérltlich strepitꝰ ge irre. írne gehuget alzane dero mẏsterioꝝ íwereſ redēptoris. unt der dúrninen corone. die imo iudaica genſ úſ sazta. div sin mûter wáſ secdm̄ carnē. Die durnine corone die trůg ér gerne dúrch íweren willen! daz iuwich cęlestis gła amplecteret$^{s}$.

*) Hier ſteht noch min, aber als ungültig unterſtrichen.

Dazne wárt alliz niet sineſ undankeſ. nóbe nâch *sinem* willen! want iz gescách insínem maheltáge. dů ér íme selbemo mahelte mit dem wídemen sineſ hêiligen blůtes. die ęcclam n̄ habentē maculā aut rugā. Iz gescách ouch indemo táge siner frewe. dů er sích freweta. daz mit sinem tôde div wérlt erlóset wárt. uone deſ tieueleſ gewalte. unt uone dem ewigen TÔDE.

Quā pulchra eſ amica mea. quā pulchra eſ. & decora! ocłi tui colūbaꝝ! absq; eo q° intˢnsec⁹ latet.

Wie scóne dú bíst frivntinne mín! wíe scone dú *bíst*. Din ougen. sint tuben ougen. âne daz. daz ân dir inlacheneſ uerholen íst. Dú bist scône ân dinen werchon. want du niht scantlícheſ tůst. daz mînen ougen misselîche! du bist ôuch scône an dinen warten. wante du indiner p̄dicatione niene mêinest. ane mîne êra. unt frnā utilitatē. Din ougen. sint tuben ougen! want div êinualtíge an dir schinet. die dich der spc̄ scs̄ lêret. qⁱ pˢ colūbā figuratˢ. Div scône íst án dír. áne dáz. daz nóh inlacheneſ án dír uerhólen ist! daz ist div speſ cęlestium pˢmioꝝ. die íh nóh dír gíbe infine SĘCVLORVM. — —

Bl. 141. Capilli tui sic̄ grex caprarū. quę ascendert̄ de monte galaad. Dentes tui sic̄ grex tonsarū ouiū. qę ascendert̄ de lauacro! oms̄ gemellis fętib⁹! & ſteriliſ n̄ est in EIS.

Dín uáhs ist sam geizze chorter. dazder gêt úf demo berge galaad! unt sint abo dine zéne. sám daz chorter dero gescoren scâffe. dieder úf gênt uone waske. almit zuínelero zuhte. unt ír nechein ist unbârig. In dînen conuenticulis skînent beidiu doctoreſ. ióh auditores. Div ménige fideliū auditoꝝ íst glich dem geiz chortere. want si sich peccatores bekennent. capra enī c̄ sacˢficiū pˢpec̄c̄o! unt dóch sí sin ostituti insectari actione. div âne sunta wesen nemág! sí stégerent iedóch gerno mít iro glôben. mit gebéte. mit elemosina. unt mit anderen wóletâten. zedemo gihthuffen .i. admc. Also galaád wáſ aceruus testimonií intˢ iacob & laban. also bín íh ín apd' patrem. testis incęlo fidelis. Also der hûffo sích

búret an êinem stêine. unt also ér úf wéhset! also bín íh ín lapis angularis. ipsi sup$^{s}$edificandi s̄! áne mir uindent ôuch sí die weide deſ ewigen lîbeſ. Abo díne doctoreſ dieder p$^{s}$dentes figurant$^{s}$. want sí cibos sacrę sc$^{s}$pt$^{s}$ę exponendo cōminuunt. ut possint gluttiri appłis. die sint glich den gescóren scâffon. dieder uone waske gênt! want sí bêide sint abluti baptismo. unt allen wérltlíchen ríchtûm willichlichen hîne hant geworfen nâh mînem râte. ut me expeditivs seq̇ possint! unt sí sínt ôuh gemellis fętib$^{9}$. wante sí habent dılonē dei & p$^{s}$ximi. vone danne nist ír nechein unbârig! q. oīa q̇cūq; faciet p$^{s}$sp$^{s}$abunt$^{s}$. — —

Sicut uitta coccinea labia tua! & eloq̇um tuū dulce.

Dine lefse sint sam ein rôta binta. unt dín kose ist suozze. Dîne doctoreſ q̇ p$^{s}$labia figurant$^{s}$. die kundent dem livte dîe rôte mines blûteſ! da mit ih siv erlôste! unt sí sint ôuch ardenteſ infrn̄a dilectione. also coccvs brinnet in suo colore. unt si heftent multitudinē auditoꝝ in unitatē fidei! also div binta zesamene dwinget die ménige dero lokke. Íro gekôse ist ôuch sûezze. swanne*) si die sûezze deſ êwigen libeſ demo livte kundent. — —

Bl. 142. Sicut fragmen mali punici. ita genę tuę abſq; eo quod INTRINSECVS LATET.

Dine huffelon. sint sam der bruch deſ rôten apfeleſ! âne daz. daz noh inlácheneſ an dir uerholen ist. Dine doctoreſ q̇ ꝑgenas figurant$^{s}$. die sint scámelích admalū. unte nescament sích abo niht mîneſ crucis. unte miner martýre. sunter si guollichent **) sich dár âna. unte si khundent ír auditorib; welich candor luciſ ęt$^{s}$nę in khuman ist. uone der rôte mîneſ blûteſ. unte tûnt daz allez p$^{s}$pt$^{s}$ utilitatē frnę multitudiniſ. qę p$^{s}$g$^{s}$noꝝ multitudinē intelligunt$^{s}$. — —

Sicut turris dauid collū tuū. qę ędificata ē cū p$^{s}$pugnaculis. Mille clýpei pendent exea! omīs armat$^{s}$a fortiv̄.

Dîn hálſ. ist sam dauidis wîghus. da diu wére obene ane

*) Uebergeſchrieben wante.
**) Darüber ſteht gelichent.

Digitized by Google

geworcht ist. Dusent *) skilte hangent andere wére. unt aller slahte wíggewaffene. Mine **) doctoreſ qͥ pᷤollū figuranᷤ. wante si mediatoreſ sint intᷤ me & pplm. also der hálſ zesámene fúeget daz houbet. unte dén lichnamen. unte si ôuch demo livte ambehtent cibos uitę ętᷤnę. unte ín óffenent die táugene dero sacrę scͥptuᷤę. also der hálſ daz ezzen intreget. unte abo die stimma uz traget! die sint glich dauídis wighûse. Dauidis namo wírt geantfristet manu fortis. daz chút ***) armstrenger ****). Daz bin ih. qͥ uici fortem .i. diabolū. & spolia ei⁹ distribui. Daz min wíghuſ. Daz sint die. die da fúre ander daz livt also uerro treffent mit iro khunste. unte mit iro wóltâte. sám dáz wíghúſ uber triffet andere gezimbere. An demo wíghûse íst div wére gemáchot. wante die doctoreſ khunnen div sacramͣta scͥpturaꝶ. dá man áne uindet div wassen gescóz míner pᷤceptoꝶ. mit den mán die aduᷤsariás potestateſ múge wider triben. uón mîner bûrch. q̃ tu eſ. An dere wére hangent tûsent schilte. daz sint div innumera p̄sidia. die íh dir zeschirme unte zewarnunge habe gescaffet. Biden tûsent schílten. hangent ôuh aller slahte wíe gewâffene biderbêre knehte! daz ist allez geruste gûter lêre. unte gûter werche.

Am Rande dieſer Seite ſteht nun der Thurm Davids in rother und ſchwarzer Federzeichnung. Er beſteht aus drei Hauptſtockwerken, mit mehren Abſätzen und Dächern ſich verjüngend bis zur Spitze mit dem Kreuze. Die Bauart iſt durchweg rundbogig. Ganz unten ſteht roth TVRRIS DAVID. Seitwärts an der Grundmauer tritt ein bärtiger Kopf hervor und ſtreckt den Zeigefinger hinauf zu einem Fenſter, aus welchem das gekrönte und bärtige Haupt Davids auch aufwärts ſchauet; mit der Umſchrift d̄d̄ in ꝑsona eccłe; in der rechten ein Spruchband mit Esto mihi. turriſ .f. a. f. i. In einer Leiſte über den Fenſterbogen custodi

---

*) Ueber D ſteht t.

**) Ueber M ſteht d.

***) So, oder chut, iſt dieß Wort immer deutlich geſchrieben, für chuit, chvit. Es iſt nicht etwa chüt zu leſen; denn dieſes würde hier durch chüt ausgedrückt werden. Oben ſteht auch choden für cheden, chveden.

****) Ueber strenger ſteht starcher.

noſ ū pupillā. In einer höheren Leiſte nisi d̄. cust. c. f. u. q. a. Im Fenſterbogen darüber erſcheint das Bruſtbild der H. Jungfrau, ſchräg aufblickend; ſeitwärts ſteht Filia syon; über ihr, in zwei Zeilen Fiat pax ī uirtute tua. & ab' ī tribꝰ. t. Darüber erſcheint das Haupt Chriſti gerade ausſchauend, mit der Ueberſchrift Edificaui turrim ī medio civ. Vom Kreuze hängt, wie eine Fahne, ein langes Spruchband herab, mit Arx ego sū fortis! Speſ iusti. pulsio mortis. Justos alarū. bene ꝓteg& umbra meaꝝ.

(Der Abdruck des Uebrigen folgt im nächſten Bande.)

v. d. Hagen.

Digitized by Google

# XVII.

## Jakobs von Maerlant Blume der Natur,

oder

## Gedicht von den Thieren (Beſtiarius) und übrigen Naturreichen.

Berliner und Dresdener Handſchrift.

---

Die Berliner Handſchrift iſt mit Adelungs Altdeutſchen Handſchriften in die Königliche Bibliothek gekommen: auf Pergament 71 Blätter in Folio (Nr. 52), und ſchön geſchrieben, etwa zu Anfange des 14. Jahrhunderts, alſo ziemlich gleichzeitig, in 2 Spalten, zwiſchen Linien, auf jeder Seite 38 Doppelzeilen. Die Reimzeilen ſind abgeſetzt, mit großen Buchſtaben, die ſämmtlich durch eine ſenkrechte Linie abgeſondert ſtehen. Jedes Thier hat einen größeren goldenen und verzierten Anfangsbuchſtaben, dergleichen auch manche Abſätze bezeichnen. Außerdem ſteht bei jedem Thiere ſein Bild, in viereckigem Goldrahmen mit Blätterzieraten, das Thier ſelbſt in rothem oder blauem Grunde gemalt. Zum Theile ſind die Bilder eingerückt in die Spalten, und dadurch die Reimzeilen gebrochen; zum Theil reichen ſie in den Rand hinaus. Die Malerei iſt fein und die Zeichnung ausdrucksvoll, zumal bei den größeren Bildern, der Hauptheile oder Bücher, wo in den Anfangsbuchſtaben die Gelehrten Gewährsmänner dieſer Naturgeſchichte mit Büchern abgebildet ſitzen. Die hinten und vorn mangelhafte Handſchrift beginnt mit dem Thierreiche, von den Vierfüßern bis zu den Würmen, und endet mit den Bäumen; und in jedem einzelnen Reiche folgen

Digitized by Google

die Geſchöpfe nach dem Abc auf einander. In den vollſtändigen Handſchriften beſteht das Ganze aus dreizehn Büchern, deren Inhalt ſind: der Menſch, die Vierfüßer, Vögel, Seeungeheuer, Fiſche, Schlangen, Würmer, Bäume, Gewürzbäume, Kräuter, Flüſſe, Edelſteine und Erze. Von den erſten und Hauptheilen iſt dieſes Gedicht auch, wie ähnliche Lateiniſche Werke, Beſtiarius genannt.

Als Quelle iſt von Adelung bei ſeiner Handſchrift angegeben des Manuel Phile, eines Griechen aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts, Gedicht von den Eigenſchaften der Thiere, und auf die Auszüge deſſelben von Camus, in den **Extraits des manuscrits de la bibliotheque Nationale T. V**, verwieſen. Jakob ſtarb aber ſchon im J. 1300, laut ſeiner Lateiniſchen Grabſchrift zu Damm, und nennt in ſeinem Naturbuche auch mancherlei andere Gewährsmänner, ohne Zweifel mit ſeiner nächſten Urkunde. In der Vorrede des Ganzen nennt er den Bruder Albrecht von Köln, die Blume der Geiſtlichkeit, ſeine Quelle. Die Lateiniſche Naturgeſchichte dieſes Albertus Magnus entſpricht jedoch dem Gedichte Jakobs nicht: wohl aber das Lateiniſche Naturbuch ſeines Schülers, des Brabanters, Thomas von Cantimprato (ein Auguſtiner-Stift) 1230—44; welches auch Vincenz von Beauvais in ſeinem Naturſpiegel wörtlich benutzte, und unſer Konrad von Meyenberg, Prieſter zu Regensburg, 1349 in ſeinem Buche der Natur verdeutſchte *), eben auch als ein Werk des berühmten Meiſters Albertus **).

Jakob iſt einer der älteſten, und der fruchtbarſten der alten Niederländiſchen Dichter, oder, wie er ſagt, in Flämiſcher Sprache, aus dem Lateiniſchen und Wälſchen, d. i. Franzöſiſchen; ſo daß der Laienſpiegel (**Lekenspieghel**) ihn ſchon den Vater und das Haupt aller **dietscer** (Niederdeutſchen) Dichter nennt. Ungewis iſt, welches Maerlant ſein Beiname meint, und ob er dort geboren oder nur wohnhaft war. Er ſagt ſelbſt, daß er dort ſeinen Trojaniſchen Krieg dichtete, nach dem Franzöſiſchen des Benoit de Sainte More: davon bisher nur ein Bruchſtück gefunden und bekannt gemacht iſt ***). Früher, ſchon vor 1270, dichtete er für eine

---

*) J. G. Schneider in J. Büſchings wöchentl. Nachr. Bd. II, S. 275. 281.

**) Vergl. Docen in unſerm Muſeum für Altdeut. Litt. u Kunſt Bd. I, S. 149.

***) Von W. C. Ackersdyck: 2 Perg. Bl. des 14. Jahrh., 739 Reimzeilen; gedruckt in **Nieuwe Werken van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde te Leyden (Dordrecht 1824. 8.)** S. 201.

edle Frau Alexander den Großen, nach dem Lat. Gedichte des Philipp Walther de Caſtellione in Jsle de Francn (1176—1201): bisher nur aus einer Münchener Handſchrift bekannt *). Auf den Trojaniſchen Krieg folgte 1270—80 die Reimbibel, nach der biblia scholastica des Petrus Comeſtor, mit der Zerſtörung Jeruſalems nach Flavius Joſephus, in mehreren Handſchriften und Bruchſtücken übrig. Hierauf kömmt der Beſtiarius, und dann vor 1283, die Heimlichkeit der Heimlichkeit nach den Lateiniſchen Secreta Secretorum, angeblichen Lehren des Ariſtoteles an Alexander; und für ſeine Freunde, das Leben des Heiligen Franz, nach Bonaventura's Lat. Legende (1261: nur in Einer Handſchrift zu Leyden übrig). Endlich dichtete er im J. 1283, für den Grafen Florens von Holland (1255—96), den großen Lateiniſchen Geſchichtsſpiegel des Vincenz von Beauvais (bis 1250), welchen er bis auf Rudolf von Habsburg (1273) führen wollte: die übrigen unvollſtändigen Handſchriften und Bruchſtücke reichen nur bis 1250 **). Außerdem ſind noch ſechs kürzere, meiſt geiſtliche Gedichte, in Liedesweiſe, vorhanden, unter welchen das vom Lande über See (ein Aufruf der geſammten Chriſtenheit zur Wiedergewinnung des heiligen Landes), und gewis das lehrhafte Geſpräch zwiſchen Martin und Jakob ihm angehört. Das letzte iſt das einzige ſchon früher gedruckte Werk Jakobs: Wapene Martijn. Antwerpen 1496. 8. Vergl. über alle dieſe Gedichte Jakobs, und andere ihm zugeſchriebene Werke H. Hoffmann Horae Belgicae P. I (1830), p.12—47.

Von Jakobs Blume der Natur (der naturen blœme: handſchriftlich in Amſterdam, Haag, Leyden, Hamburg, Wolfenbüttel; Bruchſtücke in Harlem) fand ich in Dresden 14, dem Dr. Althof gehörige Pergamentblätter, welche, nach allen äußeren Kennzeichen, des Formats, der Einrichtung, Schreibung und Malerei, zu der Berliner Handſchrift gehören, indem ſie zugleich dieſer ſich hinten und vorn anfügen, obgleich ſie auch noch nicht vollſtändig machen. Die Berliner Handſchrift beginnt mit dem vierfüßigen Thiere Eale. Die Dresdener Blätter beſtehen aus zwei Folgen, von welchen die erſten fünf mit dem Biber anfangen, und mit dem Elephanten ſchließen.

*) Durch Docen in v. Aretins Beitr. Bd. IX (1807), S. 1087—96.

**) Herausgegeben, aus der bisher einzigen, mangelhaften Hdſ. des Königl. Inſtituts, von J. A. Clignett und J. Steenwinckel. Leyden 1784—85. 2 Bde. 8. Der 3 Bd. erſchien 1812 in Amſterdam durch W. Bilderdyck.

Es ſind zwei Doppelblätter, denen das einzelne Blatt ſich hinten anſchließt, ſo daß ein Blatt zur genauen Anfügung an die Berliner Handſchrift fehlt, welche, wie dieſe Bruchſtücke, aus achtblätterigen Heften beſteht. Das erſte Dresdener Bruchſtück beginnt:

Eñ seghet dat si met scaren
Gewoude gaen same te waren
Eñ alsi bomē hebben gheuelt
Met haren tanden met ghewelt
Eñ of ghebeten dat hem ghenoeghet
Nemē sire enē die hem voeghet
Eñ worpene dan op twater soete
Eñ latene tusscē sine viere voete
Eñ slepene also te hole
Dit doen si ghemene wt hare scole
Maer vreemde ten vreemden lande
Dien doen si dustane scande
Want si se tē meneghē doene houden
Andre segghen si doent den ouden
Die hare tande sijn so $v^s$sleten
Dat si niet ne doghen terbeten
Dese beuers kennē die iaghers wel
Want hem is opten rig dat vel u. ſ. w.

Die folgenden Thiere ſind Chama, Capelus, Camelos pardalis (dabei Bezug auf die glose), Capra (in dietsch die gheet), Capreola (dats. l. ree), Cacus, Ceffusa (Beziehung auf soliꝰ = Solinus), Ceruus, Cimera, Cẏrogillus (es een dier buere groot), Cuniculus, Crisetecus, Corocrotes (hier deutlich solinꝰ. Eñ iacob van vetri), Cathapelaba (Vogelleib und Weibeskopf).

Bl. 3a. Van der .c. so neemt hier eẏnde
Hoert wat ic vander .d. vort veẏnde

Damma, Dammula (in dietsche een danwilt), Duram, Daxus.

Bl. 4b. Van der .d. seghic nēme
Vort suldi horen van der e.

Elephas dats die oliphant. In duutsche eist .l. elpendier.

Bl. 4b. Jacob van vetri maect ons cont. Wird öfter



Digitized by Google

genannt, desgleichen Solinus, Plinius, Aristoteles, Adelinus, Isidorus.

Bl. 5 ſchließt:

Solinꝰ die meester ghewaghet
Dat dolifant maer .I. ne draghet
Maer eist beuonden dat ic scriue
Si draghen .iij. waerwen ofte viue
Ziet hi die muus hi es $v^{s}$saghet
En̄ vliet of hi ware $v^{s}$iaghet
En̄ dit es te wonderen sere
Wonderlijc so bistu god here
In alle dinen ghewerke ghemene
Weder si sijn groot of clene
Die olifant ontsiet dat paert
En̄ hi es van der muus veruaert
Si leuen wel .ccc. iaer
Tcoude dat es hem te swaer
Tam olifant nighet den coninc.

Mit dem letzten Blatte des Heftes fehlt auch der Cuſtos, der jedes Heft mit dem folgenden verbindet.

Die Berliner Handſchrift beginnt nun:

Splet uoete sijn si alle ghemene
En̄ sijn naden heert ghemaect
En̄ hebben vleesch dat wel smaect

[Bild.] **E**ale dats eene
beeste. Dē paer-
de ghelijc spreect die
geeste. Als telpen
dier eist ghestaert.
Ghekinbact na dat
euer swijn.

Ende heuet horne die langher sijn
Dan .ij. voeten daert mede doet
Menech vreselijc ghemoet
Dit spreect solinꝰ en̄ iacob seghet
Alst wille dattet achter leghet
Den enē horne. en̄ orbaert

Digitized by Google

Den andren te stride waert
Eñ als die blonc es eñ moede
Rechtet op den andren met spoede
Eñ laet dien ligghen bi sire manieren
Dit dier es gaerne bi riuieren

Die folgenden Thiere ſind: **Enthires**, **Entira**, **Erinati**[9] (eghel heetment in duutscher tale), **Erminius** (hermelijn).

Vander .e. hebdi ghehoert
Nu vˢstaet vander .f. voert.

**Felena**, **Furunculus**, **Furions**, **Feles**, **Finges**.

Hier comt vander lettre .g.
Vander .f. vandie nēme.

**Gali**, **Geneta**, **Gresselus**.

Hiēr neemt eẏnde vander .g.
Vander .i. so hort vort mee.

**Ibex**, **Ibida**, **Istrix**, **Iena**.

Vander .I. gaet wt dat spel
Nu hort hier vort vander .l.

**Leo** (lewe in duutsche), **Leopardus**, **Lamia**, **Lansani**, **Linx**, **Licaon**, **Lupus** (wolf in dietscher tale), **Lincisius**, **Lentocrota**, **Leocophena**, **Lacta**, **Lepus** (dats des hasen naem), **Luter** (otter), **Locusta**.

Vander .l. hebdi ghehort
Hort vander .m. nv bet vort.

**Mulus** (dat destelē an die merien winnen), **Monoceros** (eenhorē in dietscher tale), **Molosus**, **Mauricomorion**, **Mautichora**, **Musquelibet**, **Mamonetus**, **Migale**, **Musio** (dat es .1. cat), **Mustela** (hete wi den muushont), **Mus**.

M. gaet vte eñ .N. comt in
Dies nes mar ene meer no min.

**Neomon**. **Onager**, **Onocentaurus**, **Orex**, **Oralfus**, **Ouis** (daets .1. scaep).

Vander .O. sprekic nēme
Nu hort die namen vort in .P.

**Pardus**, **Panthera**:

Bl. 11a. Phisiologus die seghet
Dattet saet te etene pleghet

Van specien harde meneghertiere
In sijn hol gaet dats sine maniere
En slaept .iij. daghe dā werptet wt
Een sonderlanghe vreemde gheluut
Alle die beesten volghen hem naer
Die sijn gheluut vˢhoren daer
Om̄e sine duer soete lucht
Mare vā sinē houede hebbē si vrucht
Om̄e dattet so eẏselcec si
Van achter volghen si hem bi
Die drake allene die es vˢvaert
En̄ vliet te sinen hole waert
Als panthera dat versiet
Datmē sinen houede vliet
Streectet sijn hooft in die haghen
En̄ laet tander lijf wt raghen
Om̄e dattet so scone si
En als die dieren hem sijn bi
Worden bider lucht bedroghen
En̄ biden opsiene vā haren oghen
Want het sciet daer inden hoop
En̄ neemt sine proie sonder loop ff.

**Pirander, Pegalus** (Pegaſus), **Pilosus** (dat es een wilt man. Berufung auf broeder Alebrecht, daß der König von Frankreich damals einen ſolchen hundsköpfigen Mann gehabt habe), **Papilio, Putorius, Prolus** (dat wi teencoren heten).

Hier gaet vte van der .P.
Hort van eere .r. en̄ nēme.

**Rangiū.** Dat dit nature maken dar
Hier volghet ene .S. na .r.

**Simia** (in onser tale een siminkel).

Hier es vandˢ .S. nēme
Nu hort voert vander .t.

**Tigris, Taurus** (dats in vlaemsce .l. stier), **Tranet, Tragelafus, Tragodriœ, Talpa** (daets in vlaemsce .l. mol).

Nēmer vant icker in .t.
Vander .v. hort vorwaer me.

**Vnicorn⁹, Vrsus, Vrim, Wlpes** heet een vos

in latijn. Scalker beest ne mach niet sijn. Als die vos vliet vor die honde — —

Hier iſt ſichtlich ein Blatt ausgeſchnitten, das achte und letzte des zweiten Heftes, mit dem Cuſtos; und das folgende Bl. 16 handelt ſchon von den Vögeln:

Meer te singhene dan die grote
Bitende voghelē en̄ hare ghenote
Sijn staeir van bersten en̄ vā dien
Alrehande voghele plien ff.
En̄ elc na andren min no mee
Na dordine vāden .A. b. c.

Aquila (dats .1. aren), Arpia, Agotile, Ardea (reÿgher), Ancer (gans), Aras (die aent), Ancipiter (hauic), Amrahā, Acautis, Absalon, Alauda (die lewerke), Alcioen, Auofilon, Aues paradÿsi.

Hier gaet vte die voghelen in .a.
Nu comt vander .b. hier na.

Bubo (dats vle ofte scuufuut), Buteus, Butorius (butor in dietse), Bistarda, Botiosa, Barliaces.

Nēmeer vant icker vander .b.
Hort die namen vander .c.

Caladerus, Cinamelgus, Cignus (swane), Cariste, Ciconia (dats die odeuare), Corotes, Calendris (dats die calandre), Coruus (dats een rauen), Cornix (dat wi der craien nomen), Cornica, Cuculus (dats die cucuuc), Coredulus, Columba (dats der duuen name), Carchates, Coturnix ene quattele), Carduelis (een dijstel vinc), Corchiles.

In .c. cÿndē hier der voghelē wort
Hort die namen in .d. vort.

Diomedice, Dariata, Drodius. Fenix (wird mit Isidor auf Chriſtus gedeutet), Fulica, Fatator, Fetix, Ficedula, Falco (die valke).

Bl. 25b. F. gaet wt. nv hoert mee
Mar eric dichte vander .g.
Hoert der edelre voglen pine
Hare cuel en̄ hare medicine
Tholomeus dit nes ghene ghilen
Hieten al die coninghen wilen

Die in egypten droeghen crone
Een tholomeus regneerde scone
In dien tiden wi lesent dus
Dat aquila eñ chimacus
Eñ theodocion meesters waren hiere
In die warelt van groter maniere
Dese drie bi sinen versoeke
Die screuen in enen boeke
Der edelre voglen medicine
Also alset in latine
Van broeder alebrechte es bescreuē
Salt iacob in dietsce vort gheuen
Die namē van crude diere in sijn
Salic iv nomen in latijn
Die kennesse also alst waer is
Sal kennen elc apotecaris
Andē hoefde dat wijt cōnen
Sullen wi leren dit begonnen ff.

**Grifis** (hütet das Gold), **Gracocendrioen**, **Grostrudis**, **Grus** (die crane), **Glutis** fliegt zur Geſellſchaft mit den Zugvögeln, den swalewen und odeuaren, bleibt aber unterweges zurück. Ein andrer Vogel sicramus, der auch mit zieht, ruft Nachts und Tags die Zurückbleibenden zur Folge:

Dese .ij. voglē daer ic of rime
Sijn twierhande pelegrime
Die wi metten crucen sien varen
Ten heilighen lande te waren
Oṁe dat heilighe graf te wiñen
Die heet sijn in den beghiñen
Alsi gheselscap groot ter curen
Sien varen van haren gheburen
Mar teerst datsi worden gheware
Dat die vaert een deel wort sware
Soect si oflaet eñ willen keren
Eñ fisieren eñ willen leren
Varen bi achterst in sulkē aert
Datsi ghemene doghē ter vaert
Hets waer meñe can ghewinnen

Digitized by Google

Van hem datsi doen bekinnen
En̄ ghemoetsi datsi spreken
Rome laetse niet ghebreken
Sine sent vte ghenoech legate
Die de traghe duer ghels bate
Absolueert van allen mesdaden
En̄ sentse van sonden ontladen
Te haren pape te lande weder
Owi die dat v$^s$dient hier neder
Dat al sine sonden sijn v$^s$laten
Dats al salicheit van groter baten
En̄ dies v$^s$dient vor sine doot
Met rechte maect hi bliscap groot
Maer wach hoe menech heremite
Hoe menech moenec vā scaerper abite
Vintmen die langhe heeft gheleuet
Entie lettel solaes heuet
Silentie en̄ discipline
Behouden heeft en̄ sware pine
Lesen singhen en̄ waken
Ene cranke nere teser saken
En̄ noch ne quā hem niet te bate
Van rome lettrē of van oflate
Sente pauwes ic gheloue di
En̄ alden paeusen daer bi
Die dinen stoel hebben beseten
Dijn fraye mont die laet ons weten
Dat god elken lonen sal
Recht na sire pinen al
Dit willic spreken elc man gome
Behouden der ere van rome
Pelegrijn nv merke dies
Slachstu den voghel gluties
Heuestu die cruce ontfaen
God eÿsceet sijn belof voldaen
Soeker of ne gheen oflaet
Ensi oft sonder loos so staet

So dattu duers vor gode ghien
Wies ken̄essē niemē mach ontflien.

Gallus (een hane), Gallina (dats die name der hennen), Gallinacinꝰ (dats .1. capoen), Gallus siluestˢ (dats .1. fisaen Een busch hane).

Garrulus es eens voghels name
Die in busscen en̄ in brame
Vor alle voghelen die leuen
Meest crijscē meest luuts wt gheuē
Dies es hi garrulus ghenant
Een gai hetet in walsche lant
Vā bome te bome vliecht si en̄ sprīct
En̄ crijscelt meer dan sinct
No gheduert in ghere stede
Wat so bi hem lijt oec mede
Eist man eist voghel eist enich dier
Bespot dit voghelkijn al hier
En̄ contˢfact alre hande luut
Vanden voghelen daer wt
En̄ somwile eist selue so sot
Dattet maect so vele sijn spot
Dattet hem seluen niet ne hoet
So neemtet die spareware indē voet
Ghepluumt eist vā meneghˢ ghedane
Exꝑimētator doet te verstane
Dattet dicke vˢwoedens pliet
En̄ ment hē seluē vˢganghen siet
Garrulus die dinct mi vele
Bediedē some menestrele
Die altoos sijn onghestade
En callende vroe en̄ spade
Vele boerten vele loeghen
En̄ contˢfeten dien si moeghen
Bede riddren en̄ papen
Porters vrouwen en̄ knapen
Daer si scone ōme sijn gheplumet
Mar dicke gheualtet dat sulc cumet
Alse hi sijns selues niet neemt ware

Metten helscen spareware
Diene metten clawen lauwet
Als hi dus pipet eñ mauwet
Want seldē heelftmē eneghē vˢnomē
Die ten goeden eẏnde sijn comen
Alse vele sijnre heilich na minē wane
Alsmen vint swarte swane

Graculus (een roec). Ibis, Incendula, Irondo,(dats der swalewen name), Isida, Isopigis. Kiliodromos, Kim, Karkolas, Komor, Kithes. Larus, Lucidius, Lucina, Linacos, Lagep⁹, Miluis (die wouwe), Magnales, Melaucorifus, Morpex, Mēnonides, Meauta (der mewen name), Merilic, (eens marels name), Muscipia, Merops, Merila (ter maerlen name), Monedula (der cauwen name), Mergus (duker). Nisus (die spareware), Nicticorax (een nacht rauē), Nepa. Onocratall⁹, Osma, Oriol⁹. Pellican⁹ (mit der Deutung auf Chriſtus), Porphiro, Pauo (die paeu), Perdix, Platea, Pica, Picus (die specht), Passer (der musscen name), Passer arundineus (die riet mussce), Philomena (die nachtegale), Pitacus (die papegaẏ). Strutio, Strio, Sturmis (die sprewe), Turtur (der torteldu wen name). Tragopalas, Turdus. Vespˢtilio (die vledermuus), Vanellus, Vpipa, Wltur (die ghier). Zelentides.

Hier eẏnt der voglē boec in .Z.
Vondix meer ic scyts iv mee
Hier sijnre .C.x. eñ drie
In dietsch also ghedicht van mie
So ict fraẏste vant in latijn
Daer bispele of ontbonden sijn
Some. eñ niet thonderste deel
V. elc te dichtene gheheel
Ware te lanc eñ te swaer
In dichte corte ding eñ waer
Want ic ne beghere niet
Dats den lesere iet vˢdriet
Hier suldi horen vor waert mee
Wat wonder men vint in die zee
Eñ in watre eñ in riuieren

Digitized by Google

Also als die meesters fisieren
Die dat waer bringhen voert
Scriuic iv in dietsce woert
Maer eer ic dichte van elken allene
Horter teerst spreken int ghemene.

MOnstrū seghet dat
latijn. Dat ī dietsch
mach wonder sijn
Eū ome datment toghet eū siet vor wonder.
Eū dat selsē es eū ghesonder
Wonder vintmen in die zee ff.

**Abides**, **Achinne**. **Belua**, **Barcora**. **Cocodrillus**, **Ceruus marinus**, **Caab**, **Cicos**, **Celethi**, **Chilon**, **Canis marinus** (zehont), **Cerilius**. **Draco** (die drake: der Seedrache, ohne die Flügel des Landdrachen), **Delfijn**. **Equus marinus** (een paert vander zee), **Equomilus**, **Equus fluuinus**, **Exposita**, **Eliseus**. **Foca**, **Fastaleon**. **Galasta**, **Gananes**, **Gladius** (ze swaert). **Iphotam**[9]. **Koli**, **Kilion**, **Karabo**, **Kuligo**. **Monocheros**, **Monachus** (eine leergelaſſene Zeile iſt von einer ſpäteren alten Hand ausgefüllt). **Nereides**, **Naucillus**. **Orcha**, **Onos** (die esel vander ze). **Perna**, **Pister**, **Plantanista**, **Polipus**. **Serra**, **Sirena** (daets die maer minne), **Silla**, **Sinac**[9]. **Testudo** (die slecke), **Tignus**, **Thunius**, **Tortuca** (der tortuwen name). **Vacca marina** (ze coe). **Zedrosi**, **Zidrach**, **Zitiron**, (die ridders vander zee Liber rer. hier of seghet Dat hi voren te sine plegbet Den riddre ghelijc dies ghelouet. Beſchrieben und abgebildet, als ein geharniſchter Ritter mit Helm, Schild, Schwert, und Fiſchſchwanz: Dese vintmen in dinghelsce ze). **Zifius**.

Hier eynt dit boec ine vās nēmee
Vanden wondre vander zee
Men sal hier vinden sticke
.Li. dat seg icke
Vort hort die vissce maniere
Die die ze voet entie riuiere

Mar int ghemene hort een deel
Eñ dan van elken gheheel
Alle visscē ende al
dat leuet. Dat
chersen becken
sachte heuet. ff.

**Anguilla** (dats een paeldrink), **Alforas**, **Astaras**, **Allec** (des barinx name), **Albires**, **Aries** (die ze ram), **Aureū uellus** (luut goudē vlies), **Accipender**. **Bote** (dat sijn butte), **Borbacha** (der lompen name), **Barbiloniti**, **Cethe** (die waluisch), **Cancer** (die credeuitse), **Congrus**. **Carpeta**, **Capitatus**, **Capitoni⁹**, **Coclea** (ene slecke vander ze). **Dies** (lebt nur einen Tag), **Delfinen**. **Echin⁹**, **Ezox** (in der dunouwen Diemen den hues noomt in swauen). **Fundibula**. **Gobio**, **Gratis**. **Irondo** (ghelijc een deel der swalewen). **Kalaos**, **Kilox**. **Lolligo**, **Locusta**, **Lepus marinus** (die hase vander ze), **Lucius** (die heect). **Murene** (die lampereӯde), **Mugilus**, **Margarita** (perlemusselen), **Margaris**, **Multipes**, **Murices** (een visch na musselen sede), **Mulus**, **Milagor**. **Ostrea** (des osters name). **Perpuree** (daher die purpre vaerwe), **Pina**, **Pingitius** (der kleinſte Fiſch, mit allen dergleichen genannt Scotenisse ende stekelinghe), **Pecten** (dats die pladijs), **Porcus marinus** (tmaerzwijn), **Rana marin⁹** (die ze puut), **Ronib⁹**, **Rais** (der rogghen name). **Salmo**, **Sturio** (die stuere), **Spongia**, **Sinatina**, **Salpa**, **Sepia**, **Scourus**. **Torpede**, **Triliuius**, **Tӯmall⁹**. **Vipera**.

Die boec vā visscē neemt hier ende
Die selue uisscen die ic kende
Eñ die ic vant in latine
Hebbic ghedicht met mire pine
Vort suldi horen den .vi. boec
Daer ic iv inden onder soec
Van serpenten bedieden sal
Mar eer ic spreke van elken al
So sal ic ene redene clene
Spreken teerst int ghemene

Digitized by Google

Ary die seghet
Dat gheen serpent
te hebbene pleghet.
Hodē ne ware dat sijn saet. ff.

**Aspis, Ausibena. Basiliscus** (in dietsch .I. kueninxkijn: aus dem Hahnenei geboren), **Boa, Berus. Cornuti, Cameleon, Carastes, Chelidrus. Dipsas, Draco, Dracontopes. Emorois. Laculū, Lacerta. Natrix, Nadera** (ader). **Pister, Pareas. Rucela. Salamandra, Stellio, Scaura, Situla, Sirene, Scorpio. Tortuca, Tharans, Tisus, Tirus, Tiliacus. Vipera.**

Hier eynt der serpenten boec
Haddicker in minen onder soec
Meer vonden ic hadt bescreuen
Nv sal ic iv die redene gheuen
Van den wormen groot eñ clene
Eñ teerst spreken int ghemene

Alle wormen int
ghemene
Sonder voeten
hebbē bloets clene ff.

**Apis** (die bie):

Si winnē vrucht eñ bringhen
Sonder noten eñ minghen — —
Si nemē coenlike in hare ghenoot
Eñ allegader so sijn si
Onder haren coning vri
Want si eren eñ minnen
Als dien si ouer haren heren kinnē
Eñ bi haren wille ghesct
Op hem doen si ghene onwet
Eñ dits te wōderen niet een twint
Wantse di coning weder mint
Eñ es hē sachte sonder waen
Eñ bliuen hem onderdaen. — —
Hare couent deelt hem in drien
Men macher coning eñ heren sien

Eñ middele die die ionghe berechten
Eñ andre ghelijc dienst kenechten
In elken buuc es ēmer een here
Eñ die es scoonst ēm^s^mere
Eñ alse groot als .ij. bien
Die vedren sijn cort van dien
Een deel hogher op die been
Vor sijn vorhooft al in een
Ghelijc alst ware ene crone
Bouen den andren vele scone
Eñ oec segghen meesters wale
Dat hi es al sonder strale
Sine hoecheit es sine were
Nature ontseghet hem dat spere
Om̄e dat prensen von aertrike
Exēple nemen an dies ghelike. — —

Aranea (dats der coppen name — die Kopſpinne). Bufo (die padde), Bombax, Bruccus. Cancendula, Cimonia (des honts vlieghe), Cinifes, Culex, Catarides, Crabo, Cicada (der crekelen name). Eruca. Formica (die miere). Mirmicaleon — die liebaert vanden mieren
Es een worm vander manieren
Dat mieren sijn van beghinne
Als hi ionc es toghent hi minne
Eñ vrienscap ieghen den mieren
Daer na beghint hi hē verfieren
Alshi groot es. eñ belaghet
Den mieren eñ neemt eñ ontiaghet
Datsi winnen te harer noot
Eñ somwile bijt hise doot
Te winter als comt die sake
Dat die mieren met ghemake
Wanen leuen van hare pine
Comt hi eñ rooft die wormekine
Al dat hi hem ghenemen can
Want hi te somer niet ne wan
Dus doen v^s^doruen edelinghe
Die ne doen ghene neringhe

Digitized by Google

Mar si nement sonder verbueren
Den goeden ghetrouwen ghebueren
Datsi ghewonnen hebben eñ v$^{s}$spaert
Eñ nochtan hebbē sise onwaert
Also datsi hem nemen tleuen
Sine willent hē sonder eyscen gheuē. —

Limax (ene maniere van slecken), Locusta (een crekel), Lanificus (die siden spinnet). Multipes, Musca (vlieghe). Papilio, Pulex (die vlo), Pediculus (lus). Rana (die vorsch of die puut). Stella, Spoliator colubri, Sanguisuga. Tamus, Tappula, Testudo, Tredinis, Tespa. Vermis.

Dits wond$^{s}$ na dat ict onthoude
Daer an es exēple menechfoude
Entie namē vanden wormen
Diemen vint van vele vormen
Haddix in latine meer vonden
Ic hads in vlaemsch meer ontbōdē
Nu suldi horen vanden bomen
Daer ghi an vint wildijs gomen
Leringhe ende medicine
Eñ bate ieghen meneghe pine
Ic sal eerst dichten int ghemene
Eer ic van elken spreke allene
Ghemeenlike vintmē
van hem somen.
Bomen die vā sade
comen. Als eken eñ esschen mede. ff.

Arbores eden (sijn int paradijs gheset). Arbores solis et lune (zu denen Alexander kam — wi lesent dus) Agnus casterus, Abides, Amigdala (dats damandel boem), Ariane, Arbor Ade (Adaems boem, trägt, laut iacob van vetri, viele ſchöne Aepfel, eñ elc appel met ere beten. — Wo Sodoma ſtand.

Eñ daer die dode ze nv leghet
Ōmetrent docu$^{s}$en alsmē seghet
Staen bomē die scone applē d$^{s}$ghē
Mar bīnē so horic ghewaghen

Es el niet dā asscen die stinken
Eñ dit mach ons wond$^{s}$ dinken
Datmē dese tweerhonde mesdaet
Inden appel noch verstaet.

**Adelliū**. **Buxus** (busboem). **Cedrus**, **Cȳpressus**, **Cerasus** (die kerselare), **Castania** (deſſen vrucht die castaengen haet). **Eben⁹**, **Esculus** (die mespelace). **Ficus** (die vighē dreghet), **Fagus** (boeke), **Fraxin⁹** heißt man (den esch). **Juniperus** (die ieneu$^{s}$ boem). **Laurus**, **Lentificus**. **Medita**, **Morus** (des moerboems name), **Malū punicū**, **Mirtus** (hetē wi hier dat gaghel). **Nux** (de notē d$^{s}$ghet). **Olea** (daer of comt olie van oliuen). **Palma**.

Mit dieſem 71ſten Blatte ſchließt das letzte 8blättrige Heft, und die Cuſtos-Zeile unten am Rande. Eñnēm$^{s}$meer. weiſet auf das nächſte Heft hin. Gerade mit dieſer Zeile beginnt nun das **zweite Dresdener Bruchſtück**.

Die neun Blätter deſſelben gehören auch zuſammen, und beſtehen zuvörderſt aus 6 Blättern, worauf 2 Blätter fehlen zum vollſtändigen Hefte von 8 Blättern. Die Einrichtung iſt bei dieſen Beſchreibungen der **Bäume**, **Kräuter**, **Quellen**, **Steine**, ganz dieſelbe, nur ohne Bilder.

Anfang von Bl. 1:

Eñ nēm$^{s}$meer ne draghen sie
Elke ne sta den andren so na
Dat elc telch bouē den andren ga
Als elc hem uoeghet tandren waert
Eñ dats in den lentin haer aert
Dat elc hē tem andren boghet ff.

Zunächſt folgt **Platanus**, **Pinus**, **Populus**. **Quercus** (eine lebte von **Adam** bis **Conſtantin**). **Rubus**, **Rosa** (**als plater seghet**). **Setim**, **Salix**. **Timus**, **Therebintinus**, **Taxus**, **Tilia** (lende — die minlijxste boem). **Vitis**, **Thus** (**als plater** seghet, der hier bei den Bäumen öfter genannt wird).

Bl. 3a. ſchließen die Bäume, und folgen die Kräuter.

Dat segghen meesters philosophies
Hoert van cruden alle
ghemene. Van wat
wondre eñ niet es
clene. Hoe si wassē
sonder saet.
Hoe teen biden an-
dren staet
Eñ teen heet eñ tander cout
Eñ ander van drogher ghewout ſſ.

Die Kräuter ſind dann **Aloe**, **Absinctiū** (als plater telt), **Anetum** (anijs), **Apiū** (als plater toghet). **Crocus** (heten wi suffran), **Cucurbita** (plater), **Coriander**, **Canfora** (plater), **Cummū**, **Cruentamea**. **Diptanus**. **Feniculus**. **Jusqͥami**. **Mandragora**, **Menta**, **Marrubeum**. **Nardus**. **Propinū**, **Petrociliniū**, **Papauer** (leere Stelle für eine fehlende Reimzeile), **Pionia**, **Primula** (dats een cruit Teerst dat lentin comt wt), **Pesilliū** (platearius). **Ruta** ſchließt das Blatt 6 mit

Als vrouwē hare p̃gacien ghebreect
Daermen telker maent of spreect
En ōme te ghelosene dat dode kint

Hierauf fehlt ein Bl., mit den übrigen Buchſtaben der Kräuter, und ebenſo das letzte Bl. dieſes Heftes, welches alſo auch aus 8 Bl. beſtanden hat. Das 7te Bl. dieſes 2ten Bruchſtückes beginnt auf ähnliche Weiſe, wie die Kräuter, mit einem größeren Buchſtaben und Bilde, ein bärtiger Mann am Leſepulte ſitzend, eine Schriftrolle in beiden Händen.

Ic dichtets meer met mire pine
Ghemeenlike van
allē fonteÿnen.
Bede van soeten
eñ van onreÿnen.
Esmen te vˢstane es
mē vroet. Es ene fō
teÿne qᵘet of goet

Sout of staerc of heet of cout
Of claer of dicke of meneehfout ſſ.

Geht nur bis aufs folgende Bl. 8, Sp. 1, die ſo beginnt:

Dit hebbic van fonteynen vonden
Nu hoert voert teser stonden
Wat crachten men vint an stene
Eñ uoren die tale int ghemene

Dann wieder ein ſolches großes G(hemeenlike), wie bei der vorigen Abtheilung, und darin ein Bild, ganz wie das erſt beſchriebene. Die Stenie ſind: **Amesticus**, **Achates**, **Alabaustus**, **Adamas** ſchließt das Blatt:

Ne diet ensi also beiaghet
Hies die beter alsmen ons ghewaghet
Es datmene doet staen in stale

Das folgende Blatt fehlt; das letzte Blatt 9 beginnt:

In libien der tragoditen
Vintmēse segghen die viten
Drierhande sire maniere
Die riect ghelijc den viere
Maer donker violettin root
Doch es sine waerdicheit so groot
Dat waerder es sine maniere
Dan die iaspre of die safiere
Calcedoni⁹ es een steen u. ſ. w.

Dann **Corallus**, **Crisoprassus** (eine Zeile, für einen Reim, leer), **Celidonius**, **Carcofanus**, **Corneolus**, **Crisolitus**, **Cristallus**, **Crisoletus** ſchließt:

Die vintmen goet in allen steden
Hem die gheswelt sijn van leden
Hi vˢdriuet oec die wanne
Die den mensce wassen anne
Ceram⁹ dats ouer een
Datmē heet den donre steen
Want hi valt metter blexeme neder

Damit endet dieſes Blatt. — Es wäre wohl zu wünſchen, daß dieſe zu der Berliner Handſchrift gehörigen Bruchſtücke wieder mit derſelben vereinigt würden. v. d. Hagen.



Digitized by Google

## XVIII.

## Bernhard Freidank und Siegfried Helbling.

In dem Muſeum für Altdeutſche Litteratur und Kunſt Bd. I (1809), S. 583—84 habe ich aus Siegfried Helblings Lucidarius den obenſtehenden vollen Namen des bekannten alten Spruchdichters angeführt, und bei Anführung eben dieſes Namens in Germania Bd. I, S. 97 die dort angezogenen Stellen im Sinne gehabt. Der junge Lucidarius iſt, mit beſtimmter Beziehung auf den ältern Lucidarius, auch in Geſprächsweiſe gefaßt, ein ſinnvoller und inhaltsreicher Zeit- und Sittenſpiegel Oeſterreichs, von dem dort heimiſchen und kundigen Dichter in hohen Jahren dargeſtellt, noch bei Lebzeiten König Rudolfs I und Albrechts I, nach dem Tode ſeines Gegners (Adolfs von Naſſau) und unter König Albrechts Sohn, Herzog Albrecht von Oeſterreich. Der Dichter wendet ſich in dem häufig ſehr derbe rügenden Geſpräche mit ſeinem Knechte mehrmals an den König. Ihm iſt noch die Zeit Kaiſer Friedrichs II, und der Hof Herzog Friedrichs des Streitbaren mit ſeinen Helden, in friſchem Andenken; wie Ulrich von Lichtenſtein ſie erlebte und pries*), die von Kapelle, Kuenringen, Vorſt, Hardeck, Haslau, Hauſpach, Meiſſau, Pucheim, Sunberg, Sleunz, Taufers und die Preußel: die zum Theil noch in den hier auch erwähnten Kriegen Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böheim auftraten. Der Dichter gedenkt ſelbſt noch lebhaft der ältern

*) Vergl. Minneſinger Th. IV, S. 320 ff. 370 ff.

Digitized by Google

Zeiten und Dichter, der milden Fürſten Saladin und Landgraf Hermann von Thüringen, Wolframs von Eſchenbach, ſeines Wilhelm, und beſonders ſeines Gralgedichts, als Gegenbild des ſeitdem entarteten Ritterthums. Ebenſo geläufig ſind ihm die Anſpielungen auf die Heldenſagen, weniger auf die Karolingiſchen (Roland), als auf die in Oeſterreich vornämlich lebendigen Nibelungen, auf Markgraf Rüdiger, deſſen Markmann Eckewart, Chriemhild, Hagen, auf Etzels Wein und Hochzeit, auf Etzels verborgenes Ende; desgleichen auf den milden König Frut von Dänemark, in Gudrun und anderen Dichtungen des Heldenbuchs. Auch der alten Liederdichter gedenkt er, und namentlich der minniglichen und Scheidelieder Morungens*), Z. 752:

Die naht hete ein ende
Vnd erscheiu der liechte tag.
Chlain der wiert trauren mag
Vm schaiden an dem morgen:
Als diche tet mit sorgen
Der Morunger von lieb(e),
Vnd ander minne dieb(e),
Die der minne pflagen,
So sie bei liebe lagen,
In was chuerz die weile.

So wiederholt Siegfried denn auch Sprüche Freidanks, Z. 1547:

Da vber sprach der Vreidanch
Ain spruch niht ze lanch,
[Er sprach:] „dickhe worden ist ze hoen
Getrungen dienst, geribene schoen.“

Derſelbe Spruch wird weiterhin nochmals angewandt, ohne Namen des Dichters, Z. 4235:

Betwungner dienst, geriebneu schön
Diche worden ist ze hön.

Dieſer Name erſcheint vollſtändig mit einem andern Spruche, nachdem der Kämmerer von Lengenpach aufgefordert worden, dem Herzoge 200 Gewappnete zuzuführen, und nichts zu ſparen, weil er keine Kinder habe, Z. 4470:

*) Vergl. Minneſinger Th. I, S. 124. 129.



Digitized by Google

Vmb deu welt ir gutt sparn?
Ir habt niht der chind(e).
Ein altes mer ich find(e),
Daz ist doch ze mazzen lanch,
Sprach der **Bernhardt Vreidanch**:
„Zweu sol der reichen witiben lat,
An, daz sie dester mer pitel hat?
Ir grozze gutt wol fugen chan,
Das sei nimt ein junger man,
Für ir alt(e) runtzen
Geit sie im silberpuntzen,
Die chan er wol nuzen,
Vnd rent ir uf die spruzen.

Endlich, Z. 6236:

Hie ze landt in Österreich
Nimt sich gar maniger an,
Daz er sei ein dienstman,
Vnnd hat doh einen reitter niht,
Darzu in niem leihen sieht
Sentmezzigen leuten leben.
Herr, lat vns eurn rat geschehen:
Wil derselb(e) für vns gehn,
Ob wier gen im auf stehn?
Siz wir stille, ez ist im zorn;
Er duncht sic so wol geborn. —“
„Frumer chneht, gelaub(e) mier,
Mir ist reht alsam dier;
Er gith der herren ze nefen:
Wo sie die sipp datz in heben,
Daz wer mir zervarn lanch.
Ez sprach der **Bernhardt Vreidanch**:
Hohvertigeu armuet
Daz ist reicheit ohne guett.
Armmer hohfart nit mer hat,
Dann hoh gedanckh an ehr vnd spott.“
Der chneht sprach: „vil war hat er.
Herr, lat euh sagen mer.

Digitized by Google

Die beiden Sprüche ſind Veränderungen von Freidanks Z. 925:

Vroelich armuot
deist grôz rîcheit âne guot; und
Z. 307: Armiu hôchvart deist ein spot:
rîchiu dêmuot minnet Got.

Die namenlos angeführten Sprüche, Z. 248:

Wer esel nicht erkennet,
Der sehé in bei den oren; und
Z. 428: Niht gutt ist herphen in der mull,

ſind auch Freidankiſche:

Z. 2293: Bî rede erkennich tôren,
den esel bî den oren; und
Z. 1559: Mich dunket niht daz ieman süle
ze lange harpfen in der müle. —

Folgende Stelle von dem Uebermuthe der Bauern in Oeſterreich ſtimmt zu des Garteners Gedicht vom Meyer Helmbrecht und zu den Nithartsliedern, Z. 6625:

Di gebaurn machent daz,
Igleicher wil sih her(e)n baz,
Danne er geheret sei von Gott;
Des hat der teuuel seinen spott;
Grosz weiszeid er niht verpiert,
Vntz er des guettes an wiert;
So ist er danne ein chnapp(e).
Daz in ein per sapp(e)!
Sein armut er damit hilt,
Tag vnd nacht er mordleih stilt.
Herr chunech! welt ier wenden daz,
So sag' ich euh füerbaz."
Ich sprah: „geselle, ratt, wie?" —
„Ir sult daz landt sezen hie,
Als iz der herzog Leupolt liez:
Die gebaurn er tragen hiez
Reüteln fur die hundt(e):
Der swerdt man in niht gundt(e),
Noh der langen misigar.
Man schuef in zener leipnar

Vleisch vnd chrautt, gerst prein:
An wildtprett solden si sein;
Zdem vastag hanif, linsz vnd pann:
Visch vnd öll sie liezzen schon
Die herren ezzen, daz was sitt.
Nu ezzent sie den herren mitt,
Swas man guettes finden mach.
Daz ist dem lande ein schaur schlach.“

Umſtändlich handelt hievon dieſes ſiebente Gedicht: **Wie die gebaurn ze reitter werden.** Freie Reichsbauern, die auf Burgrecht ſitzen, und Holden von belehnten Dienſtmannen und Rittern ſind — die Engliſchen **freeholders** — werden durch Steuern und Dienſte zwar oft mehr niedergehalten, als die Eigenleute: aber ein Amtmann unter ihnen, der eifrig alles für den Herrn beitreibt, erhält etwa eine von deſſen Töchter-Segen für ſeinen an den Hof gebrachten Sohn, und dieſer wird vom Schwiegervater belehnt und zum Ritter erhoben. Bei der Schilderung dieſer Verhältniſſe wird auch beſtimmt auf den Engelmar und andere Namen der Nitharts-lieder *) angeſpielt. Z. 6041:

Der herre sprah: „ich leich dier
Vnd mache dich reiter mit mir,
So ich dich zu geuerten han;
So bin ich wol ein dienstman,
Vnnd macht du in den ern dein
Ein einschilt ritter wol sein.“
Also chumbt der reiter dar.
Tuet war', steht herr Engelmar
Guitnorisch (?), her Eberausch,
Wie ier treibet eurn tausch.

Merkwürdig iſt noch die Stelle von den damaligen Singern und Sagern in Oeſterreich, Z. 2674:

Ez sprach aber so mein chnecht:
„Herr, auf gein himel seht,
Vnd clopffet ewer herz an;
Wand ich nie vernohmen han
Die weiszhait her von mein jugent,

*) Vergl. Minneſinger Th. IV. S. 441. 736.

Digitized by Google

Wie currot (?) die tugent,
Die rehten wandel pringet für.
Zweu werz, ob ich diche swür?
Ich sage sust die warhait.
Bei Gott, auf mein ersten aidt:
So sindt sie rehte wandelber,
Ich main die Lotersinger,
Die gent vor der herren tisch.
Ain leren arwaiz wisch
Geb ich niht vmb ir aller chunst.
Niht waiz maister Ruebenkunst,
Waz im reuchet auz der plater,
So er als ain platzloter
Vor des herren tische statt
Nur in seiner leinwat.
Er schallet auf, sam er tob:
„Herre, ich sing eu ze lob,
Ir seit milter, danne Vrut,
Vnd habt aines lewen muet
An manhait, der eu niht beuilht;
Vnder helbm, vnder schildt
Beget ir Gamuretes werkh;
Der treun ain starckher Velsperc
Seit ir, vnd weisz als Salamon:
Daz ich eu(ch) gesehen han,
Mir ist ain wochen dester baz.
Herr, gebt mir eteswaz,
So mach ich ewer ere prait.“
Deu Eer sprach: „mir wer lait,
Wolt ir im lonen mit mir,
Ir seit ain armer betschelier.“
Deu Warhait ward vngezogen:
„Ir habt den herren angelogen,
Herr Ribalt, des bin ich eu gram.“
Do sprach di Zuht vnd die Scham:
„Gelogens lop ist unwerth.“
Die Treue sprach: „swer des gert,
Das man in mit lugen lob,

Ich hanz dafür, daz er tob."
Deu Maz mit der Beschaidenhait
Sprachen: „vns ist beeden lait,
Der neuen Singer ist ze vil,
Von der warhait ich daz sprechen wil,
Ir wart, ir dan *) seint ze chranch
Wider der alten maister sanch,
Des man dabei vergizzet."
Herre mein, daz wizzet,
Deu sache ist wandelber(e)." —
„Schreibet an, herr Schreiber(e)." —
Mein chneht sprach aber hie ze stundt:
„Ich tun eu, herre, ir namen chundt:
Ainer haizt der Milten gruez;
Im tuent die milten sorgen puez,
Swie vast er neiget irre handt,
Ez wierdt an ehr von im verswant.
Der ander haizt der Milten ratt;
Pitens wirdt er nimmer sat
Die milten, daz sie im vil geben,
Damit er lesterlich chan leben.
Der dritte haizt der Milten vreunt;
Der im gebe, swaz er selb neunt
Immer möht auf im getragen,
Das für im durch sein aines chragen.
Der vierde heizt der Milten dienst.
Teuuel, also weit du ginst,
Daz du ir nit slindest ain tail!
Daz landt het dest pezzer hail.
Ich sag noch wandelber(e)
Die mutelsinger(e),
Den Straffer, den Melder(e),
Den Zwiecher, den Tunger(e),
Den Straucher, den Treffer(e),
Den Hazzer, den Twinger(e) **).

*) Ihre Worte und Töne, Lieder und Weiſen.
**) Aehnliche Dichternamen kommen wirklich vor, meiſt zwar ſpäter.

Die sindt aller ehren [é] ler.
Daz ir ain tail verrunnen wer
In ainer tieffen wazzer slucht!
Si werdent alle nimmer nucht,
Vnd clueint*) doch die herren an.
Nicht baz ich in ertailen chan,
So daz sie gehn oeugleinsz**) gānch
Gein der twer, vn̄ manec swanch
In chlaffen auf die necche,
Daz in nach dem gebreche
Die helse vaste rotten.
Ruoht, waz sie gespotten.
Ich waiz noch zwai ungefueg,
Der Argen haz, der laster rueg,
Vnd der Ehren chnoll(e),
Weines der voll(e).
Sein weip deu Eren chnollin
Trinchet vil in Gottes minn;
Deu junge Hazzerin alsam.
In sol niemen wesen gram;
Swer gegen in ist höffsch vnd milt,
Des sindt sie beede nith Plumfhilt.
Noch sind zwen der herren hagel,
Der Notern swaiz, der Schor nagel.
Ainer hiez der Argen veint: —
Sam mir die heilig naht heünt!
Hett er den argen mer vertragen,
Er wer ze todt nit erslagen.
Die herren die da habent sŷn,
Enpern ir vil wol bei in;
Sie irrent sie irs gescheffte
Mit vnuzem chleffte.
Ir ist in dem lande ze vil.
Ze Wienne, so man ezzen wil,
Sie streichent vmb nach der pfruent

*) Iſt das weiterhin wiederholte luent, luejent, brüllen.

**) Anſpielung auf Zwerg Eugel Euglein, wie im Siegfriedsliede Alberich, Elberich, heißt?

Vor der herren tisch sie luent,
Sam die chelper nach der chuen,
Ain grawen münch möht ez muen.
So ain herre ze rehte
Ritter vnd chnehte
Sezzet wol, nach seinem muett,
Sein schimpf rede douht in guett,
Die er ob seinem tische hat:
Zweu choment an der stat
Der Weiser, der Doenel?
Die twenent auf ain hoenel *),
Daz der herre wirdt betört
Vnd in der seinen niemen hört.
Als die zwen gesweigent,
Zwen ander zu seigent:
„Herre, daz gesegen eu Gott!
Ain sache vns gesaumet hat:
Wir sungen vor dem herzogen."
Daz ist in ir halsz gelogen;
Durch eer nement sie sichs an:
Itweder singer niht vil chan. —
Do sprach der chneht gewer(e) :
„Die sache ist wandelber(e).
Ich han an disen stunden
Rehte wol enpunden
Vor eu, herre, mein(en) ait."
„Des gesten ich," sprach die Warhait
Do sprach die Zuht vnd di Scham:
„Wir sein in von schulden gram;
Sie habnt ain vnselic amt,
Daz sie wol halp sindt verschamt."
Die Mazze sprach vnd die Ehr:
„Daz ir nimmer würde mer
In disem lande, danne vier,
Daz wölde Gott, und auch wier,

*) Beſſer ſcheint: der Hoenel,
Die doenent uf ein doenel.

Daz der ze hofe wern zwen,
Vnd zwen solden vmgehn:
Swaz die vier gesungen,
Daz fueget alt vnd jungen."
Die Treu mit der Beschaidenhait
Sprachen: „swaz du hast gesait,
Lieber chneht, daz ist geschriben;
Ist dir noch iht auszbliben?" —
„Ja, herre, nu nemt des war,
Daz noch werde geschriben dar:
Ain handttreger geiger,
Ain alter holr pfeiffer
Ain singer vngedo̊net,
Ain hofwart der vil ho̊net,
Ain ratgeb ohne treue,
Ain vbeltet ohne reue,
Ain vorsprech ohne sinne,
Ain sieche hübscherinne,
Ain puech sager trunchen,
Ain Valsch rosz erhunchen,
Für cholben sleg ain strohuett: —
Daz allez ist für niht guett.
Also ist auch ze niht(e)
Ain landt vnuerriht(e)
An seiner ordenunge.
Alt vnd junge
Sint mir hie entwahsen;
Ob ich sei ze Sahsen ff.

Zum Schluſſe ſetze ich die beiden Lieder hieher, womit Herr Siegfried das achte, vorletzte Gedicht beſchließt, nachdem er den Knecht entlaſſen, und ein Gebet geſprochen hat, Z. 7233:

Nu hört, ir lieben vreünt mein,
Sol die redde niht pezzer sein
Nah dem waren Gottes reht,
Dann ob mih ein tumber chneht
Mit seiner vrag breht(e) vuer,
Daz ein isleich man geswuer,
Mir geuiel sein weisz nieht?

Nimmer daz an mier geschieht.
Swaz so tuet ein piderman,
Daz ist allez wol getan;
Dauon ich im ehren gan.
Ich ward nie so merchleich,
Bed, arm vnde reich,
Si gedingteu mit mir wol,
Daz man dabei merchen soll:
Bei der menig was ich gern;
Woldt ich schimpffes nit enbern,
Mit schimpff sy das gulten mier.
Des ich nu vil wol enbier,
An, daz ich mich darnach sehn.
Chindt, vatter vnde ehn
Pin ich allez sant gewesen:
Möht mir nu die sell genesen,
Dez vreut sih mein gemuett(e).
Gott, durch alle seine guett(e)
Mich dauor behüett(e),
Daz in der helle glüett(e)
Mein armeu sell niht erglosz.
Helfft rueffen: Xp̄e, audi nos,
Jube, domne, benedicere!
Gesegen dich vor allem var
Der, den ein magt rain gebar!

I.

1. Aue! — der gruez von Gabriel
der geureut vil manich sell,
die chumber heten *),
In der vinster, daz sie nicht
sahen daz vreüdenwernde licht:
doch die propheten
Weissagten vor als der chunfftig wer(e),
den ein **) magt magtlich rein geber(e):
ende nam ier swer(e).

*) In der Handſchrift ſteht Herrn.
**) Schreibe ich für on.

2. **Maria!** — ein mehr sterne lieht,
sich chan dier geleihen nieht
an allen ehren.
Wir Iszrahellisch armes her
sweben auf dem jamersz mer:
du bist der ster(e)n,
Der vnz laiten sol auz dem ellend(e)
ze vreyden hin, ewichlich an endt(e).
dehain sach daz wendt(e)!

3. **Gracia** — genaden voll;
der gruesz zimt dier, maget, wol,
du rein vnd werde!
Daz dein rainer leib vmb graif
den, der den weiten vmbe swaif,
himel vnnd erde,
Vmbgriffen hat, vnd alleu createur(e).
o suezzeu magt, gib vns genaden steur(e),
du rein(e), geheur(e)!

4. **Plena** — vol genaden du,
Maria, also sprech wier nu
von waren schulden;
Du gnaden vber vluzzich vaz,
dem, der dich gnaden vber maz,
bringe vns ze hulden,
Daz deiner gnaden vbervlus von (uns?) reis(e)
an den wech, der vns reht weisz(e)
zdem paradeysz(e).

5. **Dominus** — unser herr Christ,
der von dier geboren ist,
maget rein(e),
Nach dem wier Christen sein genant,
der elleu dinch in seiner handt
hat gemein(e),
O suezzeu frau, daz du rein geber(e)
den Gottes sun gar on alle swer(e),
vnnd maget wer(e)!

6. **Tecum** — mit dir ist wol bechleitt

Digitized by Google

Gottes drivalticheit,
deu des gedaht(e),
Daz si in deiner eren schrein
selbe in wonung wolde sein,
als si volbraht(e).
Wo besloz ie magt hort so grozzen?
dier, selden che(f)sz, vol heilichait gestozzen,
chan niht genozzen.

7. Benedicta — du gesegent
ob allen weiben, di do pflegent
weipleicher guett(e),
Den bistu gesegent ob,
Maria, vrau, dir ze lob
stett mein gemüett(e).
Du eren hort, Gott selbe dich ert(e),
do er zu dier noh sein menschait kerte *),
dein selde er mert(e).

8. Tu in mulieribus! —
sprah der engel nit vmb susz,
ob allen weiben
Bistu gesegent vnnd erwelt,
zder höhesten kunegin gezelt,
vnnd chanst vertreiben
Vnser noth, du blüeund Aarones gertte,
Ezechielisz portte, di vns nertte
von vngeuertte!

9. Et benedictus — vnd gesegent
in Gott, wol in, di des pflegent,
wol erchennen,
Daz du maget mueter wer,
vns ze trost den sun geber,
den[n] wier nennen
Jesu Christ, einborn chind der gnaden;
in Gottes reich sei wir mit die geladen
auz manigem schaden.

---

*) kerte fordern Reim und Sinn für eht.

10. Fructus — di vrucht von dier bequam,
di vns allen den zweifel nam,
maget werde!
Daz Gott selbe vor maniger stundt
sprach auz der propheten mundt
auf der erde,
Daz was den ainvaltigen vorgemer(e)t.
o süezzeu maget, ez ist nu enperet,
mit dier beweret.

11. Ventris — dein rainer leib peschloz
den, der alle der (die?) werlde groz
ward zbesliezzen.
Sein sindt die himel alle vol,
die abgrunde er erfüllet wol.
lazze vns geniezzen,
Werdeu maget, daz er was so chlaine,
do in besloz dein leip, all gemeine,
maget raine!

12. Tui — dein lop werdichleich,
Maria, in dem himelreich
ist gemeret,
Daz du des mueter, maget, bist,
der Gottes sun einborn ist,
darumbe dih ehret
Gott vnd alle seine engel immer mere.
Tu autem, domine, nostri miserere!
Deo gracias!

### II.

### Quinque sunt vocales.

### A. E. I. O. V.

1. Deu erste vocales ist das A:
owe, nun, wer ich gerne da!
wil mih iemen vragen, wa?
Dem zaig ich niht anders swa,
dann zu der maget Maria!
sold ich die sehen, ich spreh sa:

Digitized by Google

„Von deinen gnaden mich nit la!
so wierdt ich nimer sorgen gra.
ob daz mein bestiu vreüde wer? auf mein warhait sprih ich ja!

2. Was wil ich blüemen vnde chle?
mir tuet ein ander sorge we:
ich ste auf der sünden le.
Der solde ich mich geloube(n) e
denn ich *) die straz ze helle ge,
do noth ist in dem yamer see;
Gott selb in meiner helffe ste!
was wil ich dann genaden me?
ob mich sein barmunge nert dort nah meines todes re.

4. Diu dritt vocales ist das I:
Gott herr, durh deine name(n) drj,
wis mir mit dein(er) helffe bi!
Reht als di warhait an dir si
von der vns wuchsz der selde zwj,
an dem wir wurde ledich vrj.
Ez was ein ÿämerlicheu schri
an dem chreyz: „Elÿ, Elj!“
helff vns der rueff, vnd ireu laid, di dih gebar magtleih, Mari!

4. Was wil ich bluemen rott vnd plo?
ich vnseliger, dann ein chro,
grozzer sorgen han ich zwo:
Die ain, so mein augen pro **)
pelauchent ***), wie mich vinde do
der Tott, die sorg(e) lit mir ho;
Deu auder nott, wie vnde wo
wiert mein geuertt. ich sprih also:

---

*) e denn ich leſe ſch für ehe ich wil.

**) In plo, chro, pro (für blâ, krâ. brâ) miſcht die Oeſterreichiſche Ausſprache, gleich der Niederdeutſchen und Nordiſchen, å für â, mit ô in zwô, hô ff.

***) Für beliechent ſich ſchließen.

Wis mir mit dein(er) helffe bei, du herr, genant Alpha et O!

5. Diu vunfft vocales ist daz V:
waz sol ich anders sprechen nu?
Maria, vrau, sprih selbe zu
Dem dein(en) lieben sun Jhesu!
mir hilffet niem(en) paz, dann du.
mein sund mich laider selten ru,
Der ich vil auf mein sell gepru.
doch gent mein tag hin, alz ein tu*).
nu ner mich, der Jacoben nert vor seinem brueder Osau!

Beide Lieder ſind, ohne alle Unterſcheidung, ganz wie die übrigen Reimpaare, geſchrieben und abgeſetzt, und wie das unmittelbar, ohne Abſatz und Ueberſchrift, darauf Folgende:

Ain mer ist guett ze schreiben an,
Do zwen hoff kumpell man
An einander sendent brieff,
Der sin ist crefftig vnde tieff;
Wannd si heten beede chunsst.
An all meins herzen gunsst
Ist der ain maister toett,
Der dem andern enboett.
„Lieber vreündt, herr Julyan,
Seinen dienst hat euh chundt getan
Ich armer Helblinch Seifrit ff.**).

Dieſer Herr Julian wird noch öfter angeredet, aber nicht näher bezeichnet. Siegfried Helbling aber reihet ſich durch die mitgetheilten beiden Lieder auch den Liederdichtern des 13—14. Jahrhunderts an, namentlich denen, die Lateiniſch einmiſchen, wie Reinmar von Zweter, auch in einem Marienliede***), und den ebenſo die fünf Selblaute reimenden Walther von der Vogelweide, Singenberg und Hadlaub****). Oben (S. 203) zeigte ſich auch ſchon

*) ru, gepru, tu, für rou, gebrou (von riuwen, gebriuwen) und tou.
**) Das Folgende ſteht im Muſeum a. a. O.
***) Minneſinger Th. II, S. 220.
****) Ebd. Th. I, Vorbericht S. XXVII. XXXIII.

die ſpäter ſo beliebte Priamel *). Siegfrieds ganzes, auch für die Geſchichte wichtiges Dichtwerk iſt aber ſehr merkwürdig und bedeutend von Inhalt und Geſtalt, und eben dadurch ſo anſchaulich und lebhaft, daß es ſo örtlich und mundartlich iſt. Es verdient alſo wohl vornämlich, aus der einzigen, freilich manigfaltig entſtellten Abſchrift des 17ten Jahrhunderts, einen vollſtändigen Abdruck mit Erläuterung, der nächſtens erfolgen wird.

*) Litt. Grundriß zur Geſch. der Altd. Poeſie S. 412.

v. d. Hagen.

Digitized by Google

# XIX.

# Goethe.

## 1. Das alte und neue Spiel vom Dr. Fauſt.

Vorgeleſen zur Goethefeier am 28. Auguſt 1841.

Goethe hat ſeine **divina tragoedia** Fauſt, — das gröſte zugleich Volks- und Weltgedicht, das immer von neuem überſetzt und ausgelegt wird und werden muß, — nicht ſo wohl nach dem gangbaren Volksbuche gedichtet, deſſen größere Grundlage Georg Rudolf Widman zu Schwäbiſch Hall 1599 verfaßte, als nach einer auch ſchon dramatiſchen Darſtellung, nämlich nach dem Puppenſpiele vom Dr. Fauſt. Goethe ſagt es ſelber in Wahrheit und Dichtung aus ſeinem Leben (Werke, Ausgabe letzter Hand, Bd. 25, S. 314), wo er ſeinen Aufenthalt in Straßburg, im Jahre 1769, und die erſte Bekanntſchaft mit Herder erzählt:

„Am ſorgfältigſten verbarg ich ihm das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bei mir eingewurzelt hatten und ſich nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Fauſt. Die Lebensbeſchreibung des Erſtern hatte mich im Innerſten ergriffen. Die Geſtalt eines rohen wohlmeinenden Selbſthelfers in wilder anarchiſcher Zeit erregte meinen tiefſten Antheil. Die bedeutende Puppenſpielfabel des Andern klang und ſummte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht, und war immer unbe-

friedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich dieſe Dinge, ſo wie manche andre, mit mir herum, und ergetzte mich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuſchreiben. Am meiſten aber verbarg ich vor Herdern meine myſtiſch-cabbaliſtiſche Chemie und was ſich darauf bezog, ob ich mich gleich noch ſehr gern beſchäftigte, ſie conſequenter auszubilden, als man ſie mir überliefert hatte."

Dieſes Fauſt-Puppenſpiel rührt ebenfalls aus alter Zeit her, obſchon es ſich manigfaltig erneuet hat. Die älteſte Geſtalt trägt ohne Zweifel noch jenes Spiel, deſſen ſich ſeit etwa 40 Jahren wohl Mehrere mit uns erinnern hier in Berlin und Breslau geſehen und gehört zu haben, durch die unter dem Namen „Schütz und Dreher" von Zeit zu Zeit erſcheinende Geſellſchaft. Dieſe mit ihrem „Kasperle" aus Oberdeutſchland kommende Geſellſchaft, gab eine ganze Reihe von guten älteren Stücken, ritterliche Schauſpiele, romantiſche Umdichtungen antiker Mythen, und auch geiſtliche Stücke aus der Bibel und Legende, und geſchichtliche Stücke, als: der Raubritter, der ſchwarze Ritter, Medea, Alceſte, Judith und Holofernes, Haman und Eſther (auch von Goethe benutzt), der verlorene Sohn, Genoveva, Fräulein Antonia, Mariana oder der weibliche Straßenräuber, Don Juan, Trajanus und Domitianus, die Mordnacht in Aethiopien, Fanny und Durman (eine Engl. Geſch.) u. a.

Der nun auch ſchon verſtorbene Schütz war zuletzt alleiniger Beſitzer dieſer Bühne, und trat hier 1807 als „Bürger und Eigenthümer in Potsdam" auf. Er ſpielte immer den durch alle Stücke gehenden und auch in einem eigenem Stücke „Casperle und ſeine Familie" verherrlichten luſtigen Diener, und zugleich die Hauptbelden, wie Fauſt, Don Juan ꝛc. alles vortrefflich. Das Haupt- und Zugſtücke blieb immer eben **Dr.** Fauſt; von welchem der als Fortſetzung aufgeführte **Dr.** Wagner, ſein Famulus, nur ein Nachklang war. Es kündigte ſich früher auch Lateiniſch an: **Infelix Sapientia**; was ſpäter wegblieb. Die vor mir liegende gedruckte Ankündigung vom 12. Novemb. 1807 lautet: „auf vieles Begehren: Doktor Fauſt. In 4 Aufzügen. Vorkommende Figuren: Ferdinand, Herzog von Parma. Louiſe, ſeine Gemahlin. Fräulein Lucinde, ihre Vertraute. Carlos, Kammerdiener des Herzogs. Johannes Fauſt, Doktor. Johann Chriſtoph Wagener, ſein Famulus. Ein Genius. Casperle, als reiſender Bedienter. Acht Geiſter: Mephiſtopheles, Auerhahn, Megera, Aſtrot, Polumor, Haribar,

Digitized by Google

Asmodeus, Vitzliputzly. Mehrere Geiſter. Erſcheinungen: 1) Joliath und David. 2) Simſon der Starke. 3) Die Römerin Lukrezia. 4) Der weiſe König Salomo. 5) Das Aſſyriſche Lager, wo Judith dem Holofernes das Haupt abſchlägt. 6) Helena, die Trojanerin. Mit vielen neuen Flugmaſchinen und Verwandlungen. Casperle ſtellet vor: 1. Einen reiſenden Bedienten. 2. Einen angenommenen Diener bei dem Doktor Fauſt. 3. Einen Teufelsbeſchwörer. 4. Einen reiſenden Paſſagier durch die Luft. 5. Einen Nachtwächter. Casperle wird alles anwenden, ſeine Gönner beſtens zu unterhalten.“

Wiederholte Anfragen über die etwa ſchriftlich vorhandenen Urkunden des Fauſt, wie der übrigen Stücke, lehnte Schütz immer mit der Verſicherung ab, daß ſie bloß im Gedächtnis aufbewahrt würden. Die langjährige Wiederholung derſelben Stücke mit wechſelnden Gehülfen, ohne Veränderungen (einige ort- und zeitgemäße Späße des Casperle-Schütz*) ausgenommen), läßt aber nicht an ſchriftlicher Aufzeichnung dieſer altüberlieferten Spiele zweifeln; welche ſich von den offenbar neueren, wie z. B. „der Zauberring mit Geſang“, das Ritterſchauſpiel „Adolf und Clara“ u. a. bedeutend und vortheilhaft unterſcheiden. Und ſo möchten ſie aus dieſer Quelle noch eben ſo wohl gedruckt werden, wie die ſ. g. „Engliſchen Komödien uud Tragödien“ der wirklichen Schauſpieler (1624), unter welchen, nebſt Shakſpeareſchen Stücken, auch Eſther und Haman, und der verlorene Sohn vorkommen. Indeſſen hatten ſich ſchon im J. 1807—8 mehrere Bekannte verabredet, den Fauſt, während deſſen häufiger Wiederholung aufzuſchreiben; und daher rührt die folgende Mittheilung, welche wir ein andermal zu vervollſtändigen hoffen: indem dieſes Spiel unter den übrigen noch vorhandenen Puppenſpielen dem Goetheſchen Gedichte gewis zunächſt ſteht.

---

*) Z. B. erzählte Casperle, wie er einmal in die Hölle kömmt, an deren Thore „ein Katz“ gemalt ſteht, und wo mitten im Feuer auf glühendem Dreifuße Satan ſitzt, umher arme Seelen von einem feurigen Kreiſe zu dem andern ſpringen. Auf Befragen, vernimmt er: „es ſind die, wo vom Viergroſchenplatz auf den Achtgroſchenplatz ſpringen.“ Die Bänke waren mit rothem Tuche belegt.

Digitized by Google

# Johannes Fauſt.

Schauſpiel in 4 Aufzügen.

## Erſter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

(Stube mit mehreren Folianten.)

Fauſt (ſitzt an einem Tiſch, auf dem ein Buch aufgeſchlagen liegt). So weit bin ich, Johannes Fauſt, mit meiner Gelehrſamkeit gekommen, daß ich mich faſt vor mir ſelbſt ſchämen muß. Allenthalben werde ich ausgelacht, meine Bücher lieſet niemand, alles verachtet mich. Gern möchte ich vollkommner werden! Ich habe mich daher feſt entſchloſſen, mich in der Negromantie zu informiren.

Ein Geiſt (mit rauher Baß-Stimme, jedoch nicht ſichtbar). Verlaſſe das **Studium theologicum** und fahre fort im **Studio negromantico**, wenn du auf Erden willſt glücklich und vollkommen werden.

Genius (des Fauſt, aber auch unſichtbar, im hohen Discant). Verlaſſe das **Studium negromanticum** und fahre fort im **Studio theologico.**

Fauſt (vom Stuhle aufſpringend). Sonderbar! Ich will doch von den beiden Stimmen ein Näheres hören! Stimme zu meiner Rechten! wer biſt du?

Genius (unſichtbar wie vorher). Dein Schutzgeiſt.

Fauſt. Ja, es iſt doch eine ſchöne Sorge des Himmels! Doch Stimme zu meiner Linken! wer biſt du?

Der Geiſt (unſichtbar, wie vorher). Ein Abgeſandter aus dem Plutoniſchen Reiche, der da kommt, dich glücklich und vollkommen auf der Oberwelt zu machen.

Fauſt. O! wie angenehm klingt das Wort „vollkommen". Dieſes iſt mein einziger Wunſch. Stimme zur Rechten, verlaß mich! und dich, Stimme zur Linken, erwähle ich zu meiner künftigen Führerin.

Genius (wie vorher). Weh, deiner armen Seele!

Der Geiſt (mit einer Menge unſichtbarer Stimmen, welche von dem Höllengeiſte kommen, lachend). Ha! ha! ha! ha!

Fauſt. Sonderbar! kaum ſprach mein Schutzgeiſt, ſo erſchallt plötzlich ein ſtarkes Gelächter. Doch mein Famulus kommt, ich muß davon abbrechen.

Digitized by Google

## Zweiter Auftritt.

Fauſt. Wagner.

Wagner. Ihro Magnificenz werden verzeihen, es ſind ſo eben zwei Herren angekommen, welche ein Buch überbracht haben.

Fauſt. Ihr hättet dieſe beiden Herren aufs prächtigſte bewirthen ſollen.

Wagner. Dieſes iſt bereits alles nach unſrer Gewohnheit geſchehen. Doch ich hätte noch eine Bitte an Höchſtdieſelben, ob Sie wohl erlauben, daß ich mir einen Diener annehmen könnte, der mir etwas in der groben Hausarbeit zur Hand ginge.

Fauſt (pathetiſch). O ja, guter Wagner, dieſe Bitte ſei euch gewährt. Doch ich liebe gern verſchwiegene Menſchen in meinem Hauſe.

Wagner. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Leben Sie wohl, Ihro Magnificenz! (geht ab.)

Fauſt (abgehend). O, kaum konnte ich mich vor Freude in Gegenwart meines Dieners mäßigen.

## Dritter Auftritt.

Kasperle (tritt auf, mit einem Felleiſen).

(Er ſpricht in Oberdeutſcher Volksmundart, für a häufig å, den Niederdeutſchen und Nordiſchen Mittellaut zwiſchen a und o.)

Wenn mich jetzund mein Vater Papa thåt ſehen, der würde ſich gewis was rechts freuen. Denn er pflegt' immer zu ſagen: „Casperle, mach, daß du dein Sach in Schwung kriegſt.“ o! und jetzund hab' ich mein Sach in Schwung, denn ich kann mein Sach haushoch werfen. (wirfts Felleiſen in die Höhe). — Nu! jetzund bin ich auf zehn Jahr verſorgt, ob ich gleich in zwanzig nicks brauch. Zu allererſt (mit ſtolzer Miene das Felleiſen öffnend) hab' ich in meinem Päckel Parpunkel einen funkelhagel-neuen Rock: der Ueberzug und das Futter — he! he! — liegt aber noch beim Kaufmann im Laden; ich darf aber nur das Geld hinſchicken, ſo bekomme ich das Zeug, das Futter, die Knöpfe, alles gleich vom Stück abgeſchnitten. — Dann hab' ich noch ein Paar Stiefeln: aber — die Schäfte und die Sohlen liegen noch beim Schuſter. — He! he! — Verzweifelt! was liegt denn da auf dem Tiſch (näher tretend und im Buche blätternd.) das iſt gewis die Zeitung oder die Bibel, darin will ich mal leſen,

(lieſet.) k—k—k, das iſt ein k—k—k—a—tz Pudel oder wie das heißen mag! Ha! ha! nun gehts ſchon beſſer; e— ein H—a—r—b—e—u—t—e—l, tel, ein Geldbeutel. Das iſt doch curios, wenn einer leſen will und kann nit buchſtabire. Ich hätt's gewis gelernt: aber mein Großmutter ſtarb ſo früh; denn wie ſie ſtarb, da war ich erſt ein Kind von zwanzig Jahren. Aber nun will ich einmal weiter ſehen, was — da — (blättert.) — im — Buche ſteht: „Erſtes Capitel", ha, ha, nun kommen wir an die Schnapittel. (lieſet.) „Wenn man — will — die Geiſter — kommen — laſſen — ſo — ſagt — man — Parlicke! und wenn ſie wieder gehen ſollen: Parlocke!" Ach, das iſt lauter dummes Zeug, was hier im Buche ſteht; denn wenn das wahr wäre, der Teufel wäre ſchon lange da. Doch halt, da kommt jemand! Wart! den will ich erſchrecken. (verſteckt ſich unter den Tiſch, den er dem eintretenden Wagner auf die Füße wirft.)

Der weitere Verlauf iſt kürzlich dieſer:

Kasperle wird von Wagner, damit er freier ſtudiren könne, in Fauſts Dienſt genommen. — Zweiter Aufzug. Fauſt kömmt mit dem von den Studenten ihm überbrachten Buche und dem darnach gemachten Zauberkreis, tritt hinein, und beſchwört die in behaarter Affengeſtalt erſcheinenden Teufel, erforſcht ihre Geſchwindigkeit, und wählt den Mephiſtopheles, der ſo geſchwind iſt, „wie des Menſchen Gedanken". Nachdem dieſer die Erlaubnis von Pluto erhalten, erſcheint er in menſchlicher Geſtalt, und Fauſt verſpricht ihm, nach 24jährigem Dienſte, ſeine Seele, während welcher Zeit Fauſt ſich nicht waſchen, kämmen, Haar und Nägel beſchneiden, und keine Kirche beſuchen darf: wogegen der Teufel ihm alle Herrlichkeiten der Welt, Schönheit, Ruhm, Gelehrſamkeit, und Beantwortung aller Fragen verſpricht. Bei Unterſchreibung des Vertrages mit ſeinem Blute, befällt Fauſten ein unwiderſtehlicher Schlaf, in welchem ſein Schutzgeiſt, in kindlicher Engelsgeſtalt mit einem Palmzweig erſcheint, und (in gereimten Alexandrinern) ſeine Seele beklagt. Als Fauſt erwacht, erſcheint aber der vor dem Engel entwichene Teufel wieder, beſtärkt ihn in ſeinen Gelüſten, und Fauſt läßt den Vertrag zum Pluto bringen. Ein Rabe trägt ihn im Schnabel hinweg, unter dem Hohngelächter der Hölle. Fauſt ſchwingt ſich mit Mephiſtopheles in die Lüfte. Kasperle ſtolpert über den Zauberkreis herein, den er für ein Schneidermaaß hält, alsbald erſcheinen

Digitized by Google

ihm auch die Teufel, ſagen ihm, ſein Herr ſei „ganz des Teufels", und fordern, daß er auch ſich ihnen verſchreibe. Er entſchuldigt ſich, daß er nicht ſchreiben könne, und treibt noch allerlei Spaß mit ihnen, ſtreichelt ihr weiches Fell, maulſchellt ſie und tritt ſie mit Füßen; er beſinnt ſich auf das eben gelernte Parlicke! Parlocke! und ſetzt durch ſchnellen Wechſel deſſelben die Teufel in Athem und Verwirrung, die ihn vergeblich aus dem Kreiſe locken, und ſich endlich dadurch rächen, daß ſie ihm den Haarzopf als Feuerwerk in Brand ſtecken. Allein Auerhahn, noch auf ſeine Seele hoffend, bleibt zurück, erzählt ihm, daß ſein Herr weggereiſt ſei, und er ihn nachbringen ſoll. Kasperle läßt es ſich gefallen, und reitet auf einem „hölliſchen Sperling" (einem Drachen) durch die Luft. — Dritter Aufzug. Fauſt, in vollem Glanze am Hofe zu Parma, wo er bei einem Feſte die 5 erſten in der Ankündigung genannten Erſcheinungen vorzaubert, der neugierigen Herzogin jedoch verſagt, ſie anzurühren. Im Garten dort fällt Kasperle vor dem Kammerdiener des Herzogs von ſeinem Reitpferde aus den Wolken, und ſoll, als Fauſts Diener, ihm in der Geſchwindigkeit auch einige Kunſtſtücke vormachen. Kasperle erbietet ſich z. B. ein großes Waſſer herbeizuzaubern, daß er erſaufen müſſe, oder daß ein Mühlſtein aus der Luft ihn tauſend Klafter tief in die Erde ſchlage; und weil alles dieſes nicht annehmlich, will er in die Luft fliegen, verlangt aber die Bezahlung voraus, weil er ſo hoch fliege, daß er ſobald nicht wiederkomme. Als auch dieß nicht angenommen wird, will er „ein fein Stuck" machen, dreht ſich murmelnd umher, und frägt den Kammerdiener, ob er etwas geſehen habe, und als dieſer verneint, ſagt er: „i hab auch nicks g'macht." Als jener darauf beſteht, er müſſe etwas von ihm ſehen, heißt Kasperle ihn, es ſelber machen: „denn i kanns halt nit", und geht ab. Mephiſtopheles tritt mit Fauſt auf, und erzählt ihm, daß Kasperle vor dem Herzog und der Herzogin nach Herzensluſt die Teufel erſcheinen laſſe, und das Fauſt hier nicht mehr ſicher ſei. Fauſt ſchwingt ſich mit ihm durch die Lüfte. Auerhahn macht den zurückgelaſſenen Kasperle auch bange für ſein Leben, und erbietet ihm Hülfe, für ſeine Seele. Kasperle ſchilt ihn einen „dummen Teufel" weil er nicht wiſſe, daß „beim Kasperl die Seel' vergeſſen" ſei, und läßt ſich ſeinem Herrn nachführen. — Vierter Aufzug. In einer Stadt zur Nachtzeit kündigt Mephiſtopheles dem Fauſt an, daß mit Mitternacht ihr Vertrag ablaufe. Fauſt, überraſcht

und erſchreckt, flehet vergeblich um Aufſchub: er fordert nun Beantwortung ſeiner Fragen, und Mephiſtopheles ſchildert ihm die Höllenqual ſo groß, daß die Teufel eine Leiter von Scheermeſſern zum Himmel aufſteigen würden, wenn ſie noch Hoffnung hätten. Auf Fauſts endliche Frage, ob er wohl noch ſelig werden könne, will und kann der Teufel nicht antworten, und Fauſt wähnt ſich gerettet. Der Teufel aber kehrt wieder und verkündigt ihm den Beſuch der ſchönen Helena. Fauſt läßt ſich abermals gelüſten, umarmt die ſchöne Helena, und geht als ihr „Paris" mit ihr ab, und iſt nun der Hölle völlig verfallen. Bald kömmt er verzweiflungsvoll zurück, da die ſchöne Helena ſich in ſeinen Armen in eine hölliſche Schlange verwandelt hat; er verſucht es nun noch mit dem Gebet, und kniet ſtill nieder. Da tritt Kasperle als wohlbeſtallter Nachtwächter dieſer Stadt auf, ruft mit dem Horn und Geſang ſeit 10 Uhr die Stunden aus, ſo daß ſein Weib und Kind davon erwachen und ſich laut vernehmen laſſen, das Kindlein im tiefen Baß. Um ſo furchtbarer ertönt dazwiſchen dreimal, mit den ſchnell hinter einander ausſchlagenden Stunden, die Stimme vom Himmel: **Fauste! Fauste! praepara te ad mortem! — Fauste! Fauste! judicatus es! — Fauste! Fauste! in aeternum damnatus es!** Damit wechſeln noch die reuigen und verzweifelnden Reden Fauſts (in gereimten Alexandrinern); und nach dem Glockenſchlag und Ausrufe der Mitternachtſtunde ergreifen ihn unter Donner und Blitz die Teufel, würgen ihn in den Lüften, und fahren hohnlachend mit ihm zur Hölle. Kasperle, der ſeinen Herrn bei der Runde um 11 Uhr knieend gefunden, ihn geſcholten, daß er ſich mit dem Teufel ſo tief eingelaſſen, und verſagt, die Kleider mit ihm zu tauſchen, weil der Teufel ſo „den Unrechten erwiſchen möchte" — macht zum heitern Beſchluſſe, mit ſeiner Gretel noch einen raſchen Walzer, den er mit einem „freundſchaftlichen Wink" (Fußtritt) abbricht; dann ſich auf ſein Schellenröslein ſchwingt, nachdem es ihn einige Male zu Boden geſchlagen und abgeworfen; und endlich mit noch mancherlei Zaubererſcheinungen ſein Spiel treibt, bis ſein freundſchaftlicher Wink ihnen ein Ende macht. Zuletzt gibt ihm ein abermals in ſeinem Zopf ausbrechendes Feuerwerk, das ihn zu Boden wirft, noch einen derben Denkzettel an den Verkehr und Spaß mit dem Teufel.

Digitized by Google

Eine auf eben dieſer einfachen und bedeutſamen Darſtellung beruhende neuere Umbildung des Fauſtſpiels enthält nun die Handſchrift, welche durch die Gnade Sr. Maj. des Königs dem Herrn Oberſten von Below zur Herausgabe verſtattet wurde. Dieſe Ausgabe iſt zwar nur als Abſchrift zu betrachten, da ſie ſich auf 24 buchſtäbliche Abdrücke (darunter zwei auf Pergament und vier auf farbigem Papier) beſchränkte. Der Güte des an der Litteratur des Vaterlandes, und des Mittelalters überhaupt, ſo thätig theilnehmenden Herausgebers verdanke ich dieſe Seltenheit, welche o. J. (1832) hier erſchien: „Doctor Fauſt, oder: Der große Negromantiſt. Schauſpiel mit Geſang in fünf Aufzügen. Berlin, ganz neu gedruckt.“ 24 Bl. in 12. Eine ſchriftliche Mittheilung des Dr. Kloß in Frankfurt a. M. an des Herrn von Nagler Exc., bezeugte die genaue Uebereinſtimmung des Abdrucks mit dem ſonſt dort von dem Puppenſpieler Geiſſelbrecht aufgeführten Dr. Fauſt; und wer deſſen Marionettenbühne, die auch hier, wie in Weimar u. ſ. w. ſpielte, geſehen hat, wird ſolches beſtätigen. Dieſe Bühne zeigte keine ſo alte Ueberlieferung, wie die von Schütz und Dreher in ihrer anſehnlichen Reihe alterthümlicher Spiele, ſondern war mehr ganz modernen Stücken gewidmet, und die Prinzeſſin mit dem Schweinsrüſſel (wenn ich nicht irre, von Falk) war eine beliebte Vorſtellung der Art. Fauſt blieb jedoch hier auch das Hauptſtück, ungeachtet dasſelbe, wie einige andere gemeinſame Stücke, jenen älteren Darſtellungen nur abgeſehen und abgehorcht erſcheinen, mit mancherlei willkürlichen Veränderungen, Entſtellungen, und Zuſätzen aus eigenen, eben nicht reichen Mitteln, die meiſt nur ein ſeltſames Gemengſel von Redensarten darbieten. Es verhielt ſich hiemit, wie mit dem Mechanismus der Figuren, welcher, ohne die Vollkommenheit der Dreher-Schützischen, ſie in einzelnen Dingen zu überbieten trachtete, z. B. durch Verdrehen der Augen, und durch Nachahmung des Räuſperns und Ausſpuckens, was Kasperle ſo manchmal wiederholen muſte. Recht nach Schillers Spruch:

„Ja, wie er ſich räuspert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm trefflich abgeguckt.“

Die folgende Mittheilung des Anfanges neben dem obigen Anfang des Fauſt, und die weitere Vergleichung beider Darſtellungen wird dieſes Verhältnis deutlich darlegen.

Digitized by Google

## Erſter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

(In einen zimmer des Fauſts; ſitzt an einen tiſch und blättert in einen buche, nebſt antern büchern, die um ihm her ligen.)

Fauſt. Ich ſuche in dieſen buche die gelehrſamkeit, und kann ſie nicht finten! ich mag alle bücher durchwandern, ſo kann ich den ſtein der weißheit nicht finten! o! wie unglücklich biſt du Fauſt: immer dacht' ich, es müſte ſich einmal das blad wenden, aber alles umſonſt. Erſt kürzlich habe ich ein werck verferdiget, woran ich zwey volle iahre mich müthe gearbeitet habe, und an das Leipziger collegium verkauft! und welche belohnung? vor eine ſolche zweyjährige mühe und anſtrengung? 30 thaler! — ein armer tag-löhner, ein knecht, der am pfluge arbeitet, bekommt auch 30 thaler des iahrs, und ich, profeſſor zu Wittenberg, mit den in einer klaſſe? o vaterland, vaterland! ſo belohnſt du meinen fleiß, meine mühe, meine durchwachten nächte, die ich, zugebracht habe um die theologie zu ergründen! aber nein! bei den himmel, ich will es nicht länger aufſchieben, ich will mir alle mühe geben, um in das ver-borgne einen tiefen blick zu machen, und die natur zu ergründen. Wer wird mich ſchützen vor kälde? wenn heut' oder morgen die morriſche hütte über meinen haupte zuſammen fällt? wer wird mich kleiden, wenn dieſer Rock zuriſſen iſt? und noch darzu dringende ſchuldner, die mir trohen, mich heute oder morgen ins gefängniß zu werffen, wenn ich ſie nicht befriedige und bezahlen kann! ich habe alles genoſſen, und alles iſt ein erbärmliches poſſenſpiel, ſo ſchnell zum lachen als zum weinen. O ſchükſal! zeige mir auf dieſer weld einen einzigen weißen, tugendhaften mann, und ich will ihm auf den knieen nach folgen; aber auf dieſer marionettenwelt, wo ſichs nicht der mühe lohnt den drath zu ziehen, verachte ich alles. Weg mit den micrologiſchen geſchwätz, es iſt weiter nichts als eine zerfetzung der leidenſchaften, fort mit den ganzen blunder ins feu'r, mit den ich nicht einmal meine tägliche nahrung erwerben kann, nur du, o liebe Negromantie, biſt mir allein willkommen; (es pocht wer) herein!

Digitized by Google

## Zweyter Auftritt.
### Fauſt. Wagner.

Wagner. Verzeihen ihre magnificenz! eben komme ich von der poſt, es ſind für heute keine briefe angekommen! aber gerate ſtiegen 3 ſtudenten aus dem poſtwagen, welche ihro magnificenz ein traktätlein überreichen wollen.

Fauſt. Gehet Wagner und ſaget ihnen, das ich kein traktätlein mehr annehmen werde, ich bin der kopfbrechenten arbeit müthe, mit der ich nicht einmal das tägliche brod erwerben kann.

Wagner. Verzeihen ihre magnificenz, es iſt kein buch zum überſetzen, ich habe das titelblad geleſen, welches heiſt: **Clavio atarti a Magica.**

Fauſt. Wie? was! Wagner, ſpricht der engel aus euch? oder wolld ihr mich teuſchen, daß ihr mir dieſes buch nennet!

Wagner. Nein, nein, ich kann ihro magnificenz verſichern.

Fauſt. Nun ſo gehet Wagner, ladet ſie ein, bewürthet ſie auf das beſte, ſtellet ihnen ein glaß bier und ein pfeifgen knaſter vor.

Wagner. Sehr wohl ihro magnificenz. (ab).

Fauſt. Ha! nun blühet mein glück, nun hab ich das, was ich ſo ſehnlich geſucht habe; ich habe an alle univerſiteten um das buch geſchrieben, aber nirgens war es mehr zu finden! ha! nun zittert vor mir, ihr unterirtiſchen geiſter, zittert vor mir, ihr bewohner des tiefen Tartarus, Fauſt wird euch zwingen die verborgenen ſchätze zu liefern, die ſo viele iahre in der erde gemodert haben!

## Dritter Auftritt.
### Wagner. Fauſt.

Wagner. Verzeihen ihro magnificenz, es hat ſich ein ſonderbarer zufall mit den 3 ſtudenten zugetragen, welche ich ihnen vorhin gemeldet habe, die 3 ſtudenten ſind aus dem gaſthofe verſchwunden, und haben das buch **Clavio atarti a Magica** auf den tiſch liegen gelaſſen, ich habe es genommen und auf ihr ſtudierzimmer getragen.

Fauſt. Da habt ihr wohlgethan, iezt lieber Wagner, wird ſich unſer ſchickſal enden, ich bin iezt ganz glücklich, bald werden wir dieſe armſelige hütte verlaſſen, und in paläſten wohnen; bald werden wir in kutſchen fahren, und eine menge kammerdiener haben! bald

ſoll die weld von Dr. Fauſts thaten anters ſprechen. Was hat mir das viele ſtudiren geholfen? was hat mir das viele leſen geholfen? das viele wachen? alles war eitel, alles war nichts als lauter micrologiſches geſchwätz! zerſetzung der leidenſchaft, kaldes waſſer auf glühendes eiſen gegoſſen! preſſet ſie aus, Wagner, und wenn ihr in allen den folianten einen einzigen tropffen lebensweißheit findet, ſo will ich mich gern dem teufel verſchreiben.

Wagner. Ich wünſchte ſelbſten, das ſich einmal unſere umſtände äntern möchten, aber noch eine bitte habe ich an ihro magnificenz.

Fauſt. Redet Wagner! und machet kurz! denn ich habe heute noch viele geſchäfte.

Wagner. Ich wolte ihro magnificenz bitten, ob ſie mir nicht erlauben möchten! noch einen gehilfen anzunehmen, damit ich mein ſtudium beſſer werwendiren kann.

Fauſt. Eure bitte ſey euch gewähret, nehmet euch noch einen gehilfen an, verſprecht ihm guten lohn und die koſt: aber noch eins, wenn mich heute jemand ſprechen will, ſo saget ihnen, das ich heute für niemanden zu ſprechen bin. (ab.)

Wagner. Sehr wohl ihro magnificenz. (ab.)

## Vierter Auftritt.

### Aria. Kasper allein.

v. 1.

Reißen iſt ſchön auf der weld,
Hat man nur recht vieles geld :,:
  Jedes land hat ſeine ſachen,
  Die es liebenswürdig machen!
Zum exempel, nur die ſprach,
Iß das nicht a rare ſach?

(Und ſo folgen 7 Strophen, zum Theil mit Franzöſiſchen, Böhmiſchen und Kroatiſchen Reimzeilen gemiſcht; vermuthlich aus einem Oberdeutſchen Singſpiele genommen. Dann fährt Kasper fort:)

Es iſt doch halt eine vermaledeite ſache, wenn man ein ſtudirenter geſell iſt, der nichts zu eſſen und zu trinken hat, da lauf ich ſchon eine ewigkeit herum! und kann keine dienſte finden, und wenns noch weiter fort gehet, ſo behald ich keine geſunde ſohlen auf

Digitized by Google

meinen füßen und hungrich bin ich dabey, ich wolde alle berge weg eſſen: (freſſen.) wenns lauter poſteten wåren, und das ganze mittelländiſche meer wolde ich aus trinken: (sauffen) wenn's lauter champagner wåre! aber potz blitz! wurm, mort batalion; hier ſoll ia ein wirthshauß ſeyn, und ich ſehe doch keinen krug, kein glaß, keinen wein, kein bier, und auch kein keller. Muß doch einmal lerm machen; heida, kellner! haußmeiſter, kammerdiener! haußknecht! kammeriumfer! heda, ein fremder paciceir iſt angekommen." —

Kaspers Leſeübung im Zauberbuche iſt weiterhin verſetzt, nachdem er ſchon ſein Parlicke! Parlocke! gebraucht hat. Seine übrige Rede hier, von welcher im åltern Fauſt weiterhin nur vorkömmt, daß Kasperle Fauſts Stube als eine Wirthsſtube behandelt, verråth auch anderweitigen Oberdeutſchen Urſprung: während ſonſt ſo Vieles, namentlich Ausdruck, Redensarten, und die Vermiſchung des Accuſativs und Dativs, auf Norddeutſchland weiſet. Vergleicht man die übrigen Auftritte, ſo iſt die weitſchweifige Armſeligkeit des Fauſt, der ſich vom Ueberſetzen kümmerlich nåhrt (wie ein Leipziger Magiſter), ſo daß er ſich dem Teufel ergiebt, Eigenthum des jüngern Verfaſſers. Nicht minder iſt ſein Kasper im Folgenden mannigfach vergröbert und platt gemacht. Die alte Lateiniſche Teufelsbeſchwörung bei Phlegethon, Acheron, Styx ꝛc. iſt hier gotteslåſterlich, dabei eben ſo entſtellt, wie der Titel des Zauberbuchs. Anſtatt der 8 Geiſter erſcheinen nur 3, Mephiſtopheles, Auerhahn und Vitzliputzli. Das alte **abique male spiritus!** lautet hier **hop Hugo!** Der Hof zu Parma fehlt ganz, und die Reiſe dahin wird nur kurz erwåhnt. Dafür ermahnt Wagner, das üppige Leben bereuend, ſeinen Herrn zur Buße. Fauſt kniet auch und betet: aber Mephiſtopheles verführt ihn wieder durch die ſchöne Helena, mit welcher er ihn auf den Blocksberg (Erinnerung aus Goethe) und von da zur Hölle führen will. Wagner bekehrt auch den Kasper, der ſich nun beim Richter um die offene Nachtwåchterſtelle melden, und heirathen will, und mit dem Liede aus dem Donauweibchen abgeht: „Den Teufel verſchreib ich mich nicht." Im letzten Aufzuge (wo Fauſts Fragen fehlen, und Helena nun nicht vorkömmt) iſt Kaspers Nachtwåchterlied meiſt daſſelbe, wie im åltern Spiel, und auch das Uebrige ſtimmt ziemlich überein: nur låßt Gretel und ihr Kindlein ſich nicht hören, und das Lateiniſche und die Reime ſind verderbt und mangelhaft; alles wie aus verworrener Erinnerung.

Digitized by Google

Und ſo ſtellt ſich das Ganze kenntlich als eine viel geringere Verarbeitung des trefflichen ältern Puppenſpiel heraus. Am Schluſſe derſelben ſteht: „[Alles was unterſtrichen iſt, beweget mich, das ich Fauſten nie wieder aufführen werde.]" Dieſe Stellen, im Drucke geſperrt, ſind theils die Beſchwörungen und Misbrauch heiliger Namen, theils Kaspers Schilderung ſeiner läſterlichen und verbrecheriſchen Sippſchaft, als Wagner ihn in Dienſt nimmt. Alles dieß findet ſich im ältern Spiele gar nicht, oder anders. Und wenn, wie es ſcheint, der Puppenſpieler Geiſſelbrecht ſelber ſeinen Fauſt, oder doch die Aufführung deſſelben, bereut, und beſeitigt hat, ſo iſt damit eben nichts verloren, weil ſich der alte echte Fauſt durch die Schützischen Erben hoffentlich auch noch lebendig erhalten hat, und damit die nächſte Quelle von Goethe's Fauſt.

v. d. Hagen.

Digitized by Google

## 2. Die Floh-Diſſertation *).

Nachdem wir unſern gefeierten Dichter, der mehr Heldinnen als Helden dargeſtellt, und ſich auch (zu Eckermann) darüber ausgeſprochen hat, — in Schillers „ehret die Frauen" von Anfang bis zu Ende einſtimmen gehört haben: ſei es vergönnt, ihn hier noch gegen eine ihm aufgeheftete Jugendſchrift zu verwahren, welche beſonders pikant und beißend gegen dieſes ſchöne Geſchlecht iſt; ich meine die kürzlich hier am Ort ans Licht gezogene, glänzend ausgeſtattete und in den Zeitungen verkündigte Diſſertation **de pulicibus** oder s. v. über die Flöhe; welche ungefähr eben ſo echt und rechtmäßig iſt, als die erſte, gleichfalls hier erſchienene Ausgabe von Goethes Schriften (bei Himburg 1775).

Man hat dieſes Product eine „artige Myſtification der Verehrer G.s" genannt, es iſt aber vielmehr eine unwürdige Speculation, deren Titel allein ſchon für die wahren Verehrer G. (zu denen wir uns unbedenklich zählen) die Unechtheit an der Stirne trug; ſo wie der Inhalt ſie gewis keinen Augenblick zweifelhaft darüber ließ: ein ſolcher, neben einzelnen guten Witzen, ſo weit ausgeſponnener gelehrter, pedantiſcher Spaß, lag nie und nimmer in G.s Art und Kunſt.

Vermeinte alſo der ungenannte Herausgeber unter dem Schilde eines namhaften Verlegers, den Verehrern G.s damit einen Floh

*) Vorgetragen am 28. Aug. 1830. Der Eingang bezieht ſich auf Piſchons Vorleſung der bedeutendſten Frauenſchilderungen in Goethes Werken.

ins Ohr zu ſetzen, ſo hat er ſich doch nur ſelber ein ganzes Heer in den Pelz geſetzt, und ſeine Zurichtung des alten verlegenen Spaßes, der zur allgemeinen Verbreitung zugleich verdeutſcht erſcheint, iſt keinesweges eine „geſchickte", wie davon gerühmt wird: ſie wimmelt vielmehr von Fehlern, wie (um im Bilde zu bleiben) der Hund von Flöhen.

Das Lateiniſche Libell erſchien zuerſt im Jahre 1635 zu Marburg, damals noch nicht unter dem verdeckten Namen **Opizii Jocoserii jur. utr. Licent. et Practici Veronensis**, ſo fern derſelbe Otto Philipp Zaunſchlieffer bezeichnet; denn dieſer wurde erſt geb. 1653 zu Hanau, 1678 **Dr. j. u.** zu Heidelb., 1684 Profeſſor der Eloquenz und Geſch., dann Juris, und ſtarb 1729. Er kann alſo keineswegs Verf. dieſer Abhandlung ſein, wie angegeben wird, ſondern auch nur ein neuer Herausgeber eines älteren Spaßes, der ſeitdem auf ſeiner Rechnung ſteht: ſo wie man ihn jetzt G. zuſchreiben will, deſſen Geburtsjahr er um ein Jahrhundert überſteigt. Dieß Büchlein iſt aus einer Zeit, wo dergleichen gelehrte Beluſtigungen beliebt und Mode waren, in welchen die ſtupende Gelehrſamkeit ſich ſelbſt parodierte. Es giebt eine große Anzahl ſolcher Scherze in der gelehrten Sprache, ſo wohl in gebundener als ungebundener Rede. Und beſonders ſind dieſe hüpfenden, ſich ſelbſt überſpringenden Thierchen Gegenſtand derſelben; ſo daß zu Amſterdam eine Sammlung **tractatus varii de pulicibus** erſchien, welche, nebſt vielen anderen, das Macaroniſche Gedicht **Floia. Utopiae, literis alphabeticis**, und auch die vorliegende Diſſertation enthält.

In dieſer Diſſertation wird nun von denſelben böſen Chriſten, die bekanntlich Diſſertationen ſchreiben, **an mulieres sint homines** — wie ich denn dieſe Controvers ſelber noch in Halle **publice** leſen hörte — die ſchwarzen Beſtien faſt als rechtliche Perſon behandelt, wenn auch nur als flüchtige, daher Floh — wie **pulex** von **puella** und **lex** (vom Lecken der Finger) — und ihr verſchiedener, weltlicher wie geiſtlicher Rang wird beſtimmt, und nicht nur die Blutrache, ſondern auch die förmliche Todesſtrafe derſelben, nach weltlichen, ja nach göttlichen Geſetzen unterſucht, und ſelbſt die Bibel dabei misbraucht. Allerlei caſuiſtiſche Fälle werden zur Entſcheidung vorgeführt, und die Pointe iſt immer dieſelbe. Abſonderlich wird maaßlos citirt, — wie noch immer beſonders in den

Digitized by Google

Dr.-Diſſertationen geſchieht auf deren Citate von Citaten häufig gar nichts erſcheint, am wenigſten Geiſt.

Auf die bekannte älteſte Ausgabe 1635 Marburg, folgt vermuthlich noch eine Marburger um 1678—80 — von Zaunſchlieffer, deſſen verdeckten Namen ſchon die vorliegende Ausgabe von 1684 in 12 führt. Hier ſagt der Titel, dieſe diss. jur. über die spiritus familiares foeminarum oder die allgemeinen Blutsverwandten, ſei nunmehr aus der Folio-Ausgabe in dieſes Taſchenformat gebracht und vom Autor ſelbſt durchgeſehen, berichtigt, und gereinigt von den vielen Flecken, die es wie ein Pardelfell bedeckten. (antehac in folio, nunc portatili forma gratiore edita, recognita et variis in locis à mendorum maculis, quibus pardi in morem sentebat, repurgata ab ipso auctore.) Sie führt den Druckort Liberovadi, Exstat ad insigne Martialis. Das iſt deutliche Ueberſetzung von Frankfurt: obgleich Druck und Ausgabe ganz Holländiſches Anſehn hat. — Im Vergleich mit der ſpätern Frankfurter Ausgabe zählt ſie 3 Cap. mehr (46), und hat im Ganzen mehr Zuſätze, als Auslaſſungen, mancherlei kleine Variationen, gelehrte und Holländiſche Blumen, in Holländiſcher Sprache und Schrift (der black-letters), Sprichwörter, Reime u. dgl. an ſo manchen einladenden Stellen.

Vielleicht iſt dies Werklein urſprünglich gar in Holland verfaßt, wo dergleichen gelehrte Späße recht eigentlich zu Hauſe ſind, und wo auch die obige Sammlung derſelben erſchien: es kömmt auf Vergleichung der älteſten Ausgabe an.

In der vorliegenden Ausgabe iſt, außer einer Zuſchrift an den Leſer, erſt noch eine Zueignung des Opizius Jocoserius an Priscilla Capitoni Virgini Clarissimae. Der Italieniſche Name, ſo wie der Beinamen des Verf. als Licent. Veronensis weiſen faſt auf einen Italieniſchen Autor. Desgleichen innerhalb nochmals Beziehung auf Verona und die Juriſten einer andern Italieniſchen Stadt. Und um ſo eher empfiehlt ſich hier Italien, da es bekanntlich das Paradies dieſer ſchwarzen Blutſauger, ſo wie der eben ſo zudringlichen Bettler iſt, und deshalb beſonders ſeit Nicolai's des jüngeren Berliners Reiſe ſo übel verrufen iſt.

Dagegen weiſet auf Deutſchland quaest. X. die merkwürdige Angabe, daß man in Nürnberg Flöhe an kleinen Ketten (pulices catenulis vincti) verkaufe: das Vorſpiel zu den un-



Digitized by Google

längſt hier in Berlin zur Schau geſtellten betriebſamen und mannigfaltig abgerichteten Flöhen. —

Auf dieſe Ausgabe von 1684 folgt erſt wieder eine Marburger 1724: abermals vor G.s Geburt, ſo wie eine von 1743 in 4, angeblich zu Amſterdam: **cui annexa actio injuriarum nasi contra podicem***); und dann kömmt erſt die Frankfurter von 1768, welche hier als G.s Werk abgedruckt und für eine große litt. Seltenheit ausgegeben wird, die ſich nur in der großen K. Bibl. zu Paris befunden habe.

Es iſt kaum glaublich, daß bei den dargelegten Verhältniſſen dieſe's oft gedruckten Buches, der neuſte Herausgeber **bona fide** ſein ſollte. Die Unwiſſenheit wäre dann nur noch größer, als die Unverſchämtheit. Freilich iſt auch jene nicht gering, und außer zahlloſen Ueberſetzungsfehlern, bemerke ich hier nur in der Verdeutſchung der Lateiniſchen Verſe die ſiebenbeinigen und dennoch lahmen Hexameter **), ſo wie die hexametriſch-hüpfenden Pantameter: welche aber vielleicht die Floh-Sprünge malen ſollten. Außer ſo vielen aufdringlichen Anzeigen der Abfaſſung des Lateiniſchen Büchleins von 1768 weiſet darauf noch deutlich die Erwähnung des Amadis als eines Liebesbuchs, welches Titius (Qu. 28) der Seja geliehen, um daraus die **curtesia et curtesiren** zu lernen (**librum amatorium fortè amadisium**), es aber ganz angeſchwärzt zurück erhält, und nun auf Schadenerſatz klagt. Hier beſteht nun die Ge-

*) Die Ausgabe von 1684, die ich ſonſt nicht angeführt finde, beſitzt mein Freund Sotzmann, dem ich auch die Angabe der übrigen Ausgaben verdanke. Die Amſterdamer von 1743 iſt in der Königl. Bibl., der Druckort jedoch ohne Zweifel vorgeblich, oder beim Abdruck aus der Amſterdamer Sammlung, bei welcher kein Jahr angegeben iſt, mit herübergenommen; denn die Holländiſchen Stellen und Reime ſtehen hier ſämmtlich Hochdeutſch, und ſichtlich überſetzt. Wenn dieß für einen Holländiſchen Verfaſſer ſpricht, ſo iſt dagegen die Nachweiſung Schotts, in dem Supplement zu **Lipenii jurist.** Bibl. Artikel **Pulex**, S. 407a, wo Zaunſchliffer als Verfaſſer genannt und folgende, dazu ſtimmende Ausgaben angeführt werden: Marburg 1685, 1724, 4. Amſterdam 1743. Die Zahl 1685 könnte wohl Berichtigung von 1635 ſein: jedoch iſt die wenigſtens um ein Jahr ältere Ausgabe von 1684 offenbar Holländiſch. — Im N. litt. Anzeiger 1798, Nr. 198 hat ein mit C, und W. als Wohnort, Unterzeichneter die Angaben Schotts wiederholt, und aus der Diſſertation eine Stelle der Vorrede und **quaest.** 4. 17. 26. mitgetheilt.

**) Gleich der erſte:

„Unſeren Rüden ſelbſt iſt nicht bekannter die Deliſche Göttin."

***) S. 15. Zärtlicher Schmeichler ſo läuft von ganzen Hofe umher er,
Sucht vor allen des Fürſten und ſeiner Edlen Gemach.

ſchicklichkeit des neuen Herausgebers darin, daß er für **l. a., f. A.** ſetzt **opus aureum nostrum, cuius titulus Werthers Leiden,** mit der Anmerkung, „es ſcheine, daß G. bei ſpäterer Durchſicht der Abhandlung dieſen §., oder doch wenigſtens den Titel des goldenen Buchs eingeſchaltet habe." Gewis iſt, daß dieſes alles eben nur der unberufene Herausgeber gethan hat. Er erinnerte ſich wohl noch, daß der Werther erſt 1774 erſchien. G. ſollte dagegen laut Vorrede, dieſe gelehrte Flöhenbeluſtigung wahrſcheinlich ſchon während ſeines Straßburger Aufenthaltes verfaßt haben, der um 1768 trifft. Der Herausgeber hat noch eine andre Beziehung oder Interpolation in §. 19 überſehen, wo es heißt **sororcula mea, omnis politioris doctrinae,** und ſie eine Junoniſche Stelle aus Virgil anführt: **una cum gente tot annos Bella gero.** G. ſchildert ſeine Schweſter ganz anders. Doch iſt hier vielleicht auch Ironie? In der Ausgabe von 1684 fehlt die ganze Stelle.

Woher? und wohin? will denn nun dieſer ganze ſchlechte Spaß mit einem veralteten, zu ſeiner Zeit paſſabelen Spaß? Aeußerlich findet er eine Autorität in einer bekannten Schmähſchrift Glovers: Goethe als Menſch und als Schriftſteller. Braunſchweig 1823, worin auch ſchon dieſe Floh-Diſſertation ihm beigelegt und Auszüge gegeben ſein ſollen. Dann gaben hier in Berlin neuen Anlaß die Aufführungen des Fauſt und Seidelmanns juckender Vortrag des Flohliedes, welches, nebſt der „Ratte im Kellerneſt" die leidigen politiſchen Lieder zum Schweigen bringt. Dieſe juriſtiſche Diſſertation ſoll nun etwa die gründlichen Studien zu jenem Liede bilden! — Ebenſo haltbar iſt der Einfall bei dieſer Flohdiſſertation etwa an eine Parodie der wirklich juriſtiſchen Dr.-Diſſertation G.s (Straßb. 1770) zu denken, welche ſchon eine in unſeren Tagen ſo manigfaltig aufgeregte Frage entſcheidet, und der Geſetzgebung das Recht zuſpricht, einen gewiſſen Religions-Cultus feſtzuſetzen; der aber von der Fac. das Impr. verweigert wurde.

Das ganze vorliegende Machwerk, und zumal was der letzte Herausgeber daran gemacht hat, verdiente aber gar nicht die ihm hier gewidmete Aufmerkſamkeit, wäre es nicht in ſo ſchnöde Verbindung mit unſerm verehrten Namen geſetzt werden. Es iſt durchaus Ungoethiſch, und als ſolches vorweg verurtheilt und verworfen. Hätte G. jemals dieſen Gegenſtand (wie den Reineke Voß) behandeln können, ſo würde es gewis poetiſch, und noch in anderer Art ge-

Digitized by Google

ſchehen ſein, als Fiſchart ſchon vor **1577** in Reimen dichtete: Hultrich Elloposcleron Flohhatz, Weibertratz, der Wunder unwichtige und ſpottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Lauß, o. J. und O., Straßburg 1577. 78. 94. 1610, und in **Dornavii amphitheatr. I, 31**; — worin der Floh vor Jupiter ſeine Klage führt, die Weiber ſich verantworten, und im Endurtel Recht erhalten: — alles ohne ſonderlichen Humor. —

Wäre das Lateiniſche Product aber auch noch ſo vortrefflich, ſo iſt es durchaus nicht in der erlogenen Verbindung mit G.s Namen zu dulden, vielmehr muß man dieſe Unterſchiebung, eben in G.s Namen, für einen ſchnöden Misbrauch desſelben erklären.

Mit Recht zürnte Göthe ſehr heftig, als Puſtkuchen ſich gegen ihn aufblähte durch die falſchen Wanderjahre W. Meiſters; und was er todtſchlagend in Bezug auf den falſchen Wanderer ſagt, trifft prophetiſch auch ſchon dieſen ihn im Tode noch anſpringenden Floh:

„Aus Quedlinburg dem hohen Haus
ein Wandrer thut hertraben:
Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus,
muß ich auch meine haben."

v. d. Hagen.

Digitized by Google

## XX.

# Jahresberichte über die Arbeiten der Geſellſchaft und Ueberſicht der wichtigſten neuen Werke Deutſcher Sprache und Alterthumskunde.

In den Jahren 1839 bis 1841.

## 1 8 3 9.

In den 3 Monatsverſammlungen vom 29ſten Mai bis 31ſten Juli kamen folgenden Gegenſtände zum Vortrage: Dir. Bonnell las über Deutſchen Sprachunterricht, mit beſonderer Hinſicht auf K. Bormanns Zweihundert Aufgaben zu Deutſchen Aufſätzen für reifere Schüler. Conſ. Aſſeſſ. Piſchon über die Eintheilung der Mark in Bisthümer. Prof. v. d. Hagen theilte einiges über das Leben und die Predigten Jobſt Sackmanns, der eine Pfarre zu Limmern bei Hannover verwaltete, mit. Endlich las derſelbe: letzte Vermahnung der Frau v. Quitzow zu Braunſchweig an ihre hinterlaſſene beiden Töchter, wohnhaft auf dem Johanniskirchhofe daſelbſt anno 1572.

In der darauf folgenden öffentlichen Verſammlung zur Goethefeier am 23ſten Auguſt las Prof. v. d. Hagen über die in einer neuen Ausgabe Goethe'n zugeſchriebene juriſtiſche Abhandlung von den Flöhen. Er erwies die Fälſchung dadurch, daß er den ſchon im J. 1684 erſchienenen, vermuthlich älteſten Druck dieſer Lateiniſchen Diſſertation der Geſellſchaft vorlegte. Der Titel dieſe Schrift iſt: Opizii Jocoserii dissertatio juridica de eo quod justum est

**circa spiritus familiares foeminarum, hoc est pulices. Liberovadi** (Frankfurt)*). Ferner las Conſ. Aſſ. Piſchon eine Auswahl von Stellen aus den Schriften Goethes, in denen er das Weib in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen darſtellte. Die Feier des Tages beſchloß ein geſelliges Mahl, welches auch durch Geſang verherrlicht ward, und wobei der als Gaſt gegenwärtige **Dr.** Langenſchwarz einige Siegfridsgedichte vortrug, darunter eine Vergleichung Schillers mit Goethe.

In den Monatsverſammlungen vom 2ten und 23ſten October las Rector Bormann über orthographiſchen Unterricht in ſeiner einfachſten Geſtalt, nachdem er zuvor die bisher gebräuchlichen Arten, die Rechtſchreibung zu lehren, dargeſtellt und beurtheilt hatte. Hierauf theilte Conſiſtor. Aſſ. Piſchon ein Predigtfragment mit, welches der Oberlehrer Heydler eingeſchickt hatte. Es hat ſich auf dem Holzeinbande eines alten Druckes in der Kloſterbibliothek zu Neuzelle gefunden, und iſt aus dem dreizehnten Jahrhundert**).

In der öffentlichen Herbſtverſammlung am 27ſten November las **Dr.** Lütcke über den Schwank: der Wiener Meerfahrt, und machte dabei vorzüglich auf die vielſeitige, eine von der andern ganz unabhängige Ausführung des zu Grunde liegenden Stoffes, ſchon von dem Griechiſchen Alterthume her (**Timaeus** bei **Athenaeus**) aufmerkſam. Prof. v. d. Hagen legte die neueſten Erſcheinungen der Altdeutſchen Litteratur vor.

## 1840.

Am 6ten Januar feierte die Geſellſchaft für Deutſche Sprach- und Alterthumskunde ihr 25ſtes Stiftungsfeſt durch eine öffentliche Verſammlung. Der zeitige Ordner, Director Auguſt erſtattete den Jahresbericht über die wiſſenſchaftliche Thätigkeit, Bücherſammlung, den Haushalt und geſammten Zuſtand der abermals um 3 Mitglieder vermehrten Geſellſchaft, und übergab das Ordner-Amt dem für das neue Jahr dazu erwählten Prof. v. d. Hagen. Schulrath O. Schulz las über Paul Gerhards Kirchenlied „Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich,“ und deſſen Deutung auf den Großen Kurfürſten oder den Teufel. Rector Bor-

*) Die Vorleſung ſteht in dieſem Bande S. 225.

**) Iſt in dem letzten Programm des Frankfurter Gymnaſiums gedruckt.

Digitized by Google

mann trug aus den Briefen der Gräfin Bernſtorf, geb. Stollberg, an Goethe den letzten bedeutſamſten Brief nebſt der Antwort vor, und begleitete ſie mit einigen Bemerkungen. Der (nunmehr zum ſiebentenmal) zum Ordner gewählte Prof. v. d. Hagen legte außer dem von ihm herausgegebenen 3. Bde des N. Jahrbuchs der Geſellſchaft (1840), folgende für dieſelbe eingegangene Schriften vor: Verhandlungen der Nordiſchen Alterthumsgeſellſchaft in Kopenhagen 1837—39; Annalen des Vereins für Naſſauiſche Alterthumskunde Bd. II. III (1837—39); Sammlung Lauſitziſcher Geſchichtsſchreiber von der Görlitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften I, 1. 2. (1837—39). Mittheilungen des Rectors Schuller aus Hermanſtadt in Siebenbürgen über die Mundart der dortigen Sachſen; Maßmanns Gothiſches Gedicht zur Jahrhundertfeier der Göttinger Univerſität; Löbe, über die von Maßmann herausg. Gothiſche Auslegung des Evangel. Johann. (Skeireins); das vom Dr. Friedländer eben herausgegebene Weihnachtsſpiel (vermuthlich von Georg Pondo) welches 1585 die Kurfürſtlichen Kinder aufführten; den eben auch erſt vollendeten mit 120 Abbildungen ausgeſtatteten zweiten Band der neuen Deutſchen Kunſtgeſchichte des Grafen A. Raczynski, in der Deutſchen Ueberſetzung des Prof. v. d. Hagen, welcher aus der von ihm verfaßten Einleitung dazu die Darſtellung der Hauptzeitalter der Altdeutſchen Dichtung vortrug; worauf derſelbe noch Bericht gab über die eben hier erſchienene neue Ausgabe von Münchhauſens Abenteuern mit 16 trefflichen Federzeichnungen von Hoſemann. —

Ein frohes Mahl beſchloß das auch durch die Theilnahme der Frauen verſchönte Feſt, bei Sang und Klang. Das erſte Glas galt auch hier, wie überall wo Preußen feſtlich verſammelt ſind, dem allverehrten Vater des Vaterlandes.

In den nächſten Monatsverſammlungen des Februar und März las Stadtrath Klein: über den Zuſammenhang der Rechtsgelehrſamkeit mit der Dichtkunſt; Schulrath Schulz gab einen Nachtrag zu der in der letzten öffentlichen Verſammlung von ihm beſprochenen Stelle des Paul Gerhardſchen Liedes, wobei er zugleich näher in die damals in Berlin herrſchenden Verhältniſſe der Theologen unter ſich und zur weltlichen Macht einging.

In der öffentlichen Frühlingsverſammlung am 22ſten April las Prof. v. d. Hagen eine Abhandlung des Prediger Thamms in

Stralſund über die den Deutſchen natürlichſte Ausſprache fremder Eigennamen *). Derſelbe trug eine vom Prediger Rückert zu Schweina bei Eiſenach eingeſandte Abhandlung vor, welche ſich mit Etymologien verſchiedener Deutſcher geographiſchen Eigennamen beſchäftigte. Die für die Geſellſchaft von den Herausgebern oder Verfaſſern eingeſandten Schriften waren: 1. Annalen des Vereins für Naſſauiſche Alterthumskunde. 3ten Bandes erſtes Heft. 2. Beiträge zur Geſchichte Deutſchen Alterthums. 3te Lieferung. Herausgegeben vom Hennebergſchen Verein. 1839. 8. 3. Die ehemaligen Altäre der Marienkirche in Stralſund, von Franz Weſſel. Herausgegeben von E. Zober. Stralſ. 1839. 4. 4. Die neuhochdeutſche Conjugation im 16ten Jahrhundert, nach Joh. Clajus deutſcher Grammatik. Ein Schulprogramm vom Oberlehrer Fatſchek in Königsberg in Preußen. 1839. 4. 5. Paul Gerhard und der große Kurfürſt. Von O. Schulz. Berl. 1840. 8. 6. Pommerſche Sagen von J. D. H. Temme. Berlin 1840. 8. — Im Juni las Prof. Zelle über die gegenſätzlichen Begriffe groß und klein, hoch und nieder oder tief, ober und unter, vorzüglich in Zuſammenſetzungen. — Im Juli: Profeſſor v. d. Hagen über die zwanzig Lieder der Nibelungen, als die Urgeſtalt des Liedes, von K. Simrock **).

In der öffentlichen Verſammlung im Auguſt, zur Feier von Göthes Geburtstag, las Prof. Fr. Kugler über die Ausbildung der Kunſt in Pommern, namentlich beſprach er Kunſtdenkmäler aller Perioden, die er auf einer Reiſe durch eigene Anſchauung kennen gelernt hatte ***). Hieran knüpfte derſelbe Bemerkungen über die Dichtkunſt in Pommern, wobei er ganz ſpeciell eines merkwürdigen ſatyriſchen Drama's, **Tetzelokramia**, von H. Kielemann, erwähnte, welches im J. 1617 zur Feier des Reformationsfeſtes in Stettin aufgeführt wurde ****). Darauf erinnerte Conſiſtor. Aſſ. Piſchon an Märkiſche Dichter im Allgemeinen, namentlich aber an den ausgezeichnetſten derſelben, L. Tieck, und las etwas aus deſſen Kaiſer Octavianus. Von Prof. v. d. Hagen wurden der Ge-

*) Gedruckt in dieſem Bande S. 30.

**) Gedruckt in dieſem Bande S. 103.

***) Eine nähere Anzeige ſeiner ſeitdem gedruckten größern Kunſtgeſchichte Pommerns ſteht in dieſem Bande S. 75.

****) Vergl. über dieſes Stück: Gottſcheds nöth. Vorrath S. 177. Blätter für lit. Unterhaltung. 1839. N. 313.

ſellſchaft vorgezeigt: Goethe's eigene Handſchrift ſeines Egmont, ein Geſchenk, welches die hieſige Königl. Bibliothek der Huld Sr. Maj. des Königs verdankt; die Nibelungenhandſchrift*) des Herrn v. Meuſebach und die Rheiniſchen Nibelungenbruchſtücke**). Die Septemberverſammlung wurde durch die Theilnahme am Jubelfeſte der Buchdruckerkunſt vertreten. In der Octoberverſammlung las Prof. Fiſcher über die Geſtaltung des Deutſchen Drama's im 18ten und 19ten Jahrhundert. In der öffentlichen Herbſtverſammlung im November las Prof. Fiſcher über die Einflüſſe, welche den Bildungsgang der Deutſchen Proſa während des 18ten Jahrhunderts, namentlich in der Geſchichtſchreibung, der eigentlichen Beredſamkeit und dem Romane, bedingt haben. Hierauf trug Prof. Riedel einige intereſſante Stellen aus der Magdeburger Schöppenchronik vor, welche theils die Aufführung von dramatiſchen Stücken, theils von turnierartigen Kampfſpielen in Magdeburg betreffen; theils eine Schilderung des im J. 1349 erfolgten Auftretens der Geißelbrüder in jener Stadt enthalten***). Endlich hielt Prof. v. d. Hagen einen Vortrag über einen unter ſeiner Leitung zu beſorgenden wörtlich getreuen Abdruck von Luthers Bibelüberſetzung nach der Ausgabe letzter Hand vom J. 1545, der, zugleich mit Holzſchnitten nach den beſten älteren und neueren Vorbildern begleitet, bei Gubitz in Berlin erſcheinen wird. Darauf legte derſelbe der Geſellſchaft die im Fache der Deutſchen Litteratur- und Kunſt-Geſchichte erſchienenen neueſten Werke vor, namentlich folgende, die größtentheils von ihren Verfaſſern der Bibliothek der Geſellſchaft als Geſchenke überſandt worden waren: 1. Fr. Kuglers Pommerſche Kunſtgeſchichte. Stettin 1840. 8. 2. Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins. Bd. 5. Halle 1840. 8. 3. Archiv für Siebenbürgens Vorzeit, vom Rector Schuller in Hermannſtadt. Bd. 1. Hermannſt. 1840. 4. Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in der Preußiſchen Provinz Sachſen. Heft 7 und 8, enthaltend die Stadt-, Kirch- und Burg-Kapelle zu Freiburg an der Unſtrut. Text von Lepſius. Leipzig 1840. Fol. 5. Des

---

*) Mehr darüber gleich zu Anfange dieſes Bandes.

**) Abgedruckt, mit einer Abbildung der Handſchrift, im vorigen Bande.

***) Es iſt dies wahrſcheinlich das plattdeutſche Original, aus welchem die hochdeutſche Ueberſetzung in Matth. Dreßers ſächſiſchem Chronicon (Wittenberg 1596) S. 340 u. 341 genommen iſt. — Die beiden daraus mitgetheilten Stellen ſtehen in dieſem Bande S. 121.

Digitized by Google

Freiherrn v. Stillfried, auf Leipe bei Jauer, Ausgabe des Wappenbuches des Ritters Konrad Grünenberg, 1483, in Farben gedruckt. 1840. Fol.

## 1841.

In der Feſtverſammlung zur Stiftungsfeier der Geſellſchaft am 6ten Januar wurde eine Abhandlung des Reg. Raths A. Schulz (San Marte) in Bromberg durch den bisherigen Ordner der Geſellſchaft, Prof. v. d. Hagen vorgetragen. Dieſelbe handelte von dem Zauberwalde von Breciliande und der Wunderquelle von Baranton, deren in Wolframs v. Eſchenbach Parcival und in Hartmanns Iwein Erwähnung geſchieht, nach Waliſiſchen, Bretagniſchen und Nordfranzöſiſchen alten Dichtungen und noch lebenden Sagen *). Hierauf berichtete Prof. v. d. Hagen über die Geſchichte der Geſellſchaft im verfloſſenen Jahre, und übergab das Ordneramt dem zu ſeinem Nachfolger erwählten Conſiſtorial-Aſſeſſor Piſchon, welcher demnächſt einen Vortrag hielt über ein in der Geſellſchaft ſchon öfter beſprochenes Lied von Paul Gerhard, mit beſonderer Berückſichtigung der im J. 1840 darüber erſchienenen Schrift des Schulraths O. Schulz (Paul Gerhard und der große Kurfürſt). Prof. v. d. Hagen legte der Geſellſchaft folgende neue Werke vor: Bernd (Bibliothekar in Bonn), die Hauptſtücke der Wappen-Wiſſenſchaft. 1ſter Theil. Das Wappen-Weſen der Griechen und Römer und anderer alten Völker. Mit 17 Bildtafeln. Bonn 1841. 8. 2) Zeitſchrift des Weſtphäliſchen Vereins für vaterländiſche Geſchichts- und Alterthumskunde. Bd. 2 u. 3. Münſter 1839. 1840. 3) Märkiſche Forſchungen des Vereins für Geſchichte der Mark Brandenburg. Bd. 1. mit 4 Bildtafeln. Berl. 1840. 8. 4) Jahresbericht der Königl. Däniſchen Geſellſchaft für Nordiſche Alterthumskunde. Kopenhagen 1840, in Däniſcher Sprache mit 7 Tafeln Abbildungen alter Kirchen im Rundbogenſtyl. — Den Beſchluß des Feſtes, an welchem auch Frauen Theil nahmen, machte ein geſelliges Mahl; und das erſte Glas galt auch hier, wie überall, wo Preußen feſtlich verſammelt ſind, „dem erhabenen Landesvater, der die edle Mutterſprache nicht nur kräftig beſchützt und ehrt, ſondern auch ſelber der mächtigſte Fürſt Deutſcher Rede iſt.“ Im

*) Gedruckt in dieſem Bande S. 13.

Digitized by Google

März hielt Dr. Lütcke einen Vortrag über diejenigen Schimpf- und Spott-Wörter der Deutſchen Sprache, die vorzugsweiſe aus Vergleichen mit Gegenſtänden aus den drei Naturreichen ihren Urſprung haben. Zugleich übergab derſelbe der Bibliothek der Geſellſchaft als Geſchenk die Nürnberger Originalausgabe der ſämmtlichen Gedichte des Hans Sachs in 5 Folio-Bänden. In der nächſten öffentlichen Verſammlung im April hielt zuerſt Dr. Stern einen Vortrag über Deutſche Lautlehre, worauf Conſiſtor. Aſſeſſor Piſchon über die in der Geſellſchaft ſchon vielfältig beſprochene Stelle jenes Liedes von Paul Gerhard ſprach, indem er insbeſondere eine von dem Schulrath O. Schulz kürzlich erſchienene Broſchüre, die denſelben Gegenſtand behandelt, zu widerlegen ſuchte. Endlich legte Prof. v. d. Hagen der Geſellſchaft folgende neueſte Erſcheinungen im Gebiete der Deutſchen Sprache und Alterthumskunde und Zuſendungen an die Geſellſchaft vor: 1) Schriften der Leipziger Deutſchen Geſellſchaft 1838—1840. — 2) Schriften des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins. Bd. 5, St. 4 (1841). — 3) Schriften des Weſtphäliſchen Vereins. Bd. 2 u. 3, St. 1 u. 2 (1839. 1840). — 4) Schriften des Linzer Vereins. Jahrg. 2. 3. 4 (1840). Dabei: a) v. Rally, Bericht über das Laibachſche Muſeum; b) Deſſelben Donaureiſe von Regensburg bis Linz (1840). c) A. v. Spaun, Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Linz 1840. — 5) Jahresbericht der Kopenhagener Geſellſchaft für Nordiſche Alterthumskunde. 1840. — 6) Altdeutſche Blätter von Haupt und Hoffmann. Bd. 2, St. 4. 1840 (Beſchluß des ganzen Werks). — 7) Des Grafen Caſtiglione zu Mailand Ausgabe der von ihm entdeckten Ueberbleibſel des Ulfilas, letztes Heft, enthaltend: Paulus Brief an die Theſſalonicher 2; an Timotheus; an Titus; an Philemon; mit Berichtigungen der früheren drei Hefte aus nochmaliger genauer Vergleichung der Handſchriften. — 8) Bruchſtücke einer lateiniſchen Handſchrift des vierten Jahrhunderts von dem Leben und der Lehre des Ulfilas, herausgeg. von G. Waitz, mit Abbildungen der Handſchrift. Hannover 1841. 4. — 9) J. A. Schmeller Glossarium Saxonicum zu ſeiner Ausgabe des Heliand, d. i. der altſächſiſchen poetiſchen Evangelienharmonie. München 1840. 4. — 10) Graffs Althochdeutſcher Sprachſchatz, Heft 21, enthaltend D—T, ſo daß nur noch Z und S übrig bleiben. — 11) A. Kretzſchmer und Zuccalmaglio Deutſche Volkslieder mit ihren

16

Digitized by Google

Original-Weiſen H. 13. 14. Berl 1841. — 12) L. Erck und W. Irmer. Die Deutſchen Volkslieder mit ihren Singweiſen. H. 6. — 13) G. Marbach, Deutſche Volksbücher Nr. 18—21, enthaltend: Ritter Wigolais vom Rade; Deutſche Lieder zu Schutz und Trutz; Hirlanda. Leipz. 1841. 8. — 14) San-Marte (A. Schulz), die Märchen des (Waliſiſchen) rothen Buches von Hergeſt. Halle 1841. — 15) Zober, Zur Geſchichte des Stralſunder Gymnaſiums. Zweiter Beitrag. 1841. — 16) Dr. L. Puttrich. Denkmale der Altdeutſchen Baukunſt: a) im Preußiſchen Sachſen. Heft 7. 8. Freiburg an der Unſtrut; b) in den übrigen Sächſiſchen Ländern. Heft 4—6.

In den darauf folgenden 3 Monatsverſammlungen des Mai, Juni und Juli las: 1) Dir. Bonnell eine Charakteriſtik des unlängſt verſtorbenen, durch ſeine Thätigkeit zur Beförderung Deutſchen Sinnes unter der Jugend vielfältig verdienten Directors Spilleke. 2) Derſelbe die in dieſem Bande unſrer Jahrbücher oben S. 86 abgedruckte Abhandlung über den Deutſchen Unterricht auf dem Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium. 3) Direct. Zeune über Heinrich von Oſterdingen als Dichter des Nibelungenliedes *).

*) Gedruckt in dieſem Bande S. 141.

Lücke.

## Druckfehler.

S. 45 Z. 18 v. o. leſe man: im eintauſend zwei hundert vier und achtzigſten Jahre.

Digitized by Google

# Inhalt

## des vierten Bandes.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Nibelungen. Von v. d. Hagen. | 1 |
| II. | Der Wald von Breciliande und die Quelle von Baranton. Von San-Marte. | 13 |
| III. | Ueber die Ausſprache fremder Eigennamen im Deutſchen. Von Karl Tamms. | 30 |
| IV. | Ueber die Sage vom Rattenfänger zu Hameln. Von Lütcke. | 44 |
| V. | Ueber das Verhalten des Deutſchen Wortrhythmus in dem Deutſchen Versrhythmus. Von Zelle. | 62 |
| VI. | Altdeutſche Baukunſt und Bildnerei. Bericht über: Pommerns Kunſtgeſchichte. Nach den erhaltenen Denkmälern dargeſtellt von Dr. F. Kugler. Stettin 1840. 8. Von v. d. Hagen. | 75 |
| VII. | Der Deutſche Unterricht auf dem Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium zu Berlin. Von E. Bonnell. | 86 |
| VIII. | Ueber die Dichtungsarten. Von Bormann. | 94 |
| IX. | Der Nibelungen Noth. Von v. d. Hagen. | 103 |
| X. | Volk, Deut und Leut. Von Friedrich Ludwig Jahn. | 114 |
| XI. | Brun Sconenbek, Magdeburgiſcher Dichter, und ein Ritterſpiel der Bürger Magdeburgs im Jahre 1226. Von A. F. Riedel. | 121 |
| XII. | Erzählung von dem erſten Auftreten der Geißelbrüder zu Magdeburg im Jahre 1349. Von A. F. Riedel. | 123 |
| XIII. | Altdeutſches Fabelbuch. Von Joſeph Niclas Kovachich v. Senqvitz. | 126 |
| XIV. | Iſt Heinrich v. Oſterdingen Verfaſſer der Nibelungen-Noth? Von Auguſt Zeune. | 141 |


Digitized by Google

Seite

XV. Altdeutſches Gedicht von Chriſti Leben und Tod. Von Dr. Weigand. . . . . 148

XVI. Willirams Verdeutſchung des Hohen Liedes. Von v. d. Hagen. 153

XVII. Jakobs von Maerlant Blume der Natur, oder Gedicht von den Thieren (Beſtiarius) und übrigen Naturreichen. Von v. d. Hagen. . . . . 174

XVIII. Bernhard Freidank und Siegfried Helbling. Von v. d. Hagen. . . . . 194

XIX. Goethe. 1. Das alte und neue Spiel vom Dr. Fauſt. Von v. d. Hagen. . . . . 211

2. Die Floh-Diſſertation. Von v. d. Hagen. . . . . 225

XX. Jahresberichte über die Arbeiten der Geſellſchaft und Ueberſicht der neuen wichtigſten Werke Deutſcher Sprache und Alterthumskunde in den J. 1839—41. Von Lütcke. . . . 231

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY DUPL
32101 038071104

Digitized by Google

Digitized by Google